This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

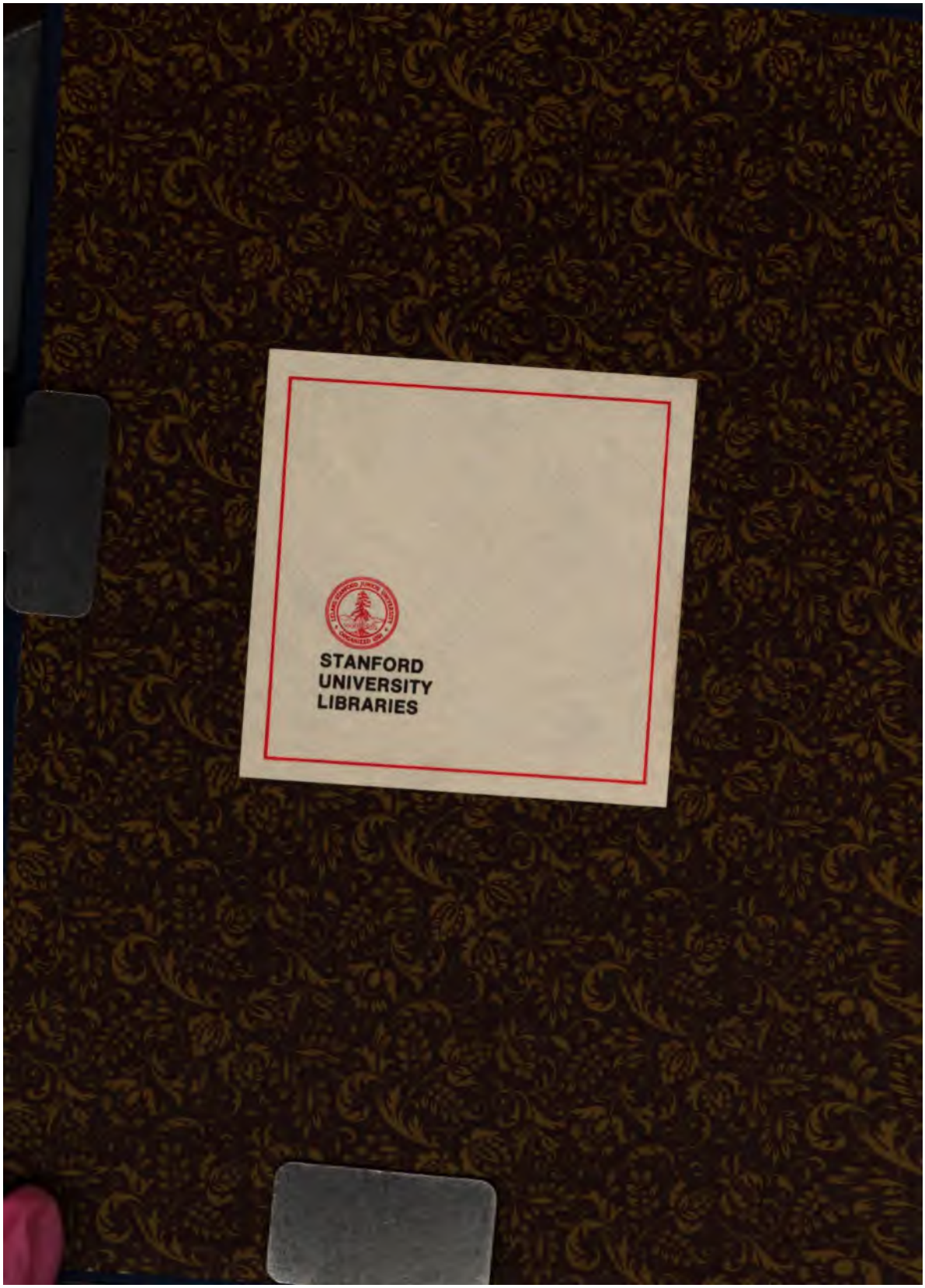
Auf dem Kriegspfad gegen die Massai

Eine Frühlings-Fahrt nach Deutsch-Ostafrika

von

Friedrich Kallenberg.

C.H. Becksche Verlagsbuchhandlung
Oscar Beck.


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Elmurani (Massaikrieger) vom Jipesee.

2365 Kräusel

Auf dem Kriegspfad gegen die Massai.

Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika

von

Friedrich Kallenberg.

Mit 1 Titelfarbendruck, 8 Tonbildern und 78 Textabbildungen
nach dem Skizzenbuche des Verfassers,
nebst einer Karte der Pangani-Kilimandscharo-Route.

München 1892.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
(Oskar Beck).

E04587

D 410
K28

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Seitdem das Banner des Deutschen Reiches über dem ostafrikanischen Schutz- und Interessengebiete zur Entfaltung gelangte, hat es wohl kaum einen Zeitpunkt gegeben, welcher zum Studium der Sachlage an Ort und Stelle lauter herausgefordert hätte, als der gegenwärtige. Die Verlegung des Schwerpunktes unserer politischen und kommerziellen Aktionskraft von Sansibar nach dem Festlande, der mit Erbitterung geführte wirtschaftliche Kampf zwischen einem alten und einem jungen Weltreiche, der der Erschließung und vollen patriotischen Anerkennung noch harrende Kolonialbesitz, die teilweise Ungefügigkeit der eingeborenen Stämme und nicht zum letzten die weit auseinander gehenden Urteile über deutsche Kolonialarbeit überhaupt — alle diese Momente sind gewiß geeignet, das Interesse vieler lebendig zu erhalten und lassen es begreiflich, ja wünschenswert erscheinen, daß auch dann und wann einmal ein einfacher Tourist den Versuch wagt, ein auf eigener Anschauung beruhendes Bild von Deutsch-Ostafrika mittels einer Reise dahin zu gewinnen, die an sich schon vielseitigste Anregung und Ausbeute verspricht.

Wer nun gleich dem Verfasser schon als Knabe in der Sahara wanderte, später die Dschungeln Hinterindiens durchstreifte, die Schneefluchten des Fuhsi-no-Yama in den tiefblauen Äther ragen sah, dem wird, bindet ihn auch vieles an die Heimat, der Entschluß nicht allzu schwer fallen, den Fuß vorübergehend auf afrikanischen Boden zu setzen. So beschloß ich denn, meinen lange gehegten Wunsch auszuführen, und plante für den Frühling 1891 die immerhin nicht ganz kleine Unternehmung einer Fahrt nach Deutsch-Ostafrika. Während des kalten Winters von 1890 auf 1891 erschien mir Afrika in meiner lebhaften Einbildungskraft als ein wahres Eldorado, wo ewiger Frühling wohne. Was mich trieb, war aber doch nicht nur die von meinen Vätern ererbte Wanderlust und Wißbegierde,

sondern es lockte mich zugleich der Wunsch, auf der Tropenreise einmal so recht meiner Leidenschaft fröhnen und meine Skizzenbücher mit Zeichnungen und Aquarellen füllen zu können. Möge übrigens der Leser nicht glauben, daß ich meine Reisevorbereitungen leichtsinnig getroffen und überhastet hätte. Für eine Afrikareise bedarf es gründlicher Vorbereitung nicht nur nach Seiten der Beschaffung von allerlei Utensilien, sondern auch in Hinsicht auf die Kenntnis des Landes. Nur indem man sich die Errungenschaften anderer Forschungsreisender ganz zu eigen macht, auf ihnen weiter zu bauen und sie mittels des eigenen Urteils und der Verwertung eigener Erfahrungen zu ergänzen sucht, wird man sich für die unvermeidlichen Entbehrungen und Strapazen, die nun eben einmal immer noch mit einer Afrikareise verbunden zu sein pflegen, belohnt fühlen. Mittels unserer modernen Verkehrsmittel gelangt man heute bequem und rasch nach Ostafrika, auch die Verbindung zwischen den hauptsächlichsten Küstenhäfen ist eine vollkommen geregelte, das Reisen nach dem Innern des Landes jedoch ist selbst auf kurze Entfernungen noch ebenso beschwerlich wie vor dreißig Jahren, und erfordert daher umsichtigste Vorbereitung, will man nicht großen Leiden entgegengehen. Mit Recht sagen unsere afrikanischen Pioniere: „In Afrika ist alles anders, als man sich's vorher gedacht hat."

Die Wahrheit dieses Worts erfuhr ich nun auch an mir selbst, und fast möchte ich sagen, das Dunkel, welches noch immer weite Strecken des afrikanischen Kontinents einhüllt und nur zeitweilig und blitzartig von überraschenden Bildern durchbrochen wird, es schwebte auch über meiner Reise. Denn hinausgezogen als harmloser Tourist mit Pinsel und Palette und zu einer „Frühlingsfahrt", von der ich meinte, daß sie lediglich Gelegenheit gebe, von schönen Landschaftsbildern zu erzählen, wurde ich schon nach wenigen Wochen Aufenthaltes auf afrikanischem Boden Teilnehmer an jenem siegreichen Feldzuge gegen die fürchterlichen Massai, welche unter dem Namen der Massai-Kilimandscharo-Expedition bekannt geworden ist. Bildet diese Expedition einen bedeutungsvollen Abschnitt in der historischen Entwickelung unserer Kolonie, so wird man sich nicht wundern, wenn sie nun auch zum eigentlichen Centrum des vorliegenden Buches wird. Die nachfolgenden Blätter,

welche zum erstenmal den Bericht eines Augenzeugen und Teilnehmers über diesen kleinen, aber in der Entwickelung unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie bedeutsamen und auch an ethnographischen Ergebnissen merkwürdigen Feldzug an die Öffentlichkeit bringen, erhalten hierdurch ein Interesse, das weit über dasjenige hinausgeht, das meine Reise hätte beanspruchen dürfen, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, von Major von Wißmann zur Teilnahme an jener militärischen Expedition bevollmächtigt zu werden. Es ist mir daher ein Bedürfnis, Herrn Major von Wißmann hier im Vorwort meinen besonderen Dank für diese Liebenswürdigkeit auszusprechen. Übrigens behielt ich doch auch während dieser kriegerischen Zeit mein anderes Reiseinteresse fest im Auge, und was mein Skizzenbuch bei dem raschen Vormarsche der militärischen Expedition etwa an landschaftlichen Aufnahmen einbüßte, das gewann es auf der anderen Seite durch die Gefechtsbilder, deren es mir mehrere vergönnt war festzuhalten, sowie durch die hochmerkwürdigen Massai-Typen, die der Leser auf den folgenden Blättern finden wird.

Wer nach unseren Kolonien reist — und hätte er selbst keine andere Absicht, als die eine Frühlingsreise zu machen, neue Eindrücke zu gewinnen und sein Skizzenbuch mit Bildern nach der Natur und dem Leben zu füllen, — kann sich nur äußerst schwer der Versuchung erwehren, über die unseren deutschen Kolonialbesitz betreffenden wirtschaftlichen und politischen Fragen mitzusprechen und mitzuurteilen. Ich will unumwunden gestehen, daß ich es gerade heutigen Tags für außerordentlich gewagt halte, ein abschließendes Urteil über irgend eine dieser in der deutschen Heimat so viel und so leidenschaftlich erörterten Fragen zu fällen. Täglich — das beweist von neuem die Vernichtung der Expedition v. Zelewskis und der Tod des Freiherrn v. Gravenreuth — zeigt sich ja unser Kolonialbesitz, zumal aber Ostafrika in anderem Lichte, jetzt ein verheißungsvolles Eden, bald darauf ein tosender See, in dessen Wellen die Wünsche der Kolonialfreunde rettungslos unterzugehen drohen. Bald darauf glätten sich die Wogen und man sieht, daß die Befürchtungen übertrieben waren. Sind einerseits solche Wandlungen untrennbar von den Anfängen kolo-

niale Machtentwickelung, so entmutigen und beirren sie anderseits doch denjenigen, welcher es versucht, kritischen Stoff aus ihnen zu schöpfen.

War ich daher auch nach Kräften bemüht, neben der Füllung meiner Skizzenbücher mit bildlichem Material, von dem die Leser dieses Buches zahlreiche Proben finden, auch kritisches Material zur Beurteilung von Land und Leuten zu sammeln, so schien es mir im Hinblick auf das soeben Gesagte doch geboten, mit abschließenden Urteilen sehr zurückzuhalten, es sei denn, daß handgreifliche Belege für dieselben gegeben waren oder meine Ansichten mit jenen der berufensten Afrikakenner sich im Einklange befanden. Dagegen verschmähte ich es nicht, neben all dem Interessanten, das meine Wanderung in Afrika bot, auch der reizvollen Bilder zu gedenken, die vor Beginn der eigentlichen Afrika-Tour schon unterwegs in rascher Aufeinanderfolge an dem Reisenden vorübergezogen und ihn trotz des fernen Zieles, dem er zusteuerte, fesselten. So die Besteigung des schnee- und eisumhüllten Vesuv, die Fahrt durch den Suezkanal, die Eigentümlichkeiten des Roten Meeres, an dessen arabischen Ufern ich einst viele Monate zugebracht, die Erlebnisse an Bord des „Bundesrat" und anderes.

Für Leser, die sich etwas eingehender unterrichten wollen, habe ich noch zwei Anhänge beigefügt.

Ich lege nun das Buch vertrauensvoll in die Hände des Lesers. Möge es da und dort offene Thüren finden und einer nicht allzu strengen Beurteilung begegnen. Auch die geringste Anerkennung wird mich erfreuen und ermutigen. Denn ich zähle nicht zu denjenigen, welche Afrika für alle Zeit den Rücken kehren, wenn es sie einmal rauh angefaßt (dessen muß jeder gewärtig sein, der sich dahin begiebt), sondern ich hege den sehnlichen Wunsch, daß die Aufnahme dieses Buches mich ermutige, die begonnenen Studien fortzusetzen, und dem Leser später ähnliche und wie ich hoffe, vervollkommnete Schilderungen meiner beabsichtigten Durchwanderung des Seengebietes u. s. f. vorlegen zu können.

Bayreuth, im März 1892.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort III

Erstes Kapitel.

Brennerpaß — Rom — Neapel — Pompeji — Vesuv 1

Zweites Kapitel.

An Bord des Bundesrat — Der Suezkanal — Das Rote Meer — Aden — Kap Guardafui — Passiren der Linie — Ankunft in Sansibar 12

Drittes Kapitel.

Sansibar — Beschaffenheit der Insel und Stadttypen — Die deutsche Kolonie — Urteile über Kolonialfragen — Bagamoyo 33

Viertes Kapitel.

Reisepläne — Die französische Mission — Urteile der Missionare — Löwenjagden — Reise-Vorbereitungen — Pangani — Die Prügelstrafe 41

Fünftes Kapitel.

Die Patres Rohmer und Blanchard — Anwerbung der Träger — Aufbruch nach dem Kilimandscharo — Landschaftliches — Das erste Lager auf Buschiris Schamba — Einiges über die Träger 50

Sechstes Kapitel.

Die Karawanenwege — Pongwe-Lewa — Qua fungo — Mruasi — Die Waschamba 58

Siebentes Kapitel.

Beschwerlicher Marsch nach Korogwe — Das Dorf und seine Bewohner — Mauri — Mtalawanda — Aufbruch nach Masinde 66

Achtes Kapitel.

Merkwürdige Lage von Masinde — Das Fort — Sultan Simbodja — Leutnant Stenzler von den Massai zur Umkehr gezwungen — Besteigung der Augusta-Viktoria-Höhe 74

Neuntes Kapitel.

Seite

Ankunft der Wißmannschen Expedition — Wißmanns Persönlichkeit — Emin Pascha — Organisation der Massai-Kilimandscharo-Expedition — Elmurani — Über afrikanische Speere — Die Massai 84

Zehntes Kapitel.

Wißmann geht nach der Küste — Aufbruch der Massai-Kilimandscharo-Expedition — Marscheinteilung — Mkumbara — Der Mkumasi — Kihungwe — Ndungu — Erste Nachrichten über die Massai — Sturm auf einen Kraal bei Ndungu (12. März 1891) — Wir erbeuten tausend Stück Vieh — Beschreibung der Massaikraals — Rückkehr in das Lager 97

Elftes Kapitel.

Im Paregebirge — Mein Esel fällt mit dem Gepäck in den Fluß — Gonja — Wasserfälle — Die Routen nach dem Kilimandscharo — Panik im Lager — Kisuani — Erster Anblick des Kilimandscharo — Pare Mdimu — Maji Kununua — Das Paregebirge und seine Bewohner — Verschiedene Steppencharaktere 110

Zwölftes Kapitel.

Anblick des Jipesees und des Ugueno-Gebirges — Siegreiches Gefecht mit den Massai-Elmurani am 17. März bei Maji Kununua — Gefangennahme der Weiber und Kinder — Pare Mouleni — Lager in Mukujuni und Verfolgung der Massai 119

Dreizehntes Kapitel.

Weitere Verfolgung der Massai (18. März) — Angriff auf unsere Nachhut — Lager am Uguenogebirge — Ugueno — Der Jipesee — Lager daselbst — Umgehung des Sees im Nordwesten — Die Karawane tief im Sumpfe — Marsch durch Wüste und Urwald — Die Expedition verirrt und ohne Wasser — Einzug in die Landschaft Kahe — Die Eingeborenen . . . 129

Vierzehntes Kapitel.

Abmarsch der Väter nach Kilema — Flußübergänge — Beschwerlicher Marsch nach Moschi — Das Fort — Der Kibo und Kimawenzi — Das Merugebirge — Die Wadschagga — Übergabe der Station an v. Witzleben — Herr v. Eltz — Sultan Mandara — Moschis Klima — Schauri mit den Massai-Anführern — Heuschrecken 147

Fünfzehntes Kapitel.

Abmarsch nach Taveta — Unerwartete Wendung — Wir gehen südlich durch den Busch nach den Sümpfen des Jipesees — Antreffen von sieben Rhinozerossen — Jagd auf dieselben — Eintritt der Regenzeit — Pare Serenda — Der gerade Weg ist nicht immer der beste — Auf den alten Schlachtfeldern — Ankunft in Kisuani — Simbodja und Muanamata schließen Blutsfreundschaft 160

Sechzehntes Kapitel.

Seite

Briefe aus der Heimat — Eine Giraffe erlegt — Ankunft in Masinde — Korogwe — Wieder in Lewa — Dreiundzwanzigstündiger Marsch nach Pongwe — Meine Ankunft in Pangani — Einzug der Massai-Kilimandscharo-Expedition — Entbehrungsvolle Überfahrt nach Sansibar und Marsch durch die Insel — Ankunft im Posthotel zu Sansibar 168

Siebzehntes Kapitel.

Der „Reichstag" grüßt stumm die Rhede von Sansibar — Einschiffung auf demselben — Lindi — Mozambique — Delagoabay — Dar-es-Salaam — Wieder in Sansibar — Heimkehr 178

Anhang:

I. Vergleichender Überblick über die Bodenverhältnisse und den landschaftlichen Charakter des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes mit besonderer Rücksicht auf die nordöstlichen Gebietsteile 188

II. Grundzüge einer rationellen Expeditionsführung und Ausrüstung . . 193

Abbildungen.

Seite

Elmurani (Massaikrieger) vom Jipesee. Farbiges Titelbild.
Sansibar 36
Mauri 72
Überfall des Kraals am 12. März 1891 106
Gonja 110
Das Paregebirge bei Kihungwe am Mkumasi 120
Der Jipesee 134
Galleriewald 142
Der Kibo von Moschi gesehn 152

Abbildungen im Text:

Seite

Der Vesuv im Jahre 1891 . . . 1
Der „Bundesrat" im Mittelmeer . 12
El Kantara 16
Suez 17
Esel-Kavallerie in Suez 20
Der Sinai 21
Atakaberge bei Suez 22
Aden (Europäisches Viertel) . . . 23
Habendove-Beduine 24
Somali-Kamelreiter 25
Kap Guardafui 32
Sansibar aus der Vogelschau . . 33
Offiziersmesse in Bagamoyo . . . 39
Bagamoyo nebst dem Fort . . . 41
Pangani. Deutsches Fort 46
Usagarahaus in Pangani 47

Neuntes Kapitel.

Seite

Ankunft der Wißmannschen Expedition — Wißmanns Persönlichkeit — Emin Pascha — Organisation der Massai-Kilimandscharo-Expedition — Elmurani — Über afrikanische Speere — Die Massai 84

Zehntes Kapitel.

Wißmann geht nach der Küste — Aufbruch der Massai-Kilimandscharo-Expedition — Marscheinteilung — Mkumbara — Der Mkumasi — Kihungwe — Ndungu — Erste Nachrichten über die Massai — Sturm auf einen Kraal bei Ndungu (12. März 1891) — Wir erbeuten tausend Stück Vieh — Beschreibung der Massaikraals — Rückkehr in das Lager 97

Elftes Kapitel.

Im Paregebirge — Mein Esel fällt mit dem Gepäck in den Fluß — Gonja — Wasserfälle — Die Routen nach dem Kilimandscharo — Panik im Lager — Kisuani — Erster Anblick des Kilimandscharo — Pare Mdimu — Maji Kununua — Das Paregebirge und seine Bewohner — Verschiedene Steppencharaktere 110

Zwölftes Kapitel.

Anblick des Jipesees und des Ugueno-Gebirges — Siegreiches Gefecht mit den Massai-Elmurani am 17. März bei Maji Kununua — Gefangennahme der Weiber und Kinder — Pare Mouleni — Lager in Mukujuni und Verfolgung der Massai 119

Dreizehntes Kapitel.

Weitere Verfolgung der Massai (18. März) — Angriff auf unsere Nachhut — Lager am Uguenogebirge — Ugueno — Der Jipesee — Lager daselbst — Umgehung des Sees im Nordwesten — Die Karawane tief im Sumpfe — Marsch durch Wüste und Urwald — Die Expedition verirrt und ohne Wasser — Einzug in die Landschaft Kahe — Die Eingeborenen . . . 129

Vierzehntes Kapitel.

Abmarsch der Väter nach Kilema - Flußübergänge — Beschwerlicher Marsch nach Moschi — Das Fort — Der Kibo und Kimawenzi — Das Merugebirge — Die Wadschagga — Übergabe der Station an v. Witzleben — Herr v. Eltz — Sultan Mandara — Moschis Klima — Schauri mit den Massai-Anführern — Heuschrecken 147

Fünfzehntes Kapitel.

Abmarsch nach Taveta — Unerwartete Wendung — Wir gehen südlich durch den Busch nach den Sümpfen des Jipesees — Antreffen von sieben Rhinozerossen — Jagd auf dieselben — Eintritt der Regenzeit — Pare Serenda — Der gerade Weg ist nicht immer der beste — Auf den alten Schlachtfeldern — Ankunft in Kisuani — Simbodja und Muanamata schließen Blutsfreundschaft 160

Sechzehntes Kapitel.

Seite

Briefe aus der Heimat — Eine Giraffe erlegt — Ankunft in Masinde — Korogwe — Wieder in Lewa — Dreiundzwanzigstündiger Marsch nach Pongwe — Meine Ankunft in Pangani — Einzug der Massai-Kilimandscharo-Expedition — Entbehrungsvolle Überfahrt nach Sansibar und Marsch durch die Insel — Ankunft im Posthotel zu Sansibar 168

Siebzehntes Kapitel.

Der „Reichstag" grüßt stumm die Rhede von Sansibar — Einschiffung auf demselben — Lindi — Mozambique — Delagoabay — Dar-es-Salaam — Wieder in Sansibar — Heimkehr 178

Anhang:

I. Vergleichender Überblick über die Bodenverhältnisse und den landschaftlichen Charakter des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes mit besonderer Rücksicht auf die nordöstlichen Gebietsteile 188

II. Grundzüge einer rationellen Expeditionsführung und Ausrüstung . . 193

Abbildungen.

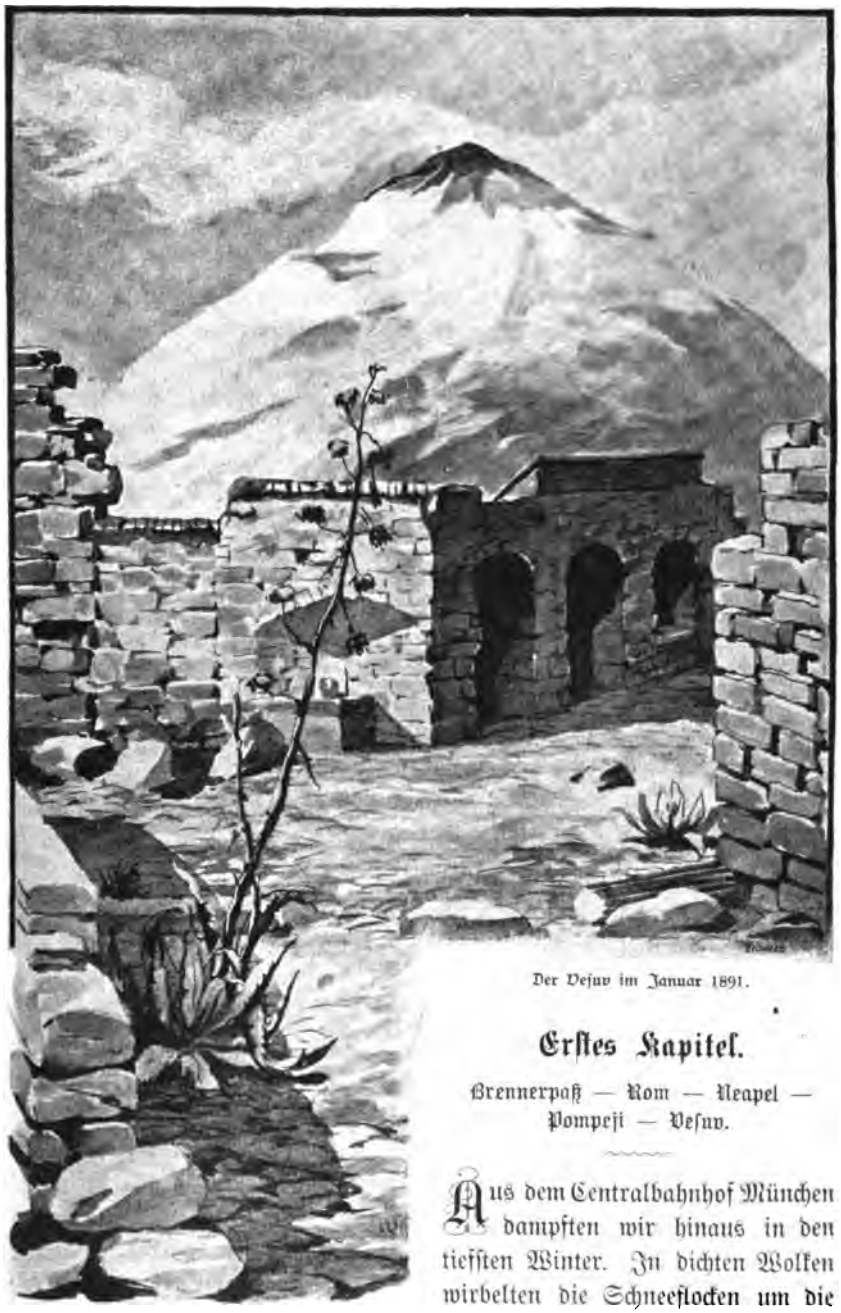
Seite

Elmurani (Massaikrieger) vom Jipesee. Farbiges Titelbild.
Sansibar 36
Mauri 72
Überfall des Kraals am 12. März 1891 106
Gonja 110
Das Paregebirge bei Kihungwe am Mkumasi 120
Der Jipesee 134
Galleriewald 142
Der Kibo von Moschi gesehn 152

Abbildungen im Text:

Seite

Der Vesuv im Jahre 1891 . . . 1
Der „Bundesrat" im Mittelmeer . 12
El Kantara 16
Suez 17
Esel-Kavallerie in Suez 20
Der Sinai 21
Atakaberge bei Suez 22
Aden (Europäisches Viertel) . . . 23
Habendove-Beduine 24
Somali-Kamelreiter 25
Kap Guardafui 32
Sansibar aus der Vogelschau . . 33
Offiziersmesse in Bagamoyo . . . 39
Bagamoyo nebst dem Fort . . . 41
Pangani. Deutsches Fort 46
Usagarahaus in Pangani 47



Der Vesuv im Januar 1891.

Erstes Kapitel.

Brennerpaß — Rom — Neapel — Pompeji — Vesuv.

Aus dem Centralbahnhof München dampften wir hinaus in den tiefsten Winter. In dichten Wolken wirbelten die Schneeflocken um die

dahinstürmenden Waggons, deren Fenster eine solch massive Eiskruste bedeckte, daß man keinen Blick auf die Landschaft zu werfen vermochte. Ich meißelte daher mit dem Taschenmesser ein Guckloch aus, welches von Zeit zu Zeit erneuert werden mußte, da — 21° R. erfolgreich bemüht waren, diesen letzten Ausblick zu verschleiern. Aus der selbst erhebliche Bodensenkungen ausgleichenden Schneedecke ragten in starrer Trauer die Tannen empor, dann und wann erhaschte das Auge einmal den Bruchteil eines oberbayrischen Dorfes, einer Mühle, deren Rad das Eis mit mächtigen Klammern umfaßt hielt, eines mit grasgrüner Kuppel gezierten Kirchturmes. Kann man sich einen größeren Gegensatz vorstellen, als in petto eine Afrikareise und draußen diese Landschaft? Indessen der „Römerzug" fand allenthalben freie Bahn und durcheilte sie rasch, seinem Range angemessen, die kleinen Stationen verschmähend, woselbst die seßhaften Menschlein respektvoll aus den Fenstern blickten. In der Nähe Kufsteins hatte der gestrenge Winter den launenhaften Einfall, die Glasscheiben auf Durchsichtigkeit zu setzen und zwar erfreulicherweise gerade lange genug, um uns die vollen Reize des Brennerpasses bis zu den jenseitigen Abhängen genießen zu lassen. Der Brennerpaß erscheint im Winterkleide ungleich anziehender, als wenn das gleichmäßige Grün des Sommers die Abhänge bekleidet. Schon der Umstand, daß der Schnee nicht überall haften kann, bringt reichere Abwechselung in die Farben. Die Lärchen haben die Nadeln verloren und diese, sowie die Eichen schaffen durch ihr braunes Kolorit ein weiteres Moment, um das Bild zu einem malerischen zu gestalten. Auf der Paßhöhe war die Temperatur bedeutend höher als im Thale. Der Vollmondschein zeigte uns bald im Silberglanze die von krausem Brucheise eingesäumten Ufer der Etsch, sonst ein lustig dahin rauschendes Bergwasser, jetzt schüchtern und halb erfroren über die zahlreichen Klippen kletternd. Zwischen den entlaubten Maulbeerbäumen flatterten wirr die Reben; erst der Frühling wird sie wieder zu Guirlanden vereinigen und der Sommer die dunkelblauen Früchte reifen. Sämmtliche Bahnhöfe bieten den gleichen Anblick; fast völligen Mangel an Reisenden.

In Ala, der italienischen Grenzstation, kommt endlich etwas Leben in die Sache. Zunächst durch die altmodische, aber sich mit Zähigkeit behauptende Verpflichtung, das Gepäck verzollen zu müssen, worin die Italiener auf der Jagd nach Zigarren und Tabak bei weitem gründlicher verfahren, als unsere österreichischen Nachbarn. Auch für das Volumen des Reisegepäcks legen sie ein augenscheinliches Interesse an den Tag.

Wieder lernte ich, wie schon so manches Mal, den Vorzug der Sprachkenntnis schätzen, denn während viele Mitreisende sich in mangelhaften Auseinandersetzungen über den Inhalt ihrer Koffer ergingen, passierte ich rasch die Grenzlinie und vermochte noch andern weniger Glücklichen in deren peinlicher Lage beizustehen. Ein Scenenwechsel erfolgte nicht minder auf Grund des überaus lebhaften Temperaments der Italiener, denn was unsere Bahnbeamten mit kurzen strammen Worten erledigen, erfolgt jenseits der Alpen mit einem Aufwand von Reden und rührender Ereiferung, der zuweilen an das Burleske grenzt. Wohl ein halbes Dutzend mal ertönt das „partenza pronti," bis endlich der Zug sich in Bewegung setzt, obendrein mit erheblich verminderter Geschwindigkeit. Man fühlt, daß das Dienstpersonal nicht so ganz seiner Aufgabe gewachsen ist, wie wir es auf den deutschen Bahnen zu sehen gewohnt sind. Sobald die italienische Grenze überschritten ist, hat die Dampfheizung ein Ende. Als höchst notdürftigen Ersatz für dieselbe werden längliche Kessel, welche heißes Wasser enthalten — sollen, in die Coupés hereingeschoben, um auf allen größeren Stationen gegen nicht viel wärmere ausgewechselt zu werden. Während dieser Prozedur stehen die Waggonthüren trotz unserer verzweifelten Gegenwehr unnötig lange offen, so daß die behaglich stimmende Erwartung, gleichsam im Traum von München nach Rom befördert zu werden, mehr und mehr verschwindet. Mit der fortschreitenden Nacht empfinden wir bis zur Unerträglichkeit den harten Winter 1890/91, welcher das sonnige Italien vom Norden bis zum fernsten Süden in Miskredit gebracht hat. Bologna wird markiert durch jene bekannten unfreundlichen Bilder, durch welche sich größere Stationen nach Mitternacht auszuzeichnen pflegen. Man schließt am liebsten die Vorhänge. Florenz war mit Tagesanbruch erreicht. Die Laternen leuchteten mit rotem, flackerndem Licht auf die beschneiten Geleise. Durch einen heftigen Schmerz in der linken Schulter erwachte ich aus festem Schlummer, denn der Schaffner hatte die Thür aufgerissen und der eisige Zugwind traf mich Ahnungslosen mit tückischer Gewalt. Aber dieser Zwischenfall war bald vergessen, als ein Kellner mit appetitlich dargebotenem Kaffeefrühstück herantrat, welches nicht verfehlte die abgespannten Nerven neu zu beleben. Inzwischen war die Sonne aufgegangen. Die Fahrt von Florenz nach Rom glich dem Gange durch eine Gemäldegallerie, denn ein entzückender Ausblick reihte sich unmittelbar an den nächsten. Um den von strahlenförmigen Schneewehen bekränzten Apennin zogen stahlblaue Wolken, mit ihren scharfen Umrissen keck anstoßend an das südlich warme Himmelsblau.

Zerfallene Burgen und moderne Schlösser, in allen lustigen Farben erglänzende, Hügel beherrschende Dörfer und Städte, kühne Viadukte, Weingärten, Cypressenhaine und Piniengruppen zogen in fast zu hastiger Abwechselung an meinem Auge vorüber und der Schnee lag zuckerig und sauber hingedeckt über das Ganze.

Gegen Mittag entfernten wir uns erheblich von dem östlich gelegenen Apennin und erreichten die römische Campagna. Hier lag nur wenig, teilweise gar kein Schnee. Mir fiel die große Anzahl von Eucalyptus auf; es sind Pflanzungen neueren Datums, und man schreibt ihnen eine heilsame Wirkung auf die Malaria zu. Fast jeder größere Bahnhof erschien besetzt mit Rekruten; es waren sehr gut gekleidete Leute und ihr Betragen ein musterhaftes. Einzelne Teile der italienischen Uniform verdienen entschieden den Vorzug vor den deutschen, z. B. Liegekragen und Gamaschen. Der Stehkragen befördert die Neigung zu Halskrankheiten, behindert das freie Atmen und wir dürfen daher hoffen, daß man ihn in der deutschen Armee nicht allzu lange mehr beibehalten wird.

Endlich erblickten wir die Kuppel von St. Peter und nach kurzer Zeit hielt der Zug im Centralbahnhofe der ewigen Stadt. Ich erkundigte mich nach dem Schnellzuge für Neapel, wurde indessen etwas überrascht durch die Nachricht, daß wegen großer Schneeverwehungen zwischen Ceprano und Caserta ein Zug nicht abgelassen werden könne. Rasch entschlossen packte ich meine sieben Sachen (es waren deren wirklich sieben) einem Facchino auf und bezog in der Nähe des Bahnhofes ein hübsches Privatquartier, deren es in Menge gibt und welche durch die Aufschrift „qui si loca“ kenntlich sind. Man braucht nicht lange zu gehen, bis etwas Vertrauenswürdiges gefunden ist.

Nun mietete ich einen Wagen auf Zeit, die Stunde zu Frcs. 1.50 und ließ mich nach dem Vatikan und der Peterskirche bringen. Nachdem mehr als drei Jahrhunderte über diese Bauwerke hinweggegangen sind, hat der Zahn der Zeit gewaltig an ihnen gearbeitet; die glanzvolle Ausstattung von St. Peter hat zwar wenig von ihrem Werte eingebüßt, aber sehr enttäuscht fühlte ich mich beim Anblick der sixtinischen Kapelle. Die Malereien Michel Angelos sind uns ja hinreichend durch Nachbildungen bekannt, man erwartet daher an Ort und Stelle vermöge der Farbenpracht, großartigen Perspektive und zeichnerischen Vollkommenheit in unwiderstehliche Illusion versetzt zu werden, aber da die Gemälde infolge des übermäßigen Räucherns wie mit einem grauen Schleier überzogen sind, so zieht man sehr bald und wenig befriedigt von dannen.

Im Anschluß an den Besuch des Vatikans machte ich eine Rundfahrt durch die Stadt, besuchte das Kolosseum und setzte damit meinen Streifzügen ein vorläufiges Ziel. Wer auf einer Afrikareise begriffen ist, kann ja leider nicht auf alles Sehenswerte am Wege seine Blicke richten.

Über Rom hinweg fegte ein abscheulicher Nordost und angesichts der höchst mangelhaften Beheizungsverhältnisse, welche selbst im Übrigen luxuriös eingerichtete Zimmer in Italien auszeichnen, war ich recht vergnügt, als im Laufe des Vormittags die Strecke endlich frei wurde und die fröhliche Aussicht auftauchte, das von milderen Lüften umwehte Neapel noch heute zu erreichen.

Die Landschaft zwischen Rom und Caserta glich in der That einer grönländischen Scenerie; daß unter diesen teilweise vereisten Schneeflächen süditalienischer Boden und subtropische Vegetation ruhten, vermochte man sich kaum vorzustellen. Palmen, Feigenbäume, Cypressen, alle standen gebeugt und verkümmert unter den Schneelasten, es war wirklich ein bejammernswerter Anblick, nicht zu reden von dem enormen Schaden, welcher der Landwirtschaft daraus erwachsen mußte.

In der nächsten Umgebung Neapels, welches ja bedeutend tiefer und gegen Nordwinde geschützt liegt, hatte doch die Sonne schon tüchtig mit dem Schnee aufgeräumt. Von der normalen Wärme, die dem Golf von Neapel sonst auch im Winter eigen ist, war wenig zu spüren. Eine ungewöhnliche Ruhe herrschte in der volkreichen und sonst so lebenslustigen Stadt. Selbst die belebtesten Viertel, wie die Via Toledo, Piazza San Ferdinando, die Marina u. s. w. waren abends um 9 Uhr fast ebenso stille, wie die City von London.

Für die Dauer meines viertägigen Aufenthaltes mietete ich einen im weiteren Sinne ortskundigen Führer. Es ist dies eine Ausgabe, welche sich unter ähnlichen Umständen und wenn die Wahl nur einigermaßen günstig ausgefallen ist, gut bezahlt macht. Fortan erhalten wir über alles, was uns auf den Kreuz- und Quergängen durch die Stadt aufstoßen mag, zuverlässige Auskunft, ziehen nicht mit halben Kenntnissen von dannen und vergeuden die Zeit nicht unnütz durch Irrwege, wie so manche Reisende — —.

Im Gegensatz zu einer nicht allzu fernen Vergangenheit erreicht man heute Pompeji rasch mittelst Bahn über Torre del Grecco. Wegen eines Brückeneinsturzes waren wir jedoch ausnahmsweise zu einem zeitraubenden Umwege gezwungen, welcher Übelstand sich durch Truppentransporte noch verschlimmerte.

Mit Rücksicht auf die große Entfernung, die Pompeji vom Krater

des Vesuvs trennt, erscheint es auf den ersten Blick schwierig, sich von der Ausdehnung der damaligen Katastrophe eine richtige Vorstellung zu machen; leichter begreift man die Möglichkeit des Ereignisses, wenn man von der Höhe des Vesuvs aus die Landschaft überblickt.

Der Zutritt zu der antiken Stadt ist zunächst verbarrikadiert durch eine Reihe moderner Gasthöfe, in deren Umkreis schwarzbefrackte Kellner dienstfertig und liebenswürdig umherschwirren, die Fremden zu allen möglichen Genüssen einladend. Wir müssen nun an der militärisch organisierten Thorwache Billet lösen, passieren eine Art Festungswall, gebildet durch ausgegrabene Lava und Asche, sodann die antike Porta Marina und fühlen uns alsbald um 18 Jahrhunderte zurückversetzt inmitten einer unermeßlichen römischen Brandstätte — denn es gibt wohl keinen Ausdruck, der das vor uns liegende Terrain treffender kennzeichnete. Am Eingang zur Rechten befindet sich ein kleines Museum, ähnlich jenem auf der Akropolis zu Athen, welches eine Anzahl weniger kostbarer Funde enthält, während alle wertvollen Objekte, im besonderen die reizenden Wandgemälde, Mosaiken, Gold- und Silberschmuck, Skulpturen in Bronze und Thon unter zum Theil erheblichen Mühen in das Nationalmuseum nach Neapel übertragen wurden und fast täglich noch dahin befördert werden. Die vorherrschenden Farbentöne der pompejanischen Gebäude sind ein helles Grau und Ocker; Marmor fand häufige Anwendung in den Patrizierhäusern, doch erscheint die Herkunft fast immer dieselbe; es ist ein mit bläulichen Adern durchzogener weißer Stein. Die öffentlichen, sowie Privatbäder sind zumeist aus Marmor hergestellt. Was indessen die Bearbeitung des Materials mit dem Meißel anbetrifft, so kommt das in Pompeji Gesehene auch nicht entfernt den altgriechischen Arbeiten gleich und neben wenigen hervorragenden Mosaiken sind es nur die originellen, eine pikante Perspektive und geschmackvolle Farbengruppierung dokumentierenden Wandgemälde, die besonders fesseln. Ein gewisser Reiz liegt auch darin, daß man eine große Reihe griechischer und römischer Sagen hier durch deutliche Illustration erhalten findet.

Da und dort, vornehmlich im Aufbau und in den Verzierungen der Säulen, ergeben sich Anklänge und Nachahmungen ägyptischer Baukunst, wie überhaupt das afrikanische Element mehrfache Spuren aufweist. So auch in Gestalt der Wein- und Ölbehälter, deren Form noch heute in Arabien und Ägypten die gleiche ist. Als das Unglück über Pompeji hereinbrach, war dieses schon eine alte Stadt. Das sieht man unzweifelhaft an den tief in die Steinplatten eingefurchten Geleisen der Wagen,

an den ausgetretenen Stufen, ja in überaus interessanter Weise an den Brunnen, woselbst jene Stellen, wo die Hände aufgelegt und der Mund zur Öffnung geführt worden, auffallend verwetzt sind. Bemerkenswert erscheinen die in den breiteren Straßen häufigen ovalen und fußhohen Steinblöcke, welche den Passanten als Übergang zum jenseitigen Fußsteig dienten. Obwohl vieles, zunächst wohl das Vorhandensein wertvoller Schmucksachen, auf die Plötzlichkeit der Katastrophe hinweist, dürfte dennoch der allergrößte Teil der Einwohner das Leben gerettet haben, sonst müßten viel mehr Leichname gefunden werden, als thatsächlich zum Vorschein kommen. Die größere Hälfte der Stadt ruht freilich noch unter der Erde und die mit Eifer fortgesetzten Ausgrabungen mögen in Zukunft manche Überraschungen bringen. Täglich arbeiten um einen Lohn bis zu 5 Franken für sehr geschickte Leute, 150 Menschen; während meiner kurzen Anwesenheit wurde ein mit schwarzgrundierter Malerei geschmücktes Atrium bloßgelegt. Es gewährt einen hohen Genuß, diesen Trümmern nach mehr denn 1800 Jahren das Sonnenlicht wiedergeben zu können. — Der Schnee lag noch an vielen Stellen, wie überhaupt der Winter sehr merkliche Spuren in Pompeji hinterlassen hat. Aber an allen Ecken und Enden blickt das satte Himmelsblau zwischen den Säulen und zerfallenen Mauern hindurch und der beschneite Vesuv verleiht den antiken Bildern allenthalben einen unvergleichlich großartigen Hintergrund.

Anfänglich lag eine Besteigung des Vesuvs in Verbindung mit dem Besuch Pompejis keineswegs in meiner Absicht, weil ich es für unmöglich hielt, beides an einem Tage fertig zu bringen. Die Anregung hierzu ging vielmehr vom Besitzer des Hotels de Suisse aus, der meinte, wenn ich ein guter Reiter und Bergsteiger wäre, so vermöchte ich ohne Überanstrengung auf den Gipfel und zum letzten Zuge nach Torre del Grecco zu kommen.

Zwar hat man eine Bahn auf den Vesuv gebaut, doch diese lag tief im Schnee begraben, während die Besteigung des Berges unter den gegebenen Verhältnissen immerhin als ein Wagnis gelten konnte.

Nach kurzer Mittagsrast galoppierte ich mit meinem ortskundigen und liebenswürdigen Führer durch die freundlichen Weingärten und Cypressenhaine, welche den weitausgebreiteten Kegel des Vesuvs gleich einem grünen Kranze umgeben; das Material der Reitwege besteht hier bereits aus lockerem Lavaboden. Meinem Begleiter schien es unumgänglich, mich angesichts der bevorstehenden Arbeit in gehobene Stimmung zu versetzen, denn noch ehe das Klettern begann, hatten wir schon zweimal

Halt gemacht, um den köstlichen goldklaren vino del Vesuvio, draußen Christusthränen genannt, in ungewöhnlich tiefen Zügen zu kosten, wodurch der angegebene Zweck allerdings erreicht wurde.

Gar bald bleibt auch der letzte Rest von Pflanzenwuchs zurück. Mühsam klettern die Pferde über die schwarzen, von blinkenden steifen Schneefeldern durchzogenen Schutthügel. Dann und wann wandelt mich die Lust an, zur Schonung des keuchenden Tieres abzusteigen. Indessen, da ich nicht wußte, wie groß die meiner harrenden Anstrengungen sein würden, drängte ich den Gedanken wieder zurück und that gut daran. Mittelst der Pferdekräfte gelangt man auf nicht allzu steilen Pfaden so ziemlich bis zur halben Meereshöhe des Vesuv; dann, auf einem fast flachen Absatz, der gegen die Berghänge hin sogar stark geneigt verläuft, bleiben die Pferde unter freiem Himmel zur Rast, die Rückkehr der Reiter unter Aufsicht eines Burschen erwartend.

Eine kleine, von gewaltigen Schneewehen eingebaute Senkung, wo etliche morsche, aus früheren Zeiten stammende Tragstühle umgestürzt liegen, überschreitend, erreichten wir jenen steilen, in gerader Flucht aufsteigenden Aschen- und Lavamantel des Vesuv, dessen Begehung die Hauptschwierigkeit des Unternehmens bildet.

Heute kam nun noch als erschwerend hinzu der tiefe, auf weite Strecken in eine glatte Eisdecke verwandelte Schnee. Der Führer ging voran. Ich hatte immer in seine Fußstapfen zu treten, womit indessen absolute Sicherheit noch keineswegs erreicht war, denn der Mann, des Schnees ungewohnt, glitt mehrmals recht derb aus und lief Gefahr, abzurollen. Daher suchte ich bald meinen eigenen Weg, um nicht anläßlich eines Falles mitgerissen zu werden. Einen zweiten, ganz untauglichen Führer, hatte ich schon gleich zu Anfang heimgeschickt. Um die glatte Eisdecke, deren magnesiumartiger Reflex des Sonnenlichtes den Augen sehr wehe that, praktikabel zu machen, mußte man den Fuß tief einstoßen, auf diese Weise die oberste harte Kruste durchbrechend. Schon nach 20 Minuten war die bedenklichste Stelle überwunden, wir beschritten noch einmal für kurze Zeit ein Schneefeld und strebten alsdann verhältnismäßig mühelos, wenngleich oft auf allen Vieren über große Lavablöcke kletternd, dem Gipfel in gerader Richtung zu. Die letztere war gegen das Reglement, denn der von uns benützte Pfad wurde gemeinhin nur für den Abstieg, der ja bedeutend leichter ist, gewählt. Aber erstens war die Zeit knapp bemessen, zweitens hatte ich junge, durch das Radfahren trainirte Kräfte zuzusetzen, so daß eine Erschöpfung nicht zu fürchten war.

Wir mochten etwa 500 Meter Weglänge unter dem Kraterrand sein, als wir zum erstenmale die eindringliche Sprache des Vesuv zu hören bekamen. Das erregte und spornte meine Neugierde selbstredend außerordentlich, zudem der alte Geselle 1891 eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt und respektable Rauchmassen auspustet, die in Gestalt einer langgestreckten, vom eisigen Nordwind rasch dahin getragenen Wolke über unsern Häuptern schwebten.

Von Schnee war nichts mehr zu erblicken, dagegen begann der Boden eine fühlbare Wärme auszustrahlen, zur Linken und Rechten dampften etliche Miniaturkraterchen und es roch allenthalben stark nach Schwefel. Der Kraterrand erschien in deutlichen Umrissen und malerischen Farbentönen: Auf schwarzem Aschengrunde bis zum konzentriertesten Gelb und Karmoisinrot zusammengeworfene Schwefel-, Phosphormassen und Salzkrystalle, die in reizendem Kontrast gegen die tiefblaue Atmosphäre abstachen. Je mehr der Berg sich verjüngte, desto stärker drangen die Rauchwolken auf uns ein, so daß wir schließlich ganz von unerträglichen Schwefeldämpfen umgeben, zu einer Abschwenkung nach Westen genötigt waren, um dem Gipfel hinter dem Winde beizukommen.

Das intensive Brummen, Poltern, Zischen und Donnern des Kraters, dessen breiter rosaroter Feuerschein jetzt klar vor Augen stand, stellte manchmal die Nerven auf eine harte Probe, aber der Wissensdrang überwog weitaus jede andere Empfindung. „Vorwärts!“ Das war mein einziger Wunsch.

Es war ein wunderbares, tief in meinem Gedächtnis eingeprägtes Schauspiel, welches sich uns nach wenigen Schritten bot. Wir standen auf der sanften, von frischen Auswurfteilen übersäeten Wölbung des Kraterrandes. Etwa 50 Meter im Durchmesser haltend, umschrieb er mit seinem weiten, zu einem Drittel von den emporgestoßenen Qualmmassen verdeckten Bogen einen zweiten Krater, welcher die eigentliche Feuereſſe bildete! Hier gab es für das menschliche Auge keinen tieferen Einblick, — wie aus dem Mörser geschossen flogen die weiß- und rotglühenden Lavastücke in großer Zahl zum Himmel empor, um aus beträchtlicher Höhe fontänenartig in unserer nächsten Umgebung niederzufallen. In Zwischenräumen von vier bis fünf Minuten erfolgte stets eine größere Explosion und dann beugten wir uns zur Erde und breiteten die Hände über den Kopf, um diesem Geschützfeuer kein allzu bequemes Ziel zu bieten. Trotzdem war es, da ich den sinnverwirrend großartigen Anblick so lange als möglich genießen wollte, nicht zu vermeiden, daß ein rot-

glühender Erzklumpen mit Wucht auf meine rechte Schulter fiel und dem Überrock ein bleibendes Mal aufdrückte. Von diesem Geschoß trennten wir ein Stück, gruben, während es noch geschmeidig war, eine 10 Centimes-Münze dazwischen und begossen es mit Lacrimae Christi zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Augenblick. Aber nicht nur die Thätigkeit des Vulkans, sondern auch der Ausblick auf das in unermeßlicher sonnenbestrahlter Fläche hingelagerte Meer, auf Capri, Ischia einerseits, die Berge von Sorrent, Castellamare und den binnenländischen Appenin andererseits, fesselten das Auge fortwährend. Über der Ebene lag ein unbeschreiblich zarter, im Osten schon abendlich violettblauer Schleier, der mehr und mehr an den edel gezeichneten Höhenzügen emporkletterte. Und der Schnee, diese hier so seltene Gabe der Natur, bildete auch jetzt wieder ein reizvolles Moment, das nicht ertötend, sondern belebend einwirkte auf die ohnehin paradiesisch schöne Landschaft.

Der Abstieg vollzog sich rasch. Denn in weiten Sätzen, oft bis an die Hüften im Schnee versinkend und die Schuhe angefüllt mit diesem und feiner Asche, übersprangen wir die Abhänge. Nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir unsere Rosse wieder erreicht und trabten nun im Abendsonnenschein schweigend und — was mich anbetrifft mit dankbaren Gefühlen — in die lachende Ebene hinab. In Bosco tre case wurde uns eine Mahlzeit bereitet, nach deren Beendigung wir einige geradezu hinreißende Vorträge auf der Mandoline zu hören bekamen. Da war es zum erstenmal, daß mir die wehmütigen schmelzenden Lieder Neapels in voller Empfindung entgegentönten.

Obgleich Neapel noch heute eine der schmutzigsten Städte Europas genannt werden darf, so ist nichtsdestoweniger ein wesentlicher Fortschritt innerhalb des letzten Jahrzehnts zu konstatieren. Hervorzuheben wäre vor allem das mindestens äußerliche Verschwinden des Lazzaronitums infolge der allgemeinen Wehrpflicht und eines besseren Polizeikorps, sodann als von hohem sanitären Werte eine prächtige Wasserleitung, deren sprudelnde Ausläufer in allen Straßen Segen spenden, ferner eine große Anzahl Neubauten, ja die Entstehung ausgedehnter eleganter Boulevards und Esplanaden an Stelle jenes zwar malerischen, aber höchst unreinlichen Viertels westlich von St. Lucia. Dieses selbst besteht noch in der alten ekelhaften Verfassung. Den Stolz der Neapolitaner bildet neuerdings die mit geschmackvollen, künstlerischen Details ausgestattete, auch im Umfang großartig wirkende Galleria Umberto I., in Nachahmung der bekannten Gallerie Vittorio Emmanuele in Mailand.

Nichts indessen erregte meine Aufmerksamkeit mehr, als das hinsichtlich seines Inhalts unübertroffene Aquarium. Ich vermag hier selbstverständlich nur wenige Einzelheiten zu schildern, aber diese sind interessant genug. Der vorzüglichste Wert eines Aquariums beruht auf dem Umstand, daß durch dasselbe die einzig mögliche, überaus bequeme Gelegenheit geboten ist, das Naturell der Tiere unausgesetzt zu beobachten. Neben den bedachtsamen, mit einer gewissen Eleganz ausgeführten Bewegungen der Seespinnen, Hummern u. s. w. interessierte besonders die fabelhafte Behendigkeit, das fortwährende Lauern und Absuchen der jungen Haie, die sich also schon in früher Jugend für das spätere Banditenleben vorbereiten. Eine große Reihe aus den tropischen Gewässern stammender Fische mußte von dem Wärter mittelst einer Stange erst aus dem Sande aufgestöbert werden, worin sie sich der Kälte wegen vergraben hatten. Eine große Seezunge wollte sich durchaus nicht stören lassen und wies die Angriffe des Wärters mit heftigem Zubeißen zurück. Höchst charakteristische Erscheinungen traten bei der Fütterung der Polypen zu Tage, welche als unkenntliche Klumpen an den Tuffsteinen festgeklammert saßen. Es wurde eine Seespinne an der Schnur herabgelassen und in der Nähe des Ungeheuers auf und nieder bewegt. Alsbald begann dasselbe sich in quellende, sehr unheimliche Bewegung zu setzen, der monströse Kopf trat weit hervor und ein Fangarm nach dem andern löste sich von dem Felsen, sofort schlangenartig in der Richtung des Opfers hinausgreifend. Nun erfolgte ein blitzschnelles Haschen, ein Schluck, die Spinne war verschwunden und der Polype saß wieder unbeweglich fest.

Ähnlicher Episoden gab es noch mehrere. Sehr schön wirkt das gedämpfte Licht der Couloirs, in welche nur die smaragdgrüne Ausstrahlung der Aquarien fällt, so daß man sich auf dem Meeresgrunde wähnt und Schillers Taucher recht lebhaft vor die Seele tritt.

Der „Bundesrat“ im Mittelmeer.

Zweites Kapitel.

An Bord des „Bundesrat“ — Der Suezkanal — Das Rote Meer — Aden — Kap Guardafui — Passieren der Linie — Ankunft in Sansibar.

Als ich am 27. Januar die Gondel bestiegen hatte und aus der malerischen Phalanx der Segelschiffe hinausbog auf die Rhede von Neapel, präsentierte sich der „Bundesrat“ in vollem Wimpelschmuck zu Ehren des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers. Obwohl ich schon viele Meere befahren hatte, so war es doch das erste Mal, daß ich einen deutschen Passagierdampfer betrat. Ein freundliches „guten Tag“ tönte mir entgegen, von allen Seiten schlugen vaterländische Laute, süd- und norddeutsche an das Ohr des Weitgereisten und ich vermag die Empfindungen nicht zu schildern, welche mich in jenem Augenblick bewegten. Wir fühlen leider nicht immer gleich lebhaft, daß wir Deutsche sind, dafür kommt es uns bei solchen Gelegenheiten mit doppelter Gewalt zum Bewußtsein.

Die „Deutsche Ostafrika-Linie“ machte zu jener Zeit ihre Probefahrten, um erst vom März ab in regelmäßigem Kurs zu gehen. Demnach hatte die Gesellschaft erst mancherlei Erfahrungen zu sammeln, und es ist erklärlich, und verzeihlich, wenn nicht alles so Prima erschien, als es andere Kompagnien auf Grund langjährigen Studiums der Passagierbedürfnisse zu bieten in der Lage sind. Die Verpflegung ließ wenig zu wünschen übrig, dagegen waren der Bewegungsfreiheit der Reisenden durch Frachthindernisse unbillige Grenzen gezogen, woran zunächst die Reichsregierung Schuld trug. Denn anstatt für die Beförderung umfangreicher Bootteile, transportabler Häuser aus Wellblech und dergleichen unhandliche Fracht einen speziellen Dampfer zu chartern, wurde dies alles den Schiffen der D.-O.-A.-L. aufgeladen, deren Passagiere teuere Überfahrten bezahlen und sich nicht rühren können.

Vieles ist im Laufe dieses Jahres besser geworden, so hat z. B. die Verpflegung ganz erstaunliche Fortschritte gemacht, der Fahrtenplan wurde erheblich erweitert, die Überfahrtspreise sind fast um ein Drittel herabgesetzt; um so mehr ist es zu beklagen, daß selbst in offizieller Eigenschaft reisende Deutsche die französische Post vorziehen, um noch größere Bequemlichkeit genießen zu können, der deutschen Sache also ein kleines Opfer nicht bringen wollen.

Nach dem Abendessen knallten die Champagnerpfropfen, Toaste auf unseren Kaiser wurden ausgebracht und zwei gewandte Zitherspieler trugen nicht wenig zur fröhlichen Stimmung bei. Am folgenden Tage lag freilich mehr als die Hälfte der Gesellschaft an jämmerlichem, durch das Schlingern des Dampfers verstärkten Kater darnieder.

Der „Bundesrat" setzte seine Reise in mäßigem Tempo und unter nicht ungünstigen Verhältnissen fort. Zwar verhüllte nächtliches Dunkel die landschaftlich geradezu einzig schöne Straße von Messina, doch gelangten wir bald in Sicht von Kap Krio, der Südwestspitze von Candia. Hat man das Glück, ziemlich dicht unter Land zu passieren, so gewährt das kandiotische Hochland einen herrlichen Anblick. Es ist, als ob eine gigantische Berggruppe der Alpen hineingetragen worden wäre in das tiefblaue Mittelmeer, als ob man ihr dann ein viel farbenreicheres Kleid angezogen, aber die schneebedeckten Gipfel als heimatliches Erbe gelassen hätte.

Fern im Osten der von einem tapfern, in stets erneuten Anläufen um seine Unabhängigkeit kämpfenden Hirtenstamme bewohnten Sphakia glänzen die Firnfluchten des Ida und streben in ein Kolorit zusammen mit dem zarten Himmelsblau. Weil es der äußerste Vorposten Europas ist, so betrachtet man lange dieses entzückende Bild und sucht es auf, bis sein letzter Schatten vom Horizont verschwunden ist. Überdies sind wir hernach während dreier Tage der Einsamkeit des Meeres überlassen; im besten Falle dampft der Steamer einer andern Linie vorüber und wir suchen seine Nationalität und Fahrgeschwindigkeit zu erforschen.

Allmählich nähern wir uns den ägyptischen Gestaden. Im grellen Gegensatz zu der europäischen Küstengliederung am Mittelmeer stehen die nordafrikanischen Uferstrecken. Von Tunis bis zum Nildelta ist es immer dieser sanftgelbe Streifen, nur stellenweise unterbrochen durch Palmenwaldungen und weißglänzende Ortschaften, welcher dem neugierig ausspähenden Wanderer zuerst ins Auge fällt. Nur wenige Meter erhebt sich dort der Wüstensaum über den Meeresspiegel und wenn man ihn endlich erblickt hat, dann trennen uns auch nur ein paar Stunden Fahrt

vom festen Lande. Wer aber mit Tagesanbruch Port-Said erreicht, konnte mit bewaffnetem Auge schon um 10 Uhr abends das wechselnde Aufblitzen und Verschwinden des Leuchtfeuers wahrnehmen, welches in der Höhe von 60 Metern weithin das Meer bestreicht. Dieser Leuchtturm scheint mir ein Unikum zu sein; in der ganzen Länge aus Cement gegossen und mit elektrischem Lichte versehen, steht er auf einem künstlichen Sockel von kolossalen quadratischen Cementblöcken, deren viele Tausende, an Ort und Stelle erzeugt und ins Meer versenkt, als Wellenbrecher weit in die See hinausragen. Trotz dieser prächtigen Vorkehrungen bedient man sich der Untiefen wegen bei der Zufahrt eines Lootsen.

Port Said verdankt seine Entstehung der Gründung des Suezkanals. Die Stelle, auf welcher die Stadt erbaut ist, war vordem von den Fluten des Mittelmeers bespült, wurde aber später mittels des dem Kanal entnommenen Erdreiches dem Meere abgewonnen. Die Straßen sind nach amerikanischem Beispiel in regelmäßigem Viereck angelegt, die Gebäude größtenteils einstöckig und in Fachwerk konstruiert. Nur wenige Privathäuser, die Konsulate und besseren Hotels machen hiervon eine Ausnahme. Schmutz und pöbelhaftes Gesindel und die nur durch die mir glücklicherweise eigene Kenntnis des Arabischen zurückzudrängende Unverschämtheit der Barkenführer ermutigen den Durchreisenden keineswegs zur Besichtigung der Stadt, welche freilich der Sehenswürdigkeiten wenige bietet. Wie in allen Städten, deren hauptsächlichster Gewinn auf dem Fremdenverkehr beruht, ist auch hier der Reisende Gegenstand der Ausbeutung. Es zirkuliert eine Unmenge falsches Geld und ich habe wahrgenommen, daß einzelne Ladenbesitzer die Passagiere aus gesonderten Kassen, welche schlechte oder außer Kurs gesetzte Münzen enthalten, bedienen. Die originellen und schönen Seiten ägyptischen Volkslebens, welche dem Aufenthalte in Kairo ein so hohes Interesse verleihen, treten hier nur verkümmert zu Tage. Anziehend dagegen erscheint uns das Treiben im Hafen, denn stündlich verkehren Dampfer aller seefahrenden Nationen; sie halten meist kurze Rast, um Kohlen einzunehmen, welche von einer lärmenden Horde in Körben an Bord gebracht werden. Der dabei sich entwickelnde Kohlenstaub lagert häufig gleich einer dunkeln Gewitterwolke über der Scene, und dies ist allerdings keine angenehme Zugabe. Der Hafen besitzt eine durchschnittliche Tiefe von zehn Metern und wird, weil unter dem Einfluß einer starken Dünung, durch fortgesetzt thätige Baggermaschinen vor dem Versanden bewahrt.

Wir nehmen in Port Said nur Kohlen ein und setzen nach wenigen

Stunden Aufenthalt die Reise fort. Nunmehr brennen wir vor Neugierde, die Fahrt durch den Kanal, dieses Wunderwerk moderner Technik, anzutreten. Indessen erging es hier manchem Passagier des „Bundesrat" wie dem Verfasser, welcher gelegentlich seiner ersten Orientfahrt bereits eine hübsche Länge Weges im Kanal vorwärts dampfte, stets in ungeduldiger Erwartung, wann sich das seiner Meinung nach gigantische Bauwerk, flankiert von einer nicht minder eindrucksvollen Zufahrt, zeigen würde. Schließlich mußte er mit der Einsicht vorlieb nehmen, daß die Großartigkeit des Kanals einzig in seiner respektabeln Länge von 86 geographischen Meilen, sowie in dem Aufwand an Zeit und Arbeit, welche die Aushebung der Erdmassen gekostet hat, zu suchen ist. Innerhalb des letzten Jahrzehnts ist ja im Kanal mancherlei Neues geschaffen worden durch Vertiefung, Verbreiterung des Fahrwassers, Kulturanlagen im Umkreis der Stationen, Anwendung des elektrischen Lichts und anderes, aber alle diese Fortschritte verteilen sich auf einen viel zu großen Zeitraum, als daß wir ihrer mit besonderem Nachdruck erwähnen möchten. Das Profil des Kanals hat die Gestalt eines umgestürzten Daches mit abgeflachtem Giebel, 100 bezw. 60 Meter Breite entfallen auf die Wasserfläche, 25 Meter auf die Basis, 10 Meter auf die Tiefe. Ausweichestellen, sog. gares, woselbst Semaphoren zur Benachrichtigung heranlaufender Schiffe funktionieren, sind in durchschnittlicher Entfernung von 10 Kilometern geschaffen. Der Dampferverkehr ist nach bestimmten Vorschriften geregelt. Die Durchfahrtsgebühr beträgt 10 Fr. per Tonne, ebensoviel pro Kopf der Passagiere, so daß ein Handelsdampfer von 3200 Tonnen Laderaum und Kajüten und 150 Passagieren die Kanalfahrt mit Francs 33 500 zu erkaufen hat. Das ist allerdings eine große Summe, indessen wenn man bedenkt, daß durch den Kanal die Fahrt nach Bombay z. B. um 30 Tage gegen früher abgekürzt wird und ein mäßig großer Passagierdampfer der Neuzeit, worunter ich einen Tonnengehalt von mindestens 2500 verstehe, um circa 1500 Fr. pro Tag Kohlen verbraucht, so erscheint die Kanalgebühr immerhin noch als ein gutes Geschäft.

Nur ein Drittel der Kanallänge ist mit teilweise angepflanzten Böschungen versehen, Mauereinfassungen sind auf kurze Strecken in der Nähe von Port Said und Port Tewfik hergestellt, zwei Dritteile des Durchstichs endlich durch natürliche Binnenseen von genügender Tiefe erspart worden. Seit Einführung der elektrischen Lampen, welche am Bug des Dampfers (Segelschiffe benützen niemals den Kanal) befestigt werden, kann die Durchfahrt innerhalb 10—12 Stunden absolviert werden.

El Kantara.

Den Vortritt vor allen andern Schiffsgattungen haben die Postdampfer, welche zu diesem Zwecke am Großmars eine Flagge mit lateinischem P führen. Sobald ein Postdampfer sich nähert, haben alle entgegenkommenden Fahrzeuge in die gares einzutreten, um ihn vorüberziehen zu lassen. Sodann folgen die Kriegsschiffe und zuletzt die coalers. —

Sandstürme, sowie die enorme Verdampfung des Wassers machen fortgesetzte Ausbaggerungen nötig; infolge des losen Grundes und der mangelhaft belegten Böschungen muß die Fahrgeschwindigkeit auf fünf Knoten per Stunde herabgemindert werden, d. h. ein trabendes Pferd wäre wohl imstande, dem Schiffe zur Seite zu bleiben. In den Sommermonaten ist die Hitze zwischen diesen schattenlosen, unmittelbar an Sandwüste grenzenden Böschungen schier unerträglich. Trotz alledem bietet die Reise durch den Kanal manches Interessante. Derselbe steht unter dem Einflusse von Ebbe und Flut des Mittelmeeres, in geringerem Maße auch des Indischen Ozeans. Im Laufe der Zeiten hat sich im Kanal eine ganz eigenartige Fauna gebildet, welche in keinem der beiden vereinigten Meere zu finden ist. Selbst dem flüchtigen Beobachter fällt die große Zahl

Suez.

himmelblauer, etwa zehn Centimeter breiter Quallen oder Tromben auf, daneben beherbergen die Bitterseen Fischspezies, welche außerhalb des Kanals nicht vorkommen. Größere Tiere, wie Delphine und Haifische, bleiben wegen des seichten Wassers fern. In der heißen Jahreszeit bemerkt man zu beiden Seiten des Kanals Luftspiegelungen, die erst mit Sonnenuntergang verschwinden. Das getäuschte Auge erblickt auf zartgekräuselter Wasserfläche eine Menge kleiner Inseln; diese Trugbilder entstehen etwa hundert Schritte vom Kanal entfernt. In Wahrheit haben wir nichts weiter vor uns, als die flimmernde Wärmeausstrahlung der arabischen Wüste. Die Landschaft, welche seit dem Eintritt in den Kanal die denkbar trostloseste gewesen, gewinnt erst bei Ismailia, dem Sommersitze des Khedive, 42 Seemeilen von Port Said, wieder Abwechslung durch einige Dattelpalmen und Olivengärten, um darauf abermals in größte Einförmigkeit zurückzusinken. Die Hitze ist noch qualvoller als bisher, da wir nach der Durchkreuzung der Bitterseen das sogenannte Chalûf, eine steinbesäete Hochfläche, passieren und zwischen 26 Fuß tiefen Böschungen dahingleiten, deren schiefe Sandflächen die Sonnenstrahlen noch intensiver reflektieren, als der wagerechte Boden. Wenn man diesen Teil des Kanals

bei vollkommener Windstille durchfährt, so erlangt man eine ziemlich deutliche Vorstellung tropischer Temperaturen. Übrigens sind die Nächte hier zumeist empfindlich kühl, wie wir ja auch in diesem abnorm kalten Winter bis 600 Meilen südlich von Suez froren, was sich wohl seit undenklicher Zeit nicht mehr ereignet haben dürfte.

Der Karawanenverkehr durch die arabische Wüste kreuzt den Kanal mittels Flügelbrücke bei El Kantara, 25 Meilen von Port Said entfernt.

Wie bekannt, fand die offizielle Eröffnung des Kanals am 17. November 1869 statt: weniger bekannt dürfte jedoch sein, daß der Isthmus bereits im Jahre 1867 so weit schiffbar war, um einen regelmäßigen Verkehr für Kohlendampfer von geringem Tonnengehalt zwischen beiden Meeren zuzulassen. Diese Kohlentransporte geschahen für Rechnung der Peninsular and Oriental S. S. Cy. Der Dampferverkehr von Ismailia bis Suez aber konnte schon am 15. August 1865 inauguriert werden.

Indem wir uns dem Ende des Kanals und Suez nähern, tauchen im Südosten die nördlichen Ausläufer des Sinaigebirges, im Südwesten die Atakaberge auf; beide Gebirgszüge flankieren in ununterbrochener Linie bis zur Höhe von 8000′ bezw. 3000′ den schmalen Golf von Suez. Es sind überaus charakteristische, in Farbe und Modellierung interessante Formationen. Man kann sich dieselben am besten in der Gestalt zusammengestürzter Sandhaufen vergegenwärtigen. Vom Scheitel bis zur Mittellinie fällt das Gebirge beinahe senkrecht, von scharf ausgeprägten Quer- und Steilrissen durchkreuzt, ab. An diese Wände lehnen sich etwa 1500′ hohe pyramidale Sandkegel, die durch Verwitterung und Herabstürzen höher gelegener Gesteinsmassen entstanden sind, und sodann verbreitet sich die Basis des Gebirgszuges in ein steiniges, von den Arabern Serir genanntes Hügelland. Als solches ist es jedoch nicht sofort erkennbar, weil es von dem in beständiger Wanderung begriffenen, orangegelben Wüstensand bedeckt wird. Zu beiden Seiten des Golfes von Suez treten die beschriebenen Höhenzüge bis auf ungefähr vier Wegestunden an das Meeresufer heran und gewähren in ihren abwechslungsreichen, scharfgezeichneten Formationen ein anziehendes Bild. Die Atakaberge sind im Jahre 1881 unter unsäglichen Mühen von mir erstiegen worden; meine Erwartung aber, von ihrem Kamm aus die Citadelle von Kairo erspähen zu können, hat sich der doch allzu großen Entfernung wegen nicht erfüllt. Die ganze Ost- und Westküste des Roten Meeres vom Sinai bis zum Hochland von Asir in Arabia Felix einerseits, von den Atakabergen bis zum abessynischen Hochgebirge andererseits, ist auf solche

Art eingeschlossen; die Bergzüge, sowie das davor liegende Küstenland entbehren bis auf kleine Ausnahmen jeglichen Pflanzenwuchses und aus diesen Umständen erklären sich die abnormen, mit Deutsch-Ostafrika gar nicht zu vergleichenden Temperaturverhältnisse des Roten Meeres und der angrenzenden Landstrecken. Die Sonne entwickelt hier eine Glut, von der sich bei uns niemand einen Begriff machen kann. Ich habe den Sommer 1881 in Djeddah zugebracht und im Juli eine höchste Schattentemperatur von 41° R. abgelesen; im folgenden Jahre betrug die höchste Ziffer sogar 43° R., aber August und September sind noch heißere Monate. Die Nächte bringen keine nennenswerte Abkühlung. Nun ist die erste Folge davon eine beträchtliche Verdampfung des Meeresspiegels, welche neun Monate des Jahres den Himmel mit weißem Dunst umzieht, ein Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre oft über hundert Prozent und weil starke Winde auf dem Roten Meere selten auftreten, im Sommer vielmehr monatelang gänzliche Windstille herrscht, keine Abkühlung während der Nacht. Dieses übelberüchtigtste Klima der Erde stellt auch eine in Sturm und Wetter erprobte Konstitution hart an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Es würde zu weit führen, wollte ich jene zahllosen Leiden aufzählen, welchen der ein gemäßigtes Klima Gewohnte dort preisgegeben ist; nur einige bezeichnende Merkmale mögen hier Erwähnung finden. Es ist nicht möglich, einen Schuh anzuziehen, etwas von der Erde aufzuheben, ein Glas Wasser zu trinken oder eine Treppe zu steigen, ohne daß der Schweiß in großen Perlen sofort Gesicht und Hände bedeckt. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist so groß, daß man auf trockene Kleidung und Wäsche ganz verzichten muß. Jeder Metallgegenstand, welcher nicht vernickelt, gold- oder silberplattiert oder in Öl gebadet ist, rostet, Kleider und Schuhe aus Wollstoffen schimmeln. Infolge des durch die Verdampfung des Meeres in die Atmosphäre übertragenen Chlors schwinden Photographien schon nach wenigen Tagen buchstäblich dahin. Rechnen wir zu alledem die bis zum Rasendwerden gesteigerte Muskitoplage, so wird man gestehen müssen, daß ein Aufenthalt am mittleren und südlichen Teil des Roten Meeres nichts Verlockendes an sich hat. Über unser deutsch-ostafrikanisches Klima wird gar viel raisonnirt und ich selbst habe ja in den nachfolgenden Zeilen mit Jeremiaden darüber nicht gespart, aber es ist ganz gut, wenn man sich dabei noch viel ungemütlicherer Situationen erinnert.

In Suez verspürt man von der Niederträchtigkeit des Klimas noch wenig. Die Luft ist hier trocken und köstlich rein, sogar jener Kairos

vorzuziehen, und ſind auch die Lebensverhältniſſe im übrigen nicht beſonders günſtig, ſo genießt man doch die ſchöne Lage in der Nähe des Sinai, der Moſesquellen und der maleriſchen Atakaberge. Sonnenuntergänge von märchenhafter Pracht ſind häufig. Die Sinaikette glüht in ihrer ganzen Ausdehnung vom leuchtendſten Purpur bis zum tiefſten Violett, den öſtlichen Horizont umſpannt ſchon dämmernde Nacht, die beinahe unvermittelt in weitem Bogen am Firmament emporſteigt, der Mond erſcheint in vollem Glanz hinter den Gipfeln des Sinai, nachdem das Tagesgeſtirn kaum erſt ſeinen Abſchied gefeiert. Senkt ſich kurz nach Mitternacht der Morgentau zur Erde, dann erblicken wir jeden Stern in doppelter und dreifacher Größe bis tief herab zum Horizont gleich einer fernen Fackel; wir ſind verſucht zu glauben, daß der ganze Himmel mit Laternen behangen wäre! Indes dem Monde dürfen wir in ſüdlichen Breiten wenig Gutes zutrauen; wer unbedeckten Hauptes im Mondlicht wandelt, wird bald heftige Kopfſchmerzen verſpüren.

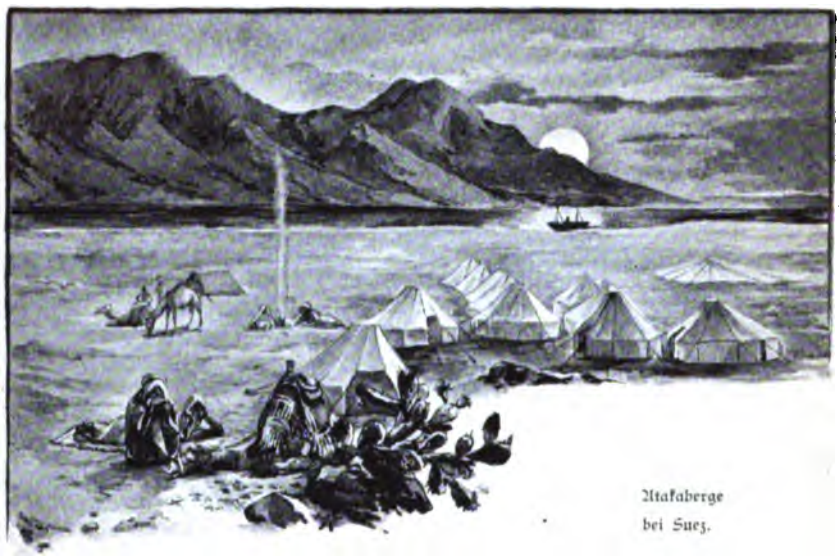
Abgeſehen von der klimatiſchen Unzuträglichkeit hat das Rote Meer auch für die Schiffahrt ſeine bedenklichen Seiten. Vornehmlich ſind widrige Winde und die Korallenriffe Gegenſtand ſteter Beſorgnis der Schiffsführer und eine nicht geringe Anzahl Wracks mahnt zur größten Vorſicht. Die Korallenriffe ſind zahlreich an der arabiſchen Küſte. Sie bauen ſich vertikal und kranzförmig auf und liegen teils über, teils unter der Meeresfläche. Das über dem Meeresſpiegel liegende Riff ragt über dieſen höchſtens vier Meter hoch empor, weil die Brandung die oberen Verzweigungen der Korallen ſtets abbricht und ſich der dadurch gebildete Schutt teils flach auf dem Riff ausbreitet, teils in größere Tiefen ge-

Eſel-Kavallerie in Suez.

Der Sinai.

schwemmt wird. Das seichte Innere der Korallenbank ist von hellgrüner, sehr leuchtender Färbung und verursacht einen malerischen Kontrast zu der dunkeln Bläue der angrenzenden Meerestiefe. Da die Haifische sich nicht in seichtes Wasser wagen, so sind die Korallenriffe die einzigen Plätze, wo Europäer ungefährdet baden können. Freilich hat man dann immer noch die Anwesenheit von Quallen, die bei der Berührung gleich Nesseln brennen und einen wenn auch unschuldigen Ausschlag erzeugen, zu riskieren. Zu den oberwähnten nautischen Schwierigkeiten gesellte sich bis vor wenigen Jahren die ungenügende Anzahl von Leuchtfeuern, denn noch 1884 zählte ich von Suez bis Perim nur drei Lampen. Die größte Tiefe des Roten Meeres beträgt nicht mehr als 200 Fuß. Im südlichen Teile, wo die beiderseitigen Gebirgszüge zu imposanten Höhen anwachsen (Gebel Menacha in Yemen 11000′) und einen Kessel bildend sich immer enger zusammenschließen, herrscht die größte Hitze. Hier, dicht vor der Ausfahrt in den Indischen Ozean, liegt das britische Fort Perim auf einem langgestreckten, jeder Vegetation baren Eiland, dessen unwirtliches, zerklüftetes Gestade durch das Wrack eines eisernen Dampfers keineswegs einladender erscheint. In der Nachbarschaft von Perim stationiert zeitweilig ein englischer Kreuzer, um auf Sklavendhaus Jagd zu machen.

Auf der Höhe des Dahlak Archipels standen dem „Bundesrat“ schwere Böen entgegen. Die Luft war schwül wie vor einem Gewitter. Trotzdem



Atakaberge bei Suez.

der Kurs hier größtenteils dicht unter Land führt, entfesselte der vom abessynischen Hochlande herabwehende Wind eine so hohe See, daß die Back ganz gehörig Wasser schlucken mußte. Am 6. Februar gegen halb 4 Uhr früh lief das Schiff neben Perim, der Sturm fiel fast gleichzeitig ab und der steife Nordostmonsun strich erfrischend durch die weitgeöffneten Fenster und Kabinenthüren. Noch am gleichen Nachmittage ankerte der „Bundesrat" auf der Rhede von Aden.

Welch' seltsames Landschaftsbild breitet sich vor uns aus! Die fruchtbare und an Mineralschätzen reiche Hochebene des südlichen Yemen stürzt hier plötzlich in einen erloschenen, teilweise submarinen Krater ab, dessen nördliche Hälfte in engem Halbkreis die Stadt umschließt. Die zweitausend Fuß hohen Wände, bei Tageslicht von tiefbrauner, des Abends von schwarz-violetter Färbung im Verein mit den davor gelagerten Eruptivblöcken und nackten Steinhügeln sind von düsterer großartiger Wirkung. Weit und breit ist kein Baum, kein Grashalm zu sehen, da es selten öfter als einmal binnen drei Jahren regnet und das Cisternenwasser kaum den dringendsten Bedürfnissen der Einwohner genügt. Man hat unter solch fatalen Umständen zu Kondensatoren seine Zuflucht nehmen müssen, welche das Meerwasser in eine trinkbare Flüssigkeit verwandeln. Alles ringt instinktiv nach Luft und so kommt es, daß die Regierungsgebäude, die Wohnungen der höheren Beamten, das Telegraphen-

bureau u. a. weit umher zerſtreut auf ſteilen Anhöhen erbaut ſind, welche zu erklettern auch nicht zu den Freuden des Paradieſes gehört. Aden gilt für den heißeſten Platz der Erde, iſt jedoch in Anbetracht der Trockenheit und Reinheit der Atmoſphäre nicht ungeſund. Die Gebäude und Straßen ſind durchweg in gutem Zuſtande, erſtere großenteils einſtöckig und an der Front mit jenen breiten, von Steinſäulen getragenen Gallerien verſehen, wie ſie in Indien allenthalben üblich ſind. Sehr viele Häuſer ſehen wir in Bambus konſtruiert, welcher bekanntlich ein ſchlechter Wärmeleiter iſt und jedes andere Baumaterial an Zweckmäßigkeit im tropiſchen Klima übertrifft. Die Einwohnerzahl Adens wird mit 21 500 angegeben, deren größten Bruchteil die Somali bilden. Obwohl in ſozialer Hinſicht am tiefſten geſtellt, bilden ſie doch die herrſchende Klaſſe, da die Engländer nicht mit Unrecht ihre Überzahl und kriegeriſches Weſen fürchten. (Die letztere Eigenſchaft hat ſich Dr. Peters in geſchickter Weiſe zu nutze gemacht und eine ebenſo zuverläſſige als tapfere Expeditionstruppe aus Somalnegern gebildet.) Die Schwarzen ſind ſelbſtredend von ihrem Übergewicht gar ſehr überzeugt und ziehen daraus nach Kräften Vorteile. Angeblich ſollen ihnen namentlich in Streitfällen ziemlich ſtarke Konzeſſionen gemacht werden. Soviel ſteht feſt,

Aden. (Europäiſches Viertel.)

daß während der sanftmütige Hindu es nicht wagen darf, vor einem Briten auf dem Trottoir einherzugehen und falls er sich dieser echt britischen Anmaßung nicht fügt, Fußtritte einheimst, auf die ohnehin frechen Somali eine Rücksicht genommen wird, die wir ihnen nie und nimmer einräumen würden. Die Somalneger sind hochgebaute, muskulöse Gestalten von tiefbrauner Hautfarbe; das ungepflegte, hoch aufwuchernde Haar, häßliche Gesichtszüge und ungestüme Beweglichkeit verleihen ihnen ein wildes Gepräge. Sie sind auch über alle Maßen in abergläubischen Ideen befangen. An diese wenig liebenswürdige Gesellschaft reiht sich der finstere und fanatische Araber aus Hadramaut; sein unduldsamer, argwöhnischer Sinn ist von jeher das größte Hindernis der Forschungsreisen im südlichen Arabien gewesen.

Hadendoye-Beduine.

Zu den bemerkenswertesten Typen Adens gehören ferner die jüdischen Straußfedernhändler, deren Ähnlichkeit mit ihren polnischen Glaubensgenossen in Tracht und Gestalt sofort auffällt. Seit mehreren tausend Jahren leben palästinensische Juden teils nomadisierend, teils Handel treibend im Yemen. Angeblich dem Stamme Ismaels entsprungen, sind sie schon zur Zeit der Himjariten, der Ureinwohner Arabiens, eingewandert und haben sich bis auf unsere Tage, obwohl verachtet und nur geduldet — vielleicht auch gerade aus diesem Grunde — rein erhalten. Die Araber nennen sie „Bajadi" d. i. Verlorene. Viele derselben sind seßhaft in Sana, der Hauptstadt des türkischen Yemen, und haben sich als Handwerker — das Goldschmiedehandwerk ist fast ausschließlich in ihren Händen — zu einiger Bedeutung emporgeschwungen.

Aden, dessen hauptsächlichster Wert ein strategischer ist, bietet naturgemäß wenig Sehenswürdigkeiten. Neben einem einfach stylisierten Monument zum Gedächtnis der bei der Einnahme von Aden gefallenen Bombayfüsiliere sind nur die tanks oder Cisternen von Interesse für uns. Man gelangt dahin über einen steilen, mit Geschützen armierten Felsenvorsprung, welcher die arabische Stadt von dem europäischen Viertel trennt. Nach dreiviertelstündiger Fahrt auf breiter, im Sonnenbrande erhitzter und staubender Straße erreicht man den Eingang zu den Cisternen. Die

Bezeichnung Cisterne trifft hier übrigens insofern nicht ganz zu, als die Wasserbehälter nicht überwölbt sind, sondern als Teiche von großer Tiefe offen zu Tage liegen. Die Reservoirs, in dreiteiligem Terrassenbau übereinandergetürmt, sind von einer nach oben sich verjüngenden Schlucht umrahmt. Diese riesenhaften Wasserbauten sind ursprünglich ein Werk der Himjariten. Den Engländern hingegen gebührt das Verdienst der Wiederherstellung der Cisternen, nachdem dieselben Jahrtausende hindurch unbenützt und mit Unrat angefüllt geblieben waren. Das Wasser, welches sich zur Regenzeit auf der höher gelegenen Ebene und in den benachbarten Schluchten sammelt, wird hier hereingeleitet und muß für den Bedarf mehrerer Jahre ausreichen. Die Wandungen der Reservoirs sind mit Cement bekleidet, breite Stufen führen hinab zum Wasser, wo halbnackte Araber und Schwarze dasselbe unter Aufsicht des Cisternenmeisters in Ziegenschläuche füllen. Hier ist es, wo mit Ausnahme des Gartens des Gouverneurs ein paar Feigenbäume, Bananen und Dattelpalmen kümmerliches Gedeihen finden. Zwischen diesen Felsen, die den größten Teil des Tages von der Sonne beschienen werden, herrscht eine solch unbändige Hitze, daß ich lieber darauf verzichte, sie in Graden zu nennen, ich möchte wohl sonst in den Ruf der Unglaubwürdigkeit geraten. Bezüglich der historischen Vergangenheit Adens sei noch kurz erwähnt, daß die Ostindische Kompanie den Platz im Jahre 1839 besetzte. Den Anlaß hierzu bot die zwei Jahre zuvor geschehene Plünderung eines

Somali-Kamelreiter.

gestrandeten britischen Schiffes durch Unterthanen des Sultans von Lahedsch. Der beutegierige Herrscher büßte die That mit dem Verluste seiner Unabhängigkeit und wurde dem Gouverneur von Aden tributpflichtig.

Der „Bundesrat" machte allmählich wieder klar zur Abfahrt. Nachdem noch ein umfangreicher arabischer Haushalt einschließlich fünf schwarzer Haremsschönheiten heraufgelootst war, verließen wir die von melancholischen Wolken überhangene Wüstenei Adens und dampften fröhlich hinaus in das Indische Weltmeer.

Wir segeln nun lange Tage inmitten der unermeßlichen Fläche des Indischen Ozeans, Hunderte von Meilen fern dem Lande, fern all' der Unruhe und kleinlichen Leidenschaft einer durch ungezählte Interessen bewegten Menschheit, Selbstherren auf wogendem Weltmeer; zu Füßen die Geheimnisse der Tiefsee, über uns das Firmament in reinster Bläue strahlend! Bahnfrei ist die See vom südlichen Eismeer bis zur arabischen Küste, vom Somaliland bis zur Malakkastraße; im blitzenden Silberkleide eilt Woge auf Woge heran und bietet jungfräulichen Gruß dem hochaufbäumenden Bug. Aufgeschreckt von der tiefeinschneidenden Gewalt des Fahrzeuges flüchten Scharen fliegender Fische pfeilgerade über die stürzenden Wellen, muntere rehäugige Delphine spielen tollkühn im schäumenden Gischt des Bugwassers, während leichtbeschwingte Möven ihre Kreise um die Masten ziehen. — Der müde Tag neigt seinem Ende zu; noch einmal blitzt der Glanz der Abendsonne in den flockigen Wellenkämmen und wenn dann tiefe Nacht den Himmel umzogen — welch' ein Schauspiel! Da siehst du ein Meerleuchten inmitten der tosenden Wellen, jede Schaumflocke flüssiges Silber, ein brennendes, glitzerndes Wogenheer bis zum äußersten Horizont, jetzt gespenstisch auf Deck stürmend, jetzt erlöschend in dunkler Flut. Kein Anblick ist diesem vergleichbar! Ruhen endlich die Wogen, breitet sich die See gleich einem blinkenden Spiegel um dich her, so blicke hinab in die smaragdene Flut. Da sind schlängelnde Bänder, Glocken, zartgegliederte Zweige, Quallen, kurz Holothurien in allerlei Gestalt schwebend in durchsichtiger Tiefe. Zwischendurch streift in garstiger Schlangenbewegung der lauernde Hai, begleitet vom treuen „Trabanten." Noch ehe er frech das Schiff umkreist, verraten seine Bahn eine Unzahl halbwüchsiger Fischlein, die in hastiger Eile die Nähe des Räubers fliehen.

Oder im Dunkel der Nacht, wenn der feucht umflorte Himmel nur wenige Sterne zur Erde leuchten läßt, sehen wir plötzlich eine ackerbreite Fläche des Meeres in scharfer Abgrenzung wie von elektrischem Lichte erhellt

und langsam dahinziehend. Das ist ein Heerhaufen wandernder Infusorien, deren winzige Körperchen gleich Johanniswürmchen glühen. Ein ebenso seltener, als befremdender Anblick.

Was ich hier in gedrängter Kürze schildere, ist indessen nicht die Frucht eines, sondern vieler Reisetage. Wochen mögen vergehen in Einförmigkeit und hat man das zweifelhafte Vergnügen, den Monsun bei voller Arbeit zu treffen, so ist es dieser neckische Geselle allein, welcher uns einige Abwechslung verschafft. Diesem flatterhaften Kauz gefällt es nämlich, uns jede halbe Stunde auf das kräftigste zu begießen, nachdem er kurz zuvor noch schönes Wetter geheuchelt. Kolonnen regenspendender Wolkenmassen ziehen herauf, das Deck dröhnt unter den wuchtig herniedersausenden Tropfen und nach zehn Minuten ist der Himmel wieder fein säuberlich, als ob nichts vorgefallen wäre. Dieses tolle Spiel wiederholt sich tausendfach und darf als charakteristische Eigentümlichkeit der Regenzeit unter diesem Himmelsstrich gelten. Obwohl der voll entwickelte Monsun mit fast orkanartiger Heftigkeit auftritt und die Wogen eine recht ansehnliche Höhe erreichen, so sind doch Windstärke und Wellengang regelmäßig und bringen einem seetüchtigen Schiffe keine Gefahr. Freilich sind die Neigungswinkel desselben zu Zeiten von ganz verzwickter Steilheit — im Balancieren auf schiefer Ebene sich einzuüben, hat männiglich Gelegenheit. Das Dinieren unter solchen Umständen gehört deshalb auch zu jenen Beschäftigungen, die eine besondere Geschicklichkeit im Ergreifen, Fest- und Geradehalten von Tafelgeräten erfordern.

Wie das Schicksal die Menschen auf einem solchen Schiff zusammenwürfelt, wo sie sich wohl oder übel vertragen müssen! Langeweile kannten wir nicht. Da ist der „Verwalter", ein grauer Seebär. Er thut bei einem heißen Glase Grog Herz und Mund auf und erzählt uns vom Robbenfang im Behringsmeer, von Walfischjagden in der Südsee und Kämpfen auf Leben und Tod mit den Kanaken. Die Stürme am Kap Horn haben seine faltenreiche Stirn umstrichen, die chinesischen Gewässer sind ihm so geläufig wie der englische Kanal, die Kerguelen so vertraut wie die Lofoten. Der dreiundzwanzigjährige dritte Offizier, ein Pfarrerssohn, dem man sofort die gute Erziehung anmerkt, hat die Urwälder am Orinoco und La Plata durchstreift und weiß auch Bescheid an den afrikanischen Küsten in Ost und West. Mein Gegenüber ist eine Missionarswitwe aus Ansbach, die opferfreudig zum zweitenmale hinauszieht in eine Wildnis bei Mombassa, nachdem das Fieber dort schon ihren Mann dahingerafft. Will man sich über ostafrikanische Verhältnisse unterrichten, so

darf man nur bei dieser vielerfahrenen Frau anfragen. Weiter beherbergt der „Bundesrat“ zwei elegant ausgerüstete Polen, die den Kilimandscharo aufs Korn genommen haben, ferner einen Assessor, den „juristischen Beirat“ Wißmanns; der Schiffsarzt kommt frisch von der Universität, hat noch kein Seewasser geschmeckt und gefällt sich recht gut in seiner neuen Uniform. Schreiber dieses treibt sich mit der arabischen Grammatik viel unter den Moslim herum, die seiner zum Teil verloren gegangenen Kenntnis des Arabischen so eifrig und gründlich auf die Beine helfen, als ob es zwischen Arabern und Christen keinerlei Grenzen gäbe.

Zwischen der deutschen Gesellschaft wandelt einsam und ungesehen eine böse Fee. Die streut schmerzliche Gedanken aus in den schwülen, schlaflosen Nächten, wo man so recht fühlt, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein sei mit seinem Heimweh und angstvollen Träumen. Darum bleiben die wackeren Zahlmeister und Vaterlandsverteidiger fidel bei Kartenspiel und schlechtem Bier beisammen bis tief in die Nacht, denn auch das ewige Schunkeln der Feluke und die Hitze in den Kojen rauben den Schlaf. Wenn die vorzügliche Verpflegung nicht wäre und des Morgens um acht Uhr nicht gleich mit saftigen Beefsteaks der Anfang gemacht würde, so hätten wir schon längst nur noch die Haut über den Knochen. Unter vier Nächten bringt einmal eine gesunden Schlaf.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn den nach Ostafrika ausgesandten Regierungsbeamten die hygienische Anleitung nicht allein auf den Weg gegeben, sondern auch ganz energisch ans Herz gelegt würde, denn es ereignen sich haarsträubende Verstöße gegen die einfachsten Vorschriften. Heute liegen beispielsweise zwei der Herren an Malaria darnieder, da sie sich aller Warnung zum Trotze der glühenden Tropensonne „behufs Abhärtung“ aussetzten. Jetzt werden sie hoffentlich herausgekriegt haben, daß man die Sonne in diesen Breiten fürchten und meiden muß wie ein schleichendes Raubtier. Auch mit den Sprachkenntnissen ist es verzweifelt schlecht bestellt; der eine oder der andere studiert zwar aus eigenem Antriebe das Suaheli, die meisten aber halten das für überflüssig und meinen wohl, der arme Neger soll es ihnen recht bequem machen und seinerseits Deutsch lernen. In England erwächst demjenigen, welcher in den indischen Kolonialdienst tritt, vor allem ein scharfes Examen in Hindustani. Man wird zugeben müssen, daß es unserer geistigen Überlegenheit nicht ganz würdig und illoyal ist, den Negern das schwierige Deutsch aufzuquälen, anstatt sich ihrem Idiom anzubequemen. Ebenso senden die Plantagen- und Handelsgesellschaften augenscheinlich mit Vorliebe Leute

nach Afrika, die möglichst unklare Begriffe von afrikanischen Dingen haben; denn der junge Herr Leutnant, welcher für Rechnung einer Plantagengesellschaft hinausgeht, versteht kein Wort Suaheli und weiß eine Kakaobohne nicht von einem Palmkern zu unterscheiden. Nun, die Prinzipale in Europa müssen ja wissen, ob ein besonderer Vorteil für sie in diesem Verfahren liegt. Aber wenn unter solchen Verhältnissen Reibungen und Aufstände entstehen, wie kann das wunder nehmen?

In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar begab sich ein herrliches Naturschauspiel. Das ganze weite Meer war schneeweiß von Myriaden Infusorien beleuchtet, darüber wölbte sich ein klarer Sternenhimmel; im Westen dagegen hing eine fürchterlich drohende schwarze Wolke. So schien es, als wenn der Welt Ende jetzt gekommen und alles in Auflösung begriffen wäre. Erst um 3 Uhr morgens verschwand die seltsame Erscheinung mit einem Schlage.

Das Schiff scheucht eine Menge fliegender Fische auf. Von Panik ergriffen schießen sie planlos über die Wellen dahin, im Kreise und im Zickzack, zerschlagen sich die Köpfe an den Planken und fallen auch wohl auf Deck.

Die Araberinnen sind nun ganz zahm geworden, „sie fressen bereits aus der Hand", wie der Kapitän sich etwas derb ausdrückt. Die Kabinen haben sie, so gut es gehen wollte, zum harim umgewandelt. Feine Turkestanteppiche decken den Boden und in hübschen duftigen Gewändern liegen die Damen malerisch hingegossen auf den Kanapees und Betten. Die Frau Missionarin stattete denselben wiederholt Besuche ab, während bis jetzt alle Versuche der deutschen Jünglinge, sich einzuschmeicheln, an der Intervention des fetten, baumlangen Eunuchen scheiterten. Gestern kredenzte der Kapitän den schwarzen Mägdelein Champagner; die eine schluckte ihn wie ein Spundloch, die andere nippte und erbrach sich sogleich. — Der Geschmack ist eben verschieden. —

Am zweiten Tage nach der Abfahrt von Aden kam Kap Guardafui in Sicht, eine schmale, etwa 150 Fuß hohe Landzunge, als steile Wand in das Meer abfallend, gegen den Kontinent hin in Sandfluchten von eigentümlich weißer und hellblauer Färbung verlaufend, die wohl von dem krystallisierten Gischt der während des Südwestmonsun weit aufspritzenden Brandung herrühren mag. Mit Recht ist das Vorgebirge von den Schiffern gefürchtet, denn viele Fahrzeuge finden hier infolge einer unglücklichen Täuschung ihren Untergang. Es schiebt sich nämlich südwestlich davon eine ganz ähnliche Formation kulissenartig vor, deren

Ausläufer nach den Segelanweisungen ziemlich scharf gepeilt werden muß. Dadurch wird das eigentliche Kap Guardafui, welches viel weiter vorspringt, aber erst nach Passieren des vorgenannten in kurzer Entfernung in Sicht kommt, für weniger kundige Seefahrer verhängnisvoll. Denn sie glauben das Kap hinter sich zu haben und steuern in der Dunkelheit dem Schiffbruch entgegen. Die Bewohner der Somalikküste sollen Schiffbrüchigen eine Gnadenfrist von 48 Stunden gewähren; wenn sie bis dahin nicht frei kommen, so verfallen Schiff und Ladung, ja man sagt sogar die Passagiere, den Eingeborenen. Auch dulden diese längs der so gefährlichen Ostküste keine Leuchtfeuer. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir vor der brutalen Willkür jener Horden nicht zurückzuweichen brauchen. Im Hintergrunde des Kap, etwa drei Meilen landeinwärts, erheben sich auffallend geradlinige, 2—3000 Fuß hohe Gebirgszüge, der Abfall der Somali-Hochebene. Von da ab legt der Kurs der deutschen Ostafrikalinie weit hinaus nach Südwest, um dann in einem Fahrwasser gegen Sansibar zu steuern, welches die Begegnung eines Dampfers ganz ausschließt, da sämtliche andere Linien der günstigen Strömung halber so nahe wie möglich an der Küste bleiben.

Indessen die Einförmigkeit der Fahrt war nicht von langer Dauer. Unter 5 Grad n. Br. gerieten wir in den Machtbereich des Neptun. Allerhand abenteuerliche und unheimliche Geschichten über sein Regiment liefen auf dem „Bundesrath“ um, die Matrosen schnitten verschmitzte und vergnügte Gesichter, einzelnen minder kouragierten Passagieren klopfte das Herz sehr merklich, so daß man recht deutlich erkannte, daß es nicht auf dem richtigen Flecke saß.

Am 12. Februar nachmittags 4 Uhr knallte auf der Back plötzlich ein Kanonenschuß, Pfeifen, Pauken- und Trommelschlag ließ sich vernehmen und allsogleich erschien im Schmuck eines herrlichen Weißbartes, die Krone auf dem Haupte, den Dreizack in der Hand, Gott Neptun mit zahlreichem, phantastisch aufgeputztem Gefolge. Es waren lauter Hünengestalten, ausgerüstet mit den charakteristischen Werkzeugen, als da sind: Schwert, Sextant, Kompaß, Karte, Rasiermesser, Barbierlöffel u. s. w., sämtlich Gegenstände, die gewissen zimperlichen Herren eminenten Respekt einflößten. Zunächst begab sich Neptun zum Kommandanten, brachte demselben ein Ständchen und forderte das „Besteck“ ab, denn von jetzt ab übernahm Neptun das Kommando des „Bundesrath“ und der Kapitän hatte nichts mehr zu befehlen. Nachdem ihnen letzterer das Besteck und die Segelanweisung übergeben, die schmucken Gesellen auch mit perlendem

Portwein geletzet, gingen sie ans feierliche Werk der Taufe. Alle jene, die den Äquator noch nicht passiert, mußten heran; wer sich drückte, war der Verachtung sicher. Zwar hatte ich den Gleicher schon zweimal überschritten, aber ohne die Taufe empfangen zu haben und so meldete ich mich freiwillig als Täufling. Auf dem Deck war ein umfangreiches Segeltuch bassinartig aufgespannt und mit klarem Seewasser angefüllt, darin zwei Gesellen des Neptun munter umherplätscherten. Als nun die ganze Gesellschaft im Kreise versammelt erschienen, ging der Taufakt folgendermaßen vor sich: Neptun, bewaffnet mit der Liste der Täuflinge, rief jeden einzelnen nach dem Alphabet bei Namen. Der Delinquent wurde alsdann auf den Rand des Bassins gesetzt, zunächst gehörig eingeseift und mit einem hölzernen, 4 Fuß langen Rasiermesser seines Bartes, ob er nun einen hatte oder nicht, entledigt. Sodann faßten ihn die beiden Goliathe mit einem schnellen Ruck von hinten, er purzelte kopfüber ins Wasser und wurde noch etliche Male getaucht, wobei das Gut- oder Schlechtangeschriebenstehen bei der Mannschaft keine geringe Rolle spielte. So werden einige der Täuflinge wohl ihr Lebtag an den 12. Februar 1891 mit weiblichem Grauen zurückdenken.

Nahm die Heiterkeit ohnehin kein Ende, so stieg sie auf den Höhepunkt, als mein Kabinenkollege, ein stämmiger Simson aus Mosbach im Badischen, alsbald nachdem er einmal getunkt war, die beiden Schergen mit seinen kräftigen Armen umfaßte und sie seinerseits trotz verzweifelter Gegenwehr so lange unter Wasser festhielt, bis es ihm selbst genug dünkte. Wutschnaubend und ganz außer Atem pudelten die zwei „Hünen" wieder aus dem Salzwasser hervor und verfuhren dann mit dem nächsten Täufling glimpflich, da sie sehr von Kräften gekommen waren.

Solcherart taufte Neptun 32 Söhne. Nur einer hatte sich heimlich gedrückt, aber der büßt nun schwer für seine Feigheit. Wohin er auch seine Schritte lenken mag — überall ist ihm die Dampfspritze auf den Fersen. Ahnungslos biegt er um eine Ecke — schwaps, empfängt ihn ein kalter Wasserstrahl; in ein Buch vertieft, hockt er in einem „sicheren" Winkel, doch der Schlauch reicht weit und marschiert geräuschlos.

Um 8 Uhr abends war die dienstfreie Mannschaft zum Kommandanten geladen. Da flossen Wein und Bier in Strömen, die Hurrahs und Hochs und viele deutsche Lieder tönten zum flimmernden Sternenhimmel empor und ein fühlendes Herz hatte gerade genug zu thun, um das Übermaß der andrängenden Gedanken zu bewältigen! Wie gemütlich und freudig lebt sichs auf einem deutschen Schiff! Unter dem Zeichen

des südlichen Kreuzes segelten wir dahin, in Kameradschaft und Vaterlandsliebe verbunden, denn die Zeiten sind längst vorbei, wo die Deutschen in der Fremde getrennte Wege gingen. Nächsten Tages sandte Neptun durch den Briefboten jedem seiner Kinder einen fröhlichen Gruß nebst Taufschein, der also lautet: „Dem z. Zt. Passagier des S. S. „Bundesrath“ X. X. bescheinige ich mit Vergnügen, die übliche Taufe auf 0° 0′ Br. empfangen zu haben. Ein würdiges Mitglied des Neptunischen Reiches ist gewonnen, den Segen meiner Allmacht verleihe ich ihm allezeit. Neptun, d. 12. 2. 91.“

Kap Guardafui.

Sanſibar aus der Vogelſchau.

Drittes Kapitel.

Sanſibar — Beſchaffenheit der Inſel und Stadttypen — Die deutſche Kolonie — Urteile über Kolonialfragen — Bagamoyo.

Das Anlaufen des Hafens von Sanſibar, die Navigation an der oſtafrikaniſchen Küſte überhaupt, bildet eines der ſchwierigſten Kapitel der Seemannskunſt. Die Führer der Handelsdampfer, welch' letztere im Gegenſatz zu den Kriegsfahrzeugen mit keinerlei Manövriermaſchinen ausgerüſtet ſind, haben ihre liebe Not, das ihrer Verantwortung anvertraute Schiff ohne Schaden zwiſchen den Sandbänken und Korallenriffen hindurchzubringen, welche in großer Zahl die Ufer der Inſeln und des Feſtlandes einſäumen. So waren denn die erſten Fahrten unſerer oſtafrikaniſchen Linie keineswegs glücklich in dieſer Beziehung. Auch dem „Bundesrat“ wurde eine ſanfte Kolliſion mit einer Sandbank an der Nordweſtſpitze der Inſel Sanſibar nicht erſpart; wir ſaßen einige Stunden feſt, bis es dem Kapitän gelang, ſich ohne fremde Hilfe wieder los zu machen. Daß wir nun darauf mit doppelter Behutſamkeit und im Promenadetempo den

kurzen Rest der langen Seereise vollends abliefen, war mir ganz besonders erwünscht, denn indem der „Bundesrat" gemäß der englischen Segelanweisung dicht unter Land ging, entrollte sich in entzückender Klarheit und Pracht, in fast idealer Geschlossenheit und Anmut ein Vegetationsbild nach dem andern, bis das letzte von gleich malerischem Wert in die lebhafte Gruppierung der Hafenbauten und vielgestaltigen Seeschiffe ausklang. Die zu schattenspendenden Hainen zusammengedrängten Kokospalmen warfen in gleißender Blendung die Strahlen der Morgensonne zurück, die breiten Wedel wogten graziös durcheinander, da der Festlandswind über die Insel strich; in ihrem satten aufdringlichen Grün, als nahezu pedantisch abgerundete Baummassive standen die Mango teils einzeln, teils in Gruppen dazwischen. Auch die acazia vugera, welche die zinnobergrünen Laubkronen wie Präsentierteller auf den zierlichen Verästungen trägt, der Pandanus und Affenbrodbaum erhöhen wesentlich die reizvolle Abwechslung eines Uferstriches, gegen welchen jener Ceylons z. B. weit in den Hintergrund tritt. An der Küste Ceylons fehlt auch vielfach das Unterholz, hier ist es in wuchernden Beständen beisammen und Singvögel nisten darin, nach welchen man in Indien vergeblich sucht. Wo dann das grüne Land vor das Meeresufer tritt, da vermählt es sich mit blendend weißen muschelbedeckten Sanddünen, an denen die langen imposanten Reihen der Brandungswellen in endloser Wiederholung heraufmarschieren.

So stellt sich die Insel dar bei oberflächlicher Betrachtung, anders wenn man in ihre Beschaffenheit tiefer eindringt. Ich habe, was Fremde selten thun, von der Nordspitze ausgehend, in achtstündigem Marsch die Insel durchquert und kann zuverlässige Auskunft über das Innere geben. Das herrliche Landschaftsbild, von welchem man an Bord nur zu rasch den ganzen Vegetationscharakter ableitet, bildet in Wirklichkeit einen schmalen Gürtel, hinter dem sich manches birgt, was der obigen Schilderung höhnend widerspricht. Da gibt es Sümpfe von kilometerweiter Ausdehnung, tiefe reißende Gewässer ohne Brücken, die Pfade sind schmal, konkav ausgetreten, teils sandig, teils ekelhafter Schlick, in welchem man fortwährend ausgleitet. Ohne lange zu fragen, werfen die Kokospalmen ihre, in der Nähe besehen, nichts weniger als zierlichen Wedel kreuz und quer über den Weg, daneben liegen in unordentlichen Anhäufungen enthülste und faule, reife und unreife Nüsse, groß wie Kegelkugeln und kaum geschätzt von den immer satten, träumenden Sansibariten. Man muß lange Zeit durch Sümpfe — und was dasselbe ist — Reisfelder marschieren,

bis endlich das Gelände ein wenig ansteigt, bis man menschliche Wohnungen und bessere Wege erreicht. Dann gibt es aber auch keinen Rückschlag mehr, Schritt für Schritt mehren sich die Zeugen einer durch Naturanlage, Fleiß und Wohlstand hoch entwickelten Bodenkultur; die schmalen Pfade erweitern sich zu breiten Fußwegen, schließlich zu fahrbaren Straßen, welche die angebaute Fläche der Insel in vielmaschigem Netze durchqueren. Allmählich auch umweht uns ein nie gekannter, köstlicher Wohlgeruch, den über alle Beschreibung großartigen Nelkenplantagen entströmend, arabische und indische Villen, noch weiterhin europäische Landwohnungen, Sultanspaläste verflossener Jahrhunderte, kleine Moscheen, halbverfallene und wiederum ganz moderne Brücken liegen eingestreut und reizvoll kontrastirend in dem ewigen Grün, an welchem die Jahreszeiten spurlos vorüber zu gehen scheinen.

Gleich wie die Landschaft, so täuscht die Stadt Sansibar auf den ersten Blick über ihre wahre Beschaffenheit hinweg. Wie waren wir alle entzückt von den seltsamen architektonischen Gebilden, dem von breiten Gallericen umzogenen Sultanspalast, dem in der Nacht von oben bis unten im elektrischen Lichterglanz strahlenden Leuchtturm, von dem pittoresken Aufbau einzelner, besonders in die Augen fallender Häusermassive und wie sehr ernüchterte deren Nähe! Alexandrien gewinnt, je weiter man gegen seinen Mittelpunkt vordringt, ebenso Kairo, in Sansibar schiebt sich koulissenartig alles gegen die Hafenlinie vor, was auf Beachtung Anspruch erheben kann, und dahinter ist das Chaos — eine auffallend große Zahl Negerhütten, deren schmutziggraue Strohbedachungen in nachteiliger Weise den Gesamteindruck beeinflussen. Das Negerviertel nimmt im Rücken der Stadt die volle Breitseite ein, es spiegelt sich in einem ausgedehnten Sumpf, welcher ungesunde Luft verbreitet und nur während der Regenzeit vom Morast zu einem passabeln Seebecken avanciert. Noch viel mehr als in anderen orientalischen Städten begegnet man hier den Versuchen, etliche Wunderwerke europäischer Herkunft heimisch zu machen, aber in unwissende Hände geratend, scheitern sie natürlich regelmäßig. Ein unbenutztes Schienengeleise führt geradenwegs in die Wildnis, in einer lauschigen Hecke, so recht abseits und weit von der Stadt, ruht seit Jahr und Tag die schöne „Sultanee" — die einzige Lokomotive, welche das Auge Sansibars jemals erblickt hat. Ach, wenn sie spätere Generationen einmal finden, reizvoll übergossen von antiker Patina, welch' ein Jubel mag dann losbrechen! Auch die Gaslaternen haben ihre Geschichte, ihre Eigentümlichkeit; sie neigen betrübt nach verschiedenen Seiten die

verbogenen Köpfchen und warten vergebens auf den lichtspendenden Atem, sie sind der schützenden Glasscheiben beraubt und selbst die Petroleumlampe, welche man eingefügt hat, um wenigstens einigermaßen den guten Willen zu markieren, lehnt beschäftigungslos am Laternengerippe. Wozu denn all' der Plunder? Kann denn eine afrikanische Stadt, an deren Ursprünglichkeit niemand etwas tadeln will, die im übrigen harmonisch in den Rahmen ihrer Umgebung paßt, gar nicht auf derlei gewaltsame Kulturanläufe verzichten?

Ich fand den sansibaritischen Typus, namentlich unter den Weibern, keineswegs so sehr durch fremde Rassen entwertet, als ich auf Grund einiger Werke annehmen zu müssen glaubte. Der Araber der besseren Stände präsentiert sich vollkommen rein, sogar in musterhaften Exemplaren, desgleichen der Parsi, der Baniane und Singhalese und ich habe nicht bemerkt, daß gerade diese sehr ausgeprägten Typen sich in Sansibar anders als durch ihr eminentes Talent zum Geldverdienen geltend gemacht hätten. Unter den Suaheli gibt es etwa sechs in Hautfarbe und Schädelform voneinander abweichende Schattierungen, die aber regelmäßig wiederkehren und denen kein Tropfen arabischen Blutes eigen ist, denn alle sind reine Afrikaner. Viel mehr fiel mir auf, wie sehr häufig die Bezeichnung „Araber" seitens der Europäer da angewandt wird, wo sie nicht entfernte Berechtigung hat, man ist gewohnt, als Araber zu bezeichnen, was sich arabisch kleidet, aber mit Unrecht.

Nur flüchtig will ich den sattsam bekannten Umstand erwähnen, daß Seyd Ali ben Seid, der jetzige Sultan, nicht entfernt mehr die Macht seines rühmlichen Vorgängers Bargasch genießt. Er spielt die Rolle eines Vasallen Englands und gefällt sich neuerdings darin, in verschwenderischer Weise Orden an Personen zu verleihen, welche sich derselben durch keinerlei Verdienste würdig gemacht haben.

An Land gekommen, präsentierte ich meine Empfehlungsschreiben bei den Herren Dr. Reinhard, Dragoman des deutschen Konsulats, O'Swald & Cie. und Herrn Hintsch, Vertreter der Elfenbeinfirma Meyer & Co. und wurde von diesen mit soviel Auszeichnung und Liebenswürdigkeit empfangen, daß ich mich für alle Zeit als ihr dankbarer Schuldner fühlen werde. Herr Hintsch öffnete mir sogleich seine freundliche, mit seltenem Komfort und Geschmack ausgestattete Behausung als Absteigequartier. Auf dem flachen Dache dieses Hauses hatte ich einen reizvollen Überblick über Sansibar, ich konnte mich nicht enthalten eine Skizze davon anzufertigen. Man

Sanſibar.

führte mich in den deutschen Klub ein, wo bei meinem Eintritt die Spitzen unserer landsmännischen Gesellschaft eben einer flotten Kegelpartie mit rühmenswerter Schneidigkeit oblagen. —

Meine Leser werden es begreiflich finden, daß ich von nun ab besondere Aufmerksamkeit Äußerungen schenkte, welche sich auf die Neugestaltung und zukünftige Entwickelung der Kolonie bezogen. Mit ehrlichem Schmerz muß ich gestehen, daß die bezüglichen Eindrücke im allgemeinen nicht günstige waren. Von den Plantagenunternehmungen in Tanga und Lewa, eine einzige Gesellschaft ausgenommen, sprach man mit mitleidigem Lächeln und ich werde späterhin offen darlegen, wie berechtigt eine solche Stimmung war. Das deutsch-englische Abkommen aber — das ist die allgemeine Anschauung — hat die schönsten Hoffnungen vernichtet. Seit dem Bekanntwerden desselben, über welches alte ergraute Deutsch-Afrikaner bittere Thränen vergossen, ruht ein lähmender Pessimismus über allen Unternehmungen. Wo es schon vorher am aufrichtigen Ernst, etwas Dauerndes hervorzubringen, fehlte, da sieht man heute Leichtsinn und Mutlosigkeit. Ungeachtet meines besten Willens, nur gutes zu sehen, hat sich in mir die Überzeugung festgesetzt, daß man auf dem bisherigen Wege zu keinen befriedigenden Ergebnissen gelangen wird und indem ich aus dieser Auffassung in Ostafrika nirgends ein Hehl machte, fand ich keinerlei Widerspruch, bei vielen lebhafte Zustimmung. Man glaubt allgemein, daß das zehnfache der von der deutschen Regierung bewilligten Mittel eben hinreichen würde, um den Grund für eine lohnende Ausbeute zu liefern. Die Schutztruppe, an sich ja aus den vorzüglichsten Elementen zusammengesetzt und in vielen ernsten Kämpfen bewährt, bedürfte doch einer bedeutenden Vermehrung, ebenso die Stationen im Innern, um die weiten Ländergebiete derart in die Gewalt zu bekommen, wie es für eine günstige Entwickelung der Kolonie durchaus notwendig ist. Noch streifen in einzelnen Gegenden die Massai mordend und plündernd umher, die Straßen nach den großen Seen sind von den noch nicht unterworfenen Wagogo, Wahehe und Mafiti, tapferen, kriegerisch geschulten Stämmen, beständig beunruhigt, im Südwesten gewinnen die räuberischen Magwangwara mehr und mehr Boden, die friedliche Bevölkerung nach unwirtlichen Gegenden treibend. Im Norden wollen die Wadigo nicht Frieden halten — kurz wohin auch wir den Blick in Ostafrika wenden, überall zeigt sich die Notwendigkeit einer viel stärkeren Machtentfaltung, als solche bisher entwickelt werden konnte. Vielfach auch hörte ich von unbeteiligter Seite gegen die deutschen Militärbehörden den Vorwurf erheben, daß sie Kolonisten

Schwierigkeiten in den Weg legen, anstatt die Ansiedelung zu fördern. Ich selbst vermochte mich in einer Reihe von Fällen des Eindrucks nicht zu erwehren, als ob militärische Expedition, Kolonisierung, ja sogar Mission und Krankenpflege von einzelnen als Sport betrieben würde, geeignet auf möglichst kurzem Wege zu Ehren und Auszeichnung zu gelangen. Trotzdem brauchen wir keineswegs an zukünftigen guten Resultaten zu verzweifeln, denn was wir nach nunmehr sechsjährigen Erfahrungen über Ostafrika wissen, kann nur aufmunternd lauten für alle diejenigen, welche mit dem aufrichtigen Vorsatz, etwas zu leisten und mit tüchtigen Fachkenntnissen ausgerüstet den deutschafrikanischen Boden betreten. Denn bisher scheint es von wenigen Ausnahmen abgesehen, am nötigen Ernst, auch an der Befähigung gefehlt zu haben. Was uns hingegen nicht gleichgültig lassen darf, vielmehr unsere größte Aufmerksamkeit herausfordert, das ist die geräuschlose aber mit rapiden Erfolgen fortschreitende Entwickelung des Kongostaates in den Gebieten westlich vom Tanganjika. Die Fahrbarmachung der zahlreichen Zuflüsse des oberen Congo hat in den letzten Jahren ganz erstaunliche Fortschritte gemacht und diese Verkehrserleichterungen auch in den entlegensten Verwaltungsbezirken des Congostaates brachten bereits eine Ableitung von Handelsprodukten nach den Küstenplätzen des Atlantischen Ozeans zuwege, die uns Deutsche höchlichst interessieren muß. Um es kurz zu sagen: ein großer Bruchteil der Ausfuhr, welche bisher ihren Weg nach Sansibar genommen, bewegt sich heute congoabwärts nach Boma. Dem gegenüber ist es unerläßlich, daß wir in beschleunigtem Tempo und mit Aufbietung viel größerer Mittel, als bisher bewilligt wurden, eine glatte Verbindung mit den Seen herstellen, denn sonst möchten die Worte Bambergers sich erfüllen, daß die ostafrikanische Kolonie „wertloser Besitz" sei.

Meines Bleibens in Sansibar war nicht lange. Einerseits mußte ich irgend einen Punkt an der Küste ohne langes Besinnen als Basis einer Reise in das Innere wählen, anderseits lief schon am folgenden Tage früh 7 Uhr der „Hindu" nach Bagamoyo, woselbst Stationschef Leue, (jetzt Bezirkshauptmann in Dar-es-Salaam) als interimistischer Vertreter des Reichskommissars fungierte und an welch' ersteren meine Empfehlungen lauteten.

Zwischen Sansibar und Bagamoyo liegen nur vier Stunden Fahrt mit dem Dampfer; eine Dhau aber kann bei widrigem Winde 1 2 Tage unterwegs sein. Der „Hindu" ist ein mäßig großer Dampfer, der sich durch schnelle Fahrt und ein prachtvolles Deck auszeichnet, weshalb es

sehr zu wünschen wäre, wenn er aus dem Charterverhältnis in unsern endgültigen Besitz überginge.

Das jenseitige Ufer ist sehr niedrig, man erblickt es erst nach Zurücklegung der halben Distanz. Von der Rhede aus macht Bagamoyo einen zwar freundlichen, aber nichts weniger als großartigen Eindruck. Das Ufer ist hier, wie gesagt, ganz flach, Palmenwaldungen, zwischen welchen ein großer Teil der Gebäude versteckt liegt, bilden den etwas einförmigen Hintergrund. Nur einzelne umfangreiche Mimosen und wilde Feigenbäume beleben das Bild. Bagamoyo wäre unzweifelhaft Sitz des Gouvernements geworden, wenn es einen Hafen besäße; seine Rhede ist gefährlich, auch fehlt es hier, gleichwie in allen unseren ostafrikanischen Häfen, an seetüchtigen Leichtern, so daß das Laden heute noch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist. Die großen Seeschiffe liegen hier eine bis zwei Seemeilen vom Lande ab.

Offiziersmesse in Bagamoyo.

Den Strand beherrschen in unmittelbarer Wassernähe die deutschen Stationsgebäude, etwas zurückliegend und von Baumgruppen umgeben befindet sich die Offiziersmesse, zugleich in Parallele mit der vornehmsten, 20 Minuten langen Handelsstraße Bagamoyos. Ich kann nicht beurteilen, welchen Persönlichkeiten zunächst das Verdienst gebührt, die Stationsgebäude in so zweckentsprechender und imposanter Gestalt aufgerichtet zu haben, aber ich war erstaunt, zu sehen, was hier geleistet worden. Keinem andern Platz, Pangani vielleicht ausgenommen, ist ein so vorwiegend militärischer Charakter aufgeprägt wie Bagamoyo. Obwohl dadurch die freie Bewegung des einzelnen etwas gehemmt erscheint, so liegt die Notwendigkeit eines solchen Zustandes doch jedermann klar vor Augen. Denn da wir den Eingeborenen nicht mit Geld imponieren können, so muß es mit militärischer Macht geschehen, ganz abgesehen davon, daß noch immer keine anderen als militärische Expeditionen nach dem Innern reisen können, sobald es sich um mehr als acht Tagemärsche handelt.

Zu Bezirkshauptmann Leue lernte ich einen Mann von sehr hervor-

ragendem Talent für die Behandlung afrikaniſcher Geſchäfte kennen. Ein Hüne von Geſtalt, immer vorſichtig und voll anſteckenden Humors, im Herzen ehrlich und liebenswürdig, hat ihn Afrika bis heute verſchont, obwohl es ſonſt keineswegs glimpflich mit ſeinen Gäſten zu verfahren pflegt. Herr Leue nahm Kenntnis von den Empfehlungsſchreiben und widmete ſich trotz großer Arbeitsüberlaſtung meinen kleinen Angelegenheiten mit dankenswerter Bereitwilligkeit, ſo daß allen ferneren Schritten die Wege geebnet waren.

Bagamoyo.

Das Fort.

Viertes Kapitel.

Reisepläne — Die französische Mission — Urteile der Missionare — Löwenjagden — Reisevorbereitungen — Pangani — Die Prügelstrafe.

Es entstand nunmehr die große Frage, nach welcher Richtung im Innern ich mich wenden wollte. Es schienen zwei Möglichkeiten offen zu stehen. Mr. Jameson, der Bruder desselben Jameson, gegen den seinerzeit die ungeheuerliche Anklage erhoben worden war, daß er kalten Blutes die Abschlachtung eines Negermädchens im Momente der That in sein Skizzenbuch eingetragen habe, war eben in Bagamoyo gelandet und hatte bei Chef Leue vorgesprochen. Seine Absicht war, mit zwanzig Trägern Tippu Tipp aufzusuchen, um von diesem Beweismaterial zur Entkräftung jener Anklage zu erhalten. Er setzte große Hoffnungen auf den Umstand, daß der einflußreiche Araber mit seinem (Jamesons) nunmehr verstorbenen Bruder sehr freundschaftliche Beziehungen gepflogen und ohne Zweifel genau von dem Hergange der traurigen Begebenheit unterrichtet sein mußte. Jameson befand sich bei meiner Abreise von Sansibar angeblich noch im Innern; hat er nun seinen Zweck erreicht oder nicht, so verdient das aufopfernde Unternehmen, mittels dessen er den Bruder in den Augen der

Welt zu rehabilitieren bestrebt war, gewiß Bewunderung. Ich faßte den Gedanken, mich diesem Jameson anzuschließen und teilte ihm meine Idee mit. Obwohl er sie nicht geradezu von sich wies, bemerkte ich doch bald, daß ihm meine Begleitung nicht besonders erwünscht war und kam selbstredend rasch von der Sache zurück. Auf Anraten von Chef Leue, der die Reise nach dem Kilimandscharo in verführerischen Farben schilderte, entschied ich mich sodann endgültig für den Anschluß an eine Karawane, welche die französische Mission ihrem P. Gumendinger nach Kilema schicken wollte und die in ihren Vorbereitungen schon so weit vorgeschritten war, daß ich sie, wenn ich mich beeilte, eben einholen konnte. Ehe ich indessen über meine Angelegenheiten zu berichten fortfahre, noch einige Worte über die französische Mission in Bagamoyo.

Als P. Etienne, der langjährige Vorsteher, mit wenig Getreuen vor 25 Jahren das Land betrat, wurde er von den mißtrauischen Eingeborenen mit Pfeilschüssen und Speerwürfen empfangen. Unbekümmert darum und mehrmals mit männlichem Gleichmut die Hütten wieder aufbauend, welche die Schwarzen eingerissen, gewannen sich die Patres durch ihr ruhiges, menschenfreundliches Auftreten bald das Zutrauen, die Achtung und schließlich Verehrung ihrer ehemaligen Angreifer. Heute steht die Mission längst in sich abgeschlossen und gefestigt da, sowohl in Bezug auf Erfahrungen, als im wirtschaftlichen Ausbau. Im Hinblick auf ihre bewundernswerte Organisation, den weitgreifenden Einfluß innerhalb der schwarzen Bevölkerung, ihren territorialen Umfang und praktischen Erfolge war sie von unschätzbarem Werte für unsere deutschen Bestrebungen in Ostafrika, durch welche sie sich dank ihrer ruhigen und objektiven Beurteilung derselben keineswegs gehemmt fühlte. Die Congrégation du St. Esprit et St. Coeur ist Basis und Mittelpunkt des Lebens in Bagamoyo, die deutschen Ärzte holten sich dort Rat, als sie als Neulinge den klimatischen Krankheiten noch unerfahren gegenüberstanden. Es findet ein lebhafter Verkehr freundschaftlicher Natur zwischen den Offizieren und den Patres statt, die neben ihren religiösen Pflichten auch der Pflege eines gemütlichen Humors keinen Widerstand entgegensetzen. Jeder, der in Bagamoyo auch nur flüchtigen Aufenthalt genommen hat, wird sich mit besonderer Vorliebe des allzeit fröhlichen Bruders Oskar erinnern — auf praktischem Gebiete Alleinherrscher in der Mission. Meisterhaft versteht er es, die Schwarzen zu behandeln, als vorzüglicher Schütze stammen von seiner geschickten Hand die meisten noch immer zahlreich erlegten Raubtiere aus der nächsten Umgebung, wegen seines köstlichen Humors, wissen-

schaftlichen Bildung und Landeskenntnis ist er unseren Offizieren ein vielbegehrter Gesellschafter.

Auch die evangelischen Missionen in Ostafrika verfahren übrigens, wie ich mich auf das eingehendste überzeugte, nach ähnlichen Grundsätzen: zunächst Erziehung der Schwarzen zur Arbeit, zu geregeltem Leben und Gesittung. Die Missionare sind bestrebt, vor allem gesittete Menschen heranzubilden, und zwar ohne Anwendung irgendwelchen religiösen Zwanges, in der richtigen Erkenntnis, daß nennenswerte Erfolge allein auf diese Weise erzielt werden können. Die im engeren Sinn religiöse Bildung kann erst auf dem so gelegten Grunde gedeihen.

Ich hatte das Glück, mangels anderweitiger Unterkunft Aufnahme in der französischen Mission zu finden. Das mir angewiesene, geräumige Zimmer enthielt weit mehr als das Notwendigste; es lag im Parterre mit Öffnung nach der breiten Veranda und dem schattigen Garten, dessen Eingang an der Straßenseite durch ein eindrucksvolles Christusmonument geziert ist. Nachdem ich mich gegen Abend von den Offizieren verabschiedet, verbrachte ich die Stunden bis zur Schlafenszeit im Privatzimmer von Père Etienne, welcher etwas kränklich war und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Brüder nicht teilnehmen konnte. Die Unterhaltung mit diesem ehrwürdigen Manne trug selbstredend vieles zur Läuterung meines Urteils über afrikanische Angelegenheiten bei.

Die Missionare sind wohl ausnahmslos der Ansicht, daß die Aufstände recht gut hätten vermieden werden können durch eine geschicktere Behandlung hauptsächlich der kommerziellen Fragen. Das deutsche Protektorat an und für sich, soweit es die Herstellung friedlicher Zustände betraf, hätten die im Lande mächtigen Araber und Indier gewiß ohne Widerspruch hingenommen, da sie hiervon die Sicherung ihrer Karawanenstraßen erwarten durften. Es war indessen ein Fehler, in die Beschaffenheit des Zollwesens „ordnend“ einzugreifen; die orientalischen Völker vertragen nun einmal nicht eine Verwaltung, welche sie ganz und gar der Möglichkeit beraubt, Nebenvorteile zu erringen, mögen sie unseren Augen noch so unerhört erscheinen. Wenn man seiner Rechtsauffassung nicht den genügenden Nachdruck verleihen kann, dann muß man eben Konzessionen machen und darf althergebrachte Gebräuche nicht anrühren. Nunmehr wird es vieler Jahrzehnte bedürfen, um die Freundschaft der Araber, welche für uns von unschätzbarem Werte gewesen sein würde, zurück zu gewinnen. Mehr oder minder deutlich habe ich auf allen deutschen Stationen wahrgenommen, daß die Offiziere die Beamten der deutsch-ostafrikanischen

Gesellschaft für die Aufstände und den heutigen, noch keineswegs konsolidirten Zustand der Kolonie verantwortlich erachteten. So mußte ich wohl oder übel zu dem Urteil gelangen, daß die in Unkenntnis oder Mißachtung der Landessitte rücksichtslos betriebene Einschränkung der Handelsvorteile der Indier und Araber den vornehmsten Anlaß zur Erhebung gebildet haben dürfte. Ein vorzügliches Mittel, um sich mit den Arabern auf guten Fuß zu stellen, bestünde meines Dafürhaltens in kaufmännischen Associationen recte Interessengemeinschaften, indem deutsche Konsortien sich unter gewissen Kautelen mit Kapital an den arabischen Handelsunternehmungen beteiligen, anstatt denselben selbständige und doch schwer zu behauptende Konkurrenz zu machen. Sollte es schon geschehen sein, wovon mir übrigens kein Fall bekannt ist, so ist es doch in zu geringem Umfange geschehen, während z. B. auf den Handelsplätzen des Roten Meeres, Persiens und Indiens derartige gemischte Firmen mit ungeheuren Vorteilen arbeiten. Insbesondere sollte sich die D. O.-A.-G. diesen modus vivendi soviel als möglich zu eigen machen.

Ungeachtet vieler glücklich durchgeführter Expeditionen besitzen wir noch keinen vollkommen gesicherten Handelsweg, weder nach den Seen, noch nach dem Kilimandscharo; allenthalben ist starke militärische Bedeckung nötig. In Anbetracht der auf den Terrainverhältnissen beruhenden Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, aufrührerische Stämme nachhaltig zur Ruhe zu bringen, wird dieser Zustand noch ebenso lange dauern, als der Reichstag nicht die Mittel votiert, um eine viel größere Zahl von Stationen im Innern anzulegen. Das ruhige Verhalten einiger mächtiger Vali und Häuptlinge muß derzeit mit monatlichen Gehalten bis zu 400 Rupees (1 Rupee = Mark 1,55) trotz Schutztruppe erkauft werden. Solche Gehalte beziehen auf Grund meiner Informationen die beiden Vali von Pangani, dann der mächtige Araber Soliman ben Nasr, der Sultan Simbodja von Usambara. Der letztere hat sich bereits so vieler Unthaten schuldig gemacht und steckt so tief unter einer Decke mit den Massai, daß ihm der Galgen mindestens schon zwanzigmal gebührt hätte. Es sind nur politische Rücksichten, welche ihm annoch das Leben schenken. Sultan Simbodja von Kissiwani weigerte sich, Hilfstruppen gegen die Massai zu stellen — ein weiterer Beweis, daß wir nicht so sehr Herren der Situation sind, als es nach Berichten anderer scheinen möchte.

Neben den genannten Vorzügen besitzt Bagamoyo noch denjenigen, daß die Löwenjagd hier mit allem Erfolg betrieben werden kann. Zur Zeit meiner Anwesenheit schleppte ein Löwe sechzehn Ochsen hinweg, wurde

aber schließlich von einem Neger der katholischen Mission erlegt. P. Etienne sagte, er habe die Höhe eines Maskatesels gehabt. Daneben machte ein zweiter Löwe insbesondere das Gebiet der Mission unsicher, so daß meine abendlichen Gänge dahin nicht ohne einige Beklemmung verliefen, denn derartige Nachbarschaften waren mir noch ungewohnt. Wie ich höre, hat dieser Löwe jetzt einen Neger aufgefressen.

Der 18. Februar war ganz meiner Ausrüstung gewidmet. Ein Leinwandzelt wurde angefertigt, ich versah mich reichlich mit Konserven, Zucker, Thee, Stearinlichtern, Streichhölzern, Koch- und Eßgeschirren, vervollständigte in zweckmäßiger Weise die Garderobe — für all' das reichte der Bazar Bagamoyos hin und es blieben nur wenige Dinge, welche zuletzt in Pangani beschafft werden mußten. Die Anwerbung der Träger geschieht auf die leichteste Weise; wer deren bedarf, und seien es auch mehrere Tausend, wendet sich an Siva Hadji, den reichen Großkaufmann, und findet dann die nötige Anzahl Leute zur rechten Zeit verfügbar. Indessen erbat ich mir von Siva ganz besonders gute Träger, da ich der Notwendigkeit, zu prügeln, überhoben sein wollte und ließ auch eine diesbezügliche Bestimmung in den Kontrakt aufnehmen. Dieses Verfahren hat sich ausgezeichnet bewährt, denn niemals sah ich mich gezwungen, Prügel anzuwenden, obwohl man von verschiedenen Seiten prophezeite, daß ohne solche kein Auskommen mit den Schwarzen wäre. Weit entfernt davon, mich durch blöde Nachgiebigkeit der so nötigen Autorität gegenüber den Pagasis zu berauben, war ich, dem Beispiele der Missionare folgend, beständig bemüht, durch liebevolles Eingehen auf ihre nicht beneidenswerte Lage, durch Entgegenbringen von Vertrauen, solange es nicht getäuscht worden war, durch möglichste Berücksichtigung berechtigter Anliegen und Hilfeleistung, wo sie sich in Bedrängnis befanden, *aber auch durch unbeugsames Beharren auf meinen berechtigten Ansprüchen*, Übergriffe der Träger hintanzuhalten. Ich darf sagen, daß mir dies in ausgedehntem Maße gelungen ist. Es ist freilich weniger umständlich und bequemer, dem einen oder andern „eine herunterzuhauen", nur um ihm zu beweisen, daß man dieses Mittelchen für eventuelle Ereignisse auf Lager hat, indessen ebenso sicher, als man mit solcher Prophylaxis ja überall durchkommt, erscheint sie vom menschlichen Standpunkte aus verwerflich und hinterläßt wüste Spuren in den Herzen derer, die wir zu unserer Gesittung heranziehen wollen.

Es erschien als eine glückliche Fügung, daß der kleine Küstendampfer „Max" am 19. Februar früh Ordre erhielt, nach Pangani zu laufen;

nun brauchte ich weder den weiten Weg über Land zu marschieren noch mich der höchst unzuverlässigen Dhau anzuvertrauen. So empfahl ich mich denn unter aufrichtigen Dankesbezeugungen dem freundlichen Gedenken des Offizierkorps und der Missionare in Bagamoyo und bestieg noch desselben Abends den „Max", um die Nacht an Deck zuzubringen, da die Abfahrt schon mit Tagesgrauen erfolgen sollte. Der Kapitän war ein sehr heiterer, gefälliger junger Mann, als Passagiere befanden sich noch an Bord Feldwebel Markgraf, der mit fünf Sudanesen die Post für Wißmann nach Massinde zu bringen hatte und Siva Hadji — beide

Pangani. Deutsches Fort.

während der Überfahrt seekrank. Kapitän Fischer war sehr erstaunt, zu sehen, daß mir sein Schiff, welches dem Nordostmonsun entgegen mehr unter als über Wasser lief, den guten Appetit nicht zu nehmen vermochte.

Indem wir stets etwa vier Seemeilen von den niedrigen Ufern, in deren Hintergrund nur sehr vereinzelt isolierte Bergkegel und Hügelketten sichtbar waren, entfernt segelten, erreichten wir nach siebenstündiger bewegter Fahrt Ras Muhesa, die Befestigung der malerischen Mündung des Panganiflusses. Es liegen hier wohl einige Bojen, die Einfahrt zu markieren, gleichwohl ist sie durch die etwas wechselnden Untiefen sehr

erschwert und das Lot unentbehrlich. Bei Ras Muheſa liegt das Wrack des „Vulkan“ als ſprechender Beleg hiefür.

Wenn ein Dampfer eine Station anläuft, ſo iſt es immer ein welt-

Uſagarahaus in Pangani.

bewegendes Ereignis. Die eingeborene Bevölkerung umſteht in dichten Gruppen den Strand und auf der Landungsbrücke promenieren ungeduldig unſere Offiziere und Beamten, neugierig, wen oder was ihnen die Poſt wohl bringen möge. Kommt aber ein größerer Seedampfer, wie etwa

der „Reichstag“, dann entwickelt sich aus dem Ereignis ein fröhliches Fest an Bord, weil ein solches Schiff nicht nur die neuesten Nachrichten aus Deutschland bringt, sondern auch eine Menge langentbehrter leiblicher Genüsse, insbesondere Eis, frisches Bier, Schweinebraten und Sauerkraut, genießbares Brot und dergleichen.

Als ich die Station Pangani betrat, waren fast sämtliche Herren am Fieber krank; der Stationschef, Herr v. Perbandt, lag am schwersten darnieder, erschien jedoch nichtsdestoweniger einige Augenblicke, um mich willkommen zu heißen und um meinem Paß nach dem Kilimandscharo das Signum zu geben. Drückten einerseits diese Verhältnisse etwas nieder, so konnte man sich anderseits erheben an den erstaunlichen Fortschritten des Ausbaues der Stationsgebäude sowie deren Nebenanlagen und an der musterhaften Ordnung, welche im Städtchen herrschte. Pangani, begünstigt durch eine entzückend schöne Lage am hügelumkränzten, windungsreichen Flusse gleichen Namens, macht weit mehr den Eindruck einer großen herrschaftlichen Villa, als eines Forts, ohne daß sein militärischer Wert dadurch verkürzt würde. Von der breiten, soliden Landungsbrücke aus betritt man durch ein monumentales, von Chef Johannes gebautes Thor, auf dessen Giebel die deutsche Flagge weht, die prächtigen Gartenanlagen — derzeit der sorgsamen und kundigen Pflege Dr. Steubers anheimgegeben. Aus der Mitte eines sehr erhabenen, mit Tuffsteinen eingefaßten Rondells erhebt sich in imposanter Breite eine Kokospalme und dieser Gruppe sind eine große Anzahl kleinerer angefügt, von hellgelben Sandwegen durchzogen und teils seltene Gewächse, teils europäische Versuchskulturen, namentlich Gemüse enthaltend. Am Eingang des großen Gartens steht eine Sonnenuhr. Jener ist geteilt durch einen breiten Hauptweg, welcher zu dem eigentlichen, mit hohen Mauern umgebenen Fort führt. Dieses selbst besteht aus zwei sehr hohen Gebäuden; auf dem flachen Dache des einen ist das Lazareth eingerichtet, welches den Offizieren dient, auf dem andern jenes für die Mannschaften. In mehrfachen Reihen stoßen an diese Hauptgebäude die Kasematten der Sudanesen; hier wirtschaften sehr viele Weiber und Kinder herum, da die meisten Soldaten verheiratet sind. Überall herrscht Aufsicht und strenge Ordnung. Zwischen den Mauern erheben sich halbkreisförmige Vorsprünge, mit Geschützen besetzt, die Stadt und den Hafeneingang beherrschend. Nach deutschem Reglement ist am Thore eine Hauptwache etabliert, welche regelmäßige Posten ausstellt, die ausgezeichnet schön geblasene Früh- und Abendsignale gibt, und mit beharrlicher Konsequenz präsentiert, sobald

ein europäischer Rock ihre Linien passiert. Alles Mauerwerk ist weiß getüncht und dergestalt hebt sich die Station ungemein malerisch ab von den Palmenwaldungen und grünen Hügeln der Umgebung.

Mir wurde ein Zimmer im Offizierslazarett eingeräumt und ein Boy zugeteilt, der für meine nächsten Bedürfnisse zu sorgen hatte.

In meinem Zimmer eben mit Packen beschäftigt, hörte ich vom Hofe herauf ein regelmäßiges Klatschen und großes Geschrei. Ich blickte aus dem Fenster und sah einen von zwei Askaris festgehaltenen schwarzen Matrosen auf der Erde liegen, auf dessen Rücken ein Unteroffizier mit einem dicken Tau einhieb. Der Sünder empfing ungefähr zwanzig Hiebe und als diese Exekution vorüber war, erlitten noch weitere vier Schwarze die gleiche Strafe. Da man auch in unserem Vaterlande verschiedener Meinung hinsichtlich der Prügelstrafe ist, so will ich über den Gegenstand nicht viel Worte verlieren. Prügel werden auf allen Stationen häufig und mich dünkt allzu häufig angewendet und mit aller Bestimmtheit kann ich versichern, daß es oft nur von der momentanen Laune des Kommandierenden abhängt, wie viele Hiebe dem Delinquenten verabreicht werden sollen. Wir besitzen dicke Bücher über die „Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten", indessen jeder Stationschef bestraft nach eigenem Ermessen. Vor kurzem ließ ein Stationschef zweien in einen Raufhandel verwickelten Soldaten je zweihundert Hiebe verabfolgen, so daß sie nach jenes eigener Aussage bewußtlos vom Platze getragen werden mußten. Das ist ohne Zweifel eine maßlose Überschreitung des Züchtigungsrechtes, auch des afrikanischen. Die unumgängliche Notwendigkeit, Vergehen in dieser Weise zu sühnen, scheint mir um so weniger auf der Hand zu liegen, als mich Chef Johannes während einer sechswöchentlichen Expedition überzeugt hat, daß man unter 180 Sudanesen und Zulus während einer so langen Zeit eine glänzende Disziplin aufrecht erhalten kann, ohne auch nur einmal zu prügeln.

Siesta im Lager.

Fünftes Kapitel.

Die Patres Rohmer und Blanchard — Anwerbung der Träger — Aufbruch nach dem Kilimandscharo — Landschaftliches — Das erste Lager auf Buschiris Schamba — Einiges über die Träger.

Es war nun meine nächste Pflicht, die Patres Rohmer und Blanchard, welche die Karawane nach dem Kilimandscharo führen sollten, aufzusuchen. Ich traf sie, beschäftigt, die Lasten an ihre Träger zu verteilen, worin ihnen Bruder Oskar als Spezialist in der Organisation von Karawanen behilflich war. Zu meiner Beruhigung schienen beide Väter aufrichtig erfreut, einen Begleiter zu finden auf der mühevollen langen Reise. Ohne viele Umstände knüpften wir zwischen den beiderseitigen Interessen ein enges Band, welches unter allen Verhältnissen festgehalten hat. P. Blanchard, ein ehemaliger Lüneburger Dragoner und seit vier Jahren Gärtner in der Mission von Bagamoyo, P. Rohmer, vor wenigen Monaten aus dem Elsaß eingetroffen, Afrika ihm noch etwas ungeläufig, — beide Herren voll Hingabe an ihren schweren Beruf, kampflustig dem Klima und allen Hindernissen trotzend, freundlich und hilfsbereit gegen die Schwarzen,

obwohl grundverschiedenen Naturells doch verträglich unter einander, so habe ich die Patres kennen gelernt und erinnere mich ihrer, die jetzt so fern in der Wildnis das Werk der Nächstenliebe fortsetzen, mit ungetrübter Dankbarkeit und Hochachtung.

Da am nächsten Morgen der Abmarsch erfolgen mußte, so beschleunigte ich nach Kräften die Organisation meiner eigenen kleinen Karawane. Nun ließ ich die Leute zur Musterung aufstellen: Schech Ali ben Kibu, Führer, des Massai kundig, treu, aber ohne hinreichende Energie, als Führer mittelmäßig. Dieser erhielt keine Last. Harrisson, bescheidenes, gutwilliges Lastkameel, das nichts aus sich machte, Mangel an Kourage; Sembe, dienstfertig, schwächlich, immer voll Neugierde; Mrihi, schlank, schmachtende, Kognak erflehende Augen, ins Deutsche übersetzt, ein sentimentaler Träumer, aber von rührender Anhänglichkeit; Duara, gutmütiger Kraftmensch, trägt freiwillig die schwerste meiner Lasten, den eisernen Koffer; Makamba, schwarz wie Ebenholz, Wortführer, vorlaut, manchmal frech und eigensinnig, bedarf fortwährender Zurechtweisungen; Mse wati mambu, guter Kerl, weiß am besten den Esel zu satteln; Asmani, spricht arabisch, intelligent, gewandt, guter Träger; Schehi und Bana songoro, voll Bequemlichkeit, etwas mißtrauisch, immer die Letzten. Endlich Tombo, auf Deutsch „Fettbauch", mein vierzehnjähriger Diener, über alle Begriffe faul, gedankenlos, zu gar nichts zu gebrauchen, sehr gefräßig, nie bei seinem Herrn, sondern recht weit hinten. Fünf Leute bewaffnete ich mit Vorderladern, jeder empfing ein Pfund Pulver, ebensoviel Blei, dazu Zündhütchen, alle meine Träger wurden mit langen roten Schärpen umgürtet, um sie leicht von den übrigen unterscheiden zu können. Außerdem führen wir eine deutsche Flagge, welche im Lager vor meinem Zelt aufgepflanzt wird.

Nachdem ich gegen Abend mit allen Vorbereitungen zu Ende war, machte ich noch eine Segelfahrt auf dem Pangani. Sein Quellgebiet liegt am Südabhange des Kilimandscharo; nur ein einziger großer Zufluß entstammt dem Ostabhange desselben, der Lumi, welcher einerseits den Jipesee, anderseits einen ausgedehnten, im Norden des Uguenogebirges gelegenen Papyrussumpf bildet und sich in der Landschaft Kahe mit dem Pangani vereinigt. Nach dieser Vereinigung durchströmt der Fluß in fast nordsüdlicher Richtung, begrenzt von Galeriewäldern, ein ungeheueres Steppengebiet, wendet sich in scharfer Kurve, das Paregebirge umfließend, nach Südost und Ost und nimmt bei Mauri seinen bedeutendsten Nebenfluß, den Mkumasi auf. Dieser Wasserzuwachs, kurz darauf verstärkt durch den nahe bei Korogwe einmündenden Luengera, erzeugt im Verein

mit vielen das Strombett durchsetzenden Felsblöcken mehrere Stromschnellen, niedere Wasserfälle und Inselbildungen, auf welch' letzteren sich zum Teil Niederlassungen der Waruvu befinden. Bei Tschogwe, unweit Lewa, erfährt der Pangani eine beträchtliche Erweiterung. Er tritt hier in das Mündungsgebiet ein und bildet einen stattlichen, von zahlreichen Flußpferden und Krokodilen bevölkerten Strom. Der Fluß ist an der Mündung über 200 m, einige Kilometer landeinwärts 100 m breit, die Ufer 1—3 m hoch, von Mangroven bewachsen. Gegenüber von Pangani treten 200 m hohe, üppig bewachsene Hügel bis an das Flußbett heran, schwenken etwas weiter oben in malerischen Staffeln nach dem Innern ab und bilden das berühmte, von zahlreichen Hundsaffen und seltenen Vögeln bewohnte, vegetativ überaus reizvolle Affenthal. Flußaufwärts stoßen noch viele mäßig hohe Hügel, sämmtlich bewaldet, in zum Teil steilen Absätzen an das Wasser, welches rasch und vielfach gewunden zwischen den grünen Ufern dahinfließt. Dreimal befuhr ich den Pangani in seinem unteren Laufe, hatte aber nie das Glück, ein Hippopotamos zu sehen, obwohl es an vielen Stellen, um zu grasen, an Land geht und seine Spuren, fünfklauige, kreisrunde und suppentellergroße Vertiefungen, deutlich sichtbar waren. Dagegen schoß ich zwei junge Krokodile und überzeugte mich von den blitzschnellen Bewegungen dieser Tiere, wenn sie sich im Affekt befinden. Wo in Ostafrika Wasser, da ist auch das Krokodil, wenige Ausnahmen kennt diese Regel. Man sollte beständig vor ihm auf der Hut sein, aber so viele Gewässer durchschreitend oder schwimmend, ohne daß ein Unglück passiert, wird man nachlässig und gleichgültig, und wir haben schließlich in Flüssen gebadet, hineingetrieben durch die große Hitze, in welchen ohne Zweifel eine Menge Krokodile waren. Zwei Träger und ein Esel wurden von denselben angefallen. Ehe man indessen einen Fluß durchwatet, sendet man einige Kugeln in das Wasser und das reicht gewöhnlich hin, um die gefährlichen Tiere zu verscheuchen.

Schech Ali ben Kibu.

Unter den Vögeln bemerkten wir eine sehr große Gattung grau und schwarz befiederter Strandläufer, etliche Reiher, einen Geier, einen reizenden Insektenfresser von der Größe der Elster, am Bauche weinrot, am Halse ganz hellrosa, Flügel azurblau, Schwanzfedern sehr lang und schwarz, Schnabel dünn und 1 Zoll lang. Die Suaheli nennen ihn Gogo. Nicht größer als eine Meise war ein über und über fasanrotes Vögelein, welches sich deshalb auf weite Entfernung verriet. Prächtig entwickelt zeigt sich hier neben dem ungeschlachten aber alterschrwürdigen Affenbrodbaum die Platane. Sie tritt bis zum Kilimandscharo immer wieder, jedoch nie gesellig auf, der Stamm wächst schlank und gerade wie ein Mastbaum, bis etwa 70 Fuß hoch empor, die Rinde ist hellgelb, hellgrün an frischen Stellen, die Krone vielästig, halbkugelförmig. Dieser Baum, ob er nun aus der freien Ebene oder aus dem Busch hervorragen mag, wirkt ungemein malerisch durch Wuchs und Farbe, auch gewann ich seinen Anblick lieb, weil er stets die Nähe des Wassers anzeigte. — Nachdem die „Bacharia" (schwarze Matrosen) unter geringer Benutzung des Segels zwei Stunden singend und stramm gerudert hatte, gelangten wir zu der einstmaligen Schamba Buschiris (sein Galgen steht noch in Pangani) wo jetzt ein viel von Fieber geplagter Franzose aus Reunion als Angestellter der Plantage Lewa haust, unter beständiger Furcht vor wilden Tieren. Er berichtete von acht Löwen, die um seine Lehmhütten spaziert seien. Wir sahen weder Plantagenanlagen noch Erzeugnisse; jedem Besucher zeigt er dagegen ein Bündel aus Reunion stammende Vanille.

Diener Tombo.

Am 20. Februar brachen wir von Pangani nach dem Kilimandscharo auf. Die Patres Rohmer und Blanchard marschirten mit 120 eigenen, 60 deutschen, meinen 11 Lasten und 10 Askaris auf dem Landwege nach der oben genannten Schamba, die das erste Lager bilden sollte und wo eine letzte Musterung stattfand. Bruder Oskar und ich hingegen fuhren mit dem Segelboot nach derselben Stelle und landeten um 6 Uhr abends. Ich fand mein Zelt schon aufgerichtet, um dieses in etwas sehr lebhaftem Gespräche gruppiert meine Leute, wie überhaupt im Lager, ehe die Maschine

einmal ordentlich im Gange war, viel Unruhe, Unordnung und Renitenz herrschte. Wir lagerten nahe am Flusse, aber es war nicht feucht, weil wir uns in der trockenen Jahreszeit befanden. Bis Sonnenuntergang blieb Bruder Oskar bei uns, dann nahmen wir herzlichen Abschied von dem wackeren Manne.

Es war nun mein Erstes, im Zelt, welches nebenbei bemerkt den strömendsten Regengüssen Stand hielt, obgleich es nur aus einfacher amerikanischer Leinwand verfertigt war, eine praktische, später genau zu befolgende Einteilung zu treffen. Das ist von großer Wichtigkeit, weil man seine Sachen im Dunkeln finden muß, meist lange vor Tagesanbruch aufsteht und Lichter weiter im Innern zu den gesuchtesten Genüssen zählen. Die aus Palmblatt geflochtene Bettstelle stand links, vor derselben lag eine große Strohmatte, auf dieser brachte ich die Koffer unter, die stets verschlossen wurden, wenn ich aus dem Zelt ging; Gewehre, Revolver und Reitpeitsche befestigte ich in erreichbarer Nähe an der Zeltstange, die Tuch- und Perlenlasten, sowie Sattelzeug bildeten einen Wall am Innenrande des Zeltes. Nahe am Eingang endlich breitete ich eine zweite, auf dieser eine Wachsleinwand und Kopfpolster aus und hier schlief Tombo, die einzige Pflicht, deren er sich gewissenhaft entledigte. Mit Lichtern, Streichhölzern und Zucker war ich besonders gut versehen, was späterhin der ganzen Expedition zu gute kam.

Da die Brüder mit mir kameradschaftlichen „Ramsch" machten und ihr Koch Seliman für drei Menschen ebensogut wie für zwei kochen konnte, so war ich der Küchensorgen, vor denen mir anfangs einigermaßen graute, überhoben. Auf unseren Kisten sitzend, in fröhlichem Geplauder die wahrscheinlichen Ereignisse abwägend, nahmen wir die erste Mahlzeit in der Wildnis ein. Hühnersuppe, detto Braten, sehr viel Thee mit konservierter Milch und zum Schluß als besonderes bene eine Flasche Moët et Chandon auf glückliche Reise.

Seliman war ein Original. Schon 26 Jahre begleitete er als Koch — sein ursprüngliches Metier war Karawanenführer — die Expeditionen der französischen Patres und niemand will in dieser langen Zeit eine Veränderung an ihm bemerkt haben. Immer zierte ihn derselbe zerrissene, graugrünbraune, grobwollige Burnus, und wenn die Mission ihm ein neues Hemd schenkte, so versilberte er es alsogleich. Sein Gesicht war ein Ausbund von Häßlichkeit, im besonderen die weiten Nüstern und die tief herabhängende Unterlippe, die ganze Physiognomie voll Falten und Rißlein, aber aus diesem originellen Schädel blinzelten ein paar ver-

gnügte, gutmütige Augen — eine Welt von treuer Hingebung und Ehrlichkeit wiederspiegelnd. Ungeachtet seines langen Dienstes bei den christlichen Brüdern ließ er sich in seinem muhamedanischen Glauben nicht beirren, sondern ging jeden Freitag in die Moschee zum Gebet. Wie alle Leute seines Schlages hielt er viel auf gewisse Künste und Hexereien, u. a. galt er dafür, die genaue Zeit aus den Sternen ablesen zu können. Einmal schien mir Seliman ungewöhnlich früh aufgestanden zu sein. Ich sah von meinem Zelte aus, wie er das Feuer anblies und die Kaffeekanne zurechtrückte. Ich rief: „Seliman, was machst du da?“ Er: „Es ist Zeit, den Kaffee zu kochen, Herr, die Sterne sagen 4 Uhr.“ „Nun, du magst ruhig weiterschlafen, Seliman, deine Sterne lügen, denn meine Uhr zeigt $^1/_2$2.“ Sehr kleinlaut schlich Seliman unter seinen Busch zurück und konsultierte von da ab stets unsere Uhren. — Er kochte nicht schlecht, aber seine besten Vorsätze ertranken in dem Universal-Wurstkessel, dessen Innenwände er mit zarter Scheu behandelte und worin mit Ausnahme von Thee und Kaffee (wofür abermals ein gemeinsamer Topf vorhanden) alle Menüs ohne Unterschied der Gattung zubereitet wurden. Der Suppenlöffel wanderte vice versa mit wahrer Todesverachtung von einem Topf in den andern und es herrschte auch unter den Kochtöpfen, wie man sieht, eine rührende Intimität. Was uns betrifft, so haben wir zwar nie mit den Fingern gegessen, aber doch etliche Male zu Fünfen mit einem Löffel. Dies geschah mit Chef Johannes, Prince, de la Frémoire und v. Witzleben zusammen und da wurde natürlich nach der Rangliste gelöffelt.

Seliman der Koch.

In ihren roten Schärpen betrachteten sich meine Träger ergötzlicher Weise als Soldaten, stellten die Gewehre in Pyramide vor das Zelt und thaten abwechselnd Wachtdienst. Als ich jedoch ein paar Nächte verstreichen ließ, ohne sie für diese Kinderei zu belohnen und die Sudanesen schlechte Witze machten, so waren die Diensteifrigen bald kuriert.

Station Lewa.

Sechstes Kapitel.

Die Karawanenwege — Pongwe-Lewa — Mua fungo — Mruaſt — Die Waſchamba.

Vorerſt einige Worte über die Karawanenſtraßen. Vor allem ſind ſie keine Straßen nach unſeren Begriffen, ſondern ſehr ſchmale, ſeit vielen Jahren begangene Fußpfade, ſchmal auch dort, wo genügend Raum zur Verbreiterung wäre. Zwiſchen hohem Schilfgras, von Stachelgewächſen gebildetem Buſch führen die Wege auf lange Strecken oft nur mannsbreit hindurch. Über den Weg hängende dornenbeſetzte Äſte, querliegende Baumſtämme, von Wildſchweinen aufgewühlte zahlreiche Löcher werden von niemandem entfernt bezw. ausgebeſſert, ſondern man umgeht dergleichen Hinderniſſe in ſtupidem Rundbogen, ja die Negerpfade im Buſch vollführen an manchen Stellen einen regelrechten Ringelreihen, nur weil jedem die Mühe zu viel dünkt, einen Aſt abzubrechen oder einen Baumſtamm hinweg zu heben. Tauſende paſſieren gleichgültig dieſelbe Stelle, wo oft ein einziger ſtrammer Griff das Hindernis beſeitigen würde. Dergeſtalt bilden die Karawanenwege, jene durch die Maſſaiſteppen ausgenommen, eingekeilt zwiſchen den zu unkenntlichen Wulſten verſtrickten Euphorbien, Kautſchucklianen, Akazien, Schwertkakteen u. ſ. w., einen Engpaß, von dem auch nur einen Schritt abzuweichen, ſtundenlang ein Ding der Unmöglichkeit iſt.

Ziehen wir dabei noch in Betracht, wie wenige Gewäſſer überbrückt ſind, wie halsbrecheriſch wir oft über das Geröll ausgetrockneter Flußbetten klettern müſſen, ſo ſehen wir bald ein, daß das Marſchiren in Afrika kein „Honiglecken“ iſt, ſondern eine ſehr ſauere Arbeit. Wie kann

man aber unter solchen Verhältnissen gegen Eingeborene, denen, wie z. B. den Wamasai, der stachelige Busch kein Hindernis ist, fechten und sie schlagen? Nur dadurch, daß man sie in ihren Kraals plötzlich überrumpelt, denn selten gelingt es, den Feind im offenen Felde, wo eine Verfolgung und nachhaltiger Sieg möglich, zu stellen.

Wir brachen um sechs Uhr auf und gelangten, durch eine an Abwechslung in Bodengestalt und Vegetation überaus reiche Landschaft marschirend, binnen drei Stunden in die Landschaft Kamaui oder Mauia und zu deren hochgelegener, nur aus wenigen Negerhütten bestehenden Residenz Pongwe. Die Atmosphäre war schwül und erfüllt von Feuchtigkeit, da wir immer hohes Gras und einen dichten Wald von Baobab, Aralien, Ricinus, Melonenbäumen, Dumpalmen und, wo der Pfad die Nähe des Flusses streifte, Mangroven um uns hatten. Fast alle Bäume erschienen dicht mit Schlinggewächsen umzogen, einzelne Baumgruppen bis zur Unkenntlichkeit verhüllt durch die sattgrüne Winde, deren Ranken von den Wellen des Pangani umspült wurden. Der Boden war rissig und mit zahlreichen, auch aufrecht stehenden Wurzeln der Mangroven bedeckt, große Krabben verschwanden bei unserer Annäherung in ihren respektiven Löchern. Ich marschirte an der Tête bei den Sudanesen, die mir wegen des militärisch geschulten Ganges und ihrer Kenntnis des Arabischen sehr sympathisch waren. In ihren kleidsamen braunen Uniformen, Sonnenmützen und dunkelblauen Gamaschen, ausgerüstet mit reich gespicktem Patronengürtel, Mausergewehr, Brodbeutel und Feldflasche, immer lustig, unermüdlich und gefällig bildeten sie den angenehmsten und unentbehrlichsten Bestandteil der großen Karawane. Auch wir, die Missionare und ich, trugen während der ersten Marschtage Revolver und Flinte auf dem Leib; wir sahen jedoch bald ein, daß diese Vorsicht sehr überflüssig war. Es gab niemals derartige Differenzen mit den Trägern, daß wir einem von ihnen die Pistole auf die Brust hätten setzen müssen, niemals auch belästigten uns im geringsten Raubtiere, sondern diese pflegen sich beim Heranmarsch größerer Karawanen seitwärts in die Büsche zu empfehlen. Leoparden, welche, vom Hunger getrieben, zeitweilig ihr Opfer mitten aus der Karawane herausholen, gibt es in jenen Gegenden wohl kaum. Ebensowenig bot die Haltung der Waschamba, Pare- und Kaheleute Anlaß zu besonderen Vorsichtsmaßregeln. Man kann sich also getrost die Waffen nachtragen lassen. Ich muß sagen — und das ist auch von den begleitenden Offizieren des öfteren betont worden —, daß fast alle Schriftsteller hinsichtlich des Wildreichtums und der landschaftlichen Schönheiten

Ostafrikas sehr übertrieben haben, denn nicht nur durchzieht man auf dem Wege nach dem Kilimandscharo Wüsteneien von unbeschreiblicher Trostlosigkeit sondern man trifft auch oft tagelang kein einziges Stück Wild; die Jagdresultate sind kläglich, verglichen mit dem, was man zu erbeuten hofft. Nur wenige Tage unserer Expedition machten hiervon eine Ausnahme.

Pongwe liegt noch mitten im Bereiche des fruchtbaren Küstenlandes. Mehrere wohlhabende Araber besitzen hier ausgedehnte Kokosplantagen und Bananenfelder, das Zuckerrohr ist von bester Qualität. Im Orte, der auf einem abgerundeten Hügel liegt und etwa 20 Strohhütten (d. h. Lehmhütten mit Palmblatt eingedeckt) zählt, gibt es reichlich Nahrungsmittel, auch Seife, Perlen, Nadeln und dergleichen zu kaufen, was in Afrika schon einen hochwillkommenen Kulturzustand bedeutet.

Pater Rohmer.

Abends erschien, von Siva Hadji nachgeschickt, ein Bursche mit einem sehr zweckmäßig gesattelten Langohr. Siva hatte von mir den Auftrag, da bei der Abreise kein passender Esel aufzutreiben war, einen solchen der Karawane nachzusenden. Ich war eminent befriedigt von den Leistungen meines Sancho, aber nicht wenig verblüfft, als nächsten Tages Herr Gete, Beamter der Plantage Lewa, denselben als *sein* Eigentum lebhaft und dankbar begrüßte. Errare humanum est! —

Um die Träger allmählich an bessere Leistungen zu gewöhnen, wurde das Lager am folgenden Morgen schon um 5 Uhr abgebrochen. Auf einem antiken Waldhorn blies P. Rohmer jeden Tag bei Sternenschein das Signal zum Aufbruch, so gut er eben konnte. Und wie konnte er es! Davon mag man sich ungefähr eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß er schon nach drei Unterrichtsstunden mit seinem Talent an die Öffentlichkeit trat. Die Hyänen, sofern welche in der Nähe waren, heulten, die Träger ahmten ihn schonungslos nach und ich bekam melancholische Anfälle, sobald diese Blechschnecke ihren Inhalt über den jungfräulichen Morgen ausgoß. Armer Pater, wie wirst du nun verlästert!

Von Pongwe nach Lewa war ein heißes Stück Arbeit. Gewitter-

schwüle im Busch, glühend heiße Sonne auf schattenloser Steppe, viel bergauf, bergab auf schlechten Wegen, aber noch war lange nicht die Zeit gekommen, wo wir uns dadurch ermüdet fühlten. Die Plantage Lewa wurde kurz vor Mittag erreicht und die Chefs derselben, die Herren Müller und Schröder, thaten ihr Möglichstes, um uns die Strapazen des Tages vergessen zu machen. Die Station, welche zu ihrem Schutze ein kleines Kontingent Askaris unterhält, besteht aus etwa zehn Parterre- und Nebengebäuden, meist aus Fachwerk und in gutem Zustande. Ein Grieche treibt hier ein sehr schwungvolles Spirituosengeschäft. Den Missionaren und mir wurde ein Zimmer mit allen Bequemlichkeiten eingeräumt. Eine schöne, von Bananen eingefaßte Straße beginnt vor den Hauptgebäuden, wo auch des Nachts ein Dutzend Laternen brennen, und läuft einen Kilometer weit auf dem Kamm des Bergrückens entlang, auf welchem die Station, die Gegend in weitem Umkreis beherrschend, liegt. Von Plantagenbau sah ich nichts, weder Versuchskulturen, noch stehenden Tabak, noch versandtfertige Ware. Abends, als wir bei Tische saßen, äußerte Chef Müller zu mir: „Wissen Sie, das Geld für die Plantage Lewa liefern die Kolonialfanatiker. Das wird nun noch ein paar Jahre dauern und dann packen wir ein. Es kommt uns nicht darauf an, einen Gewinn einzuheimsen, sondern wir wollen nur den Beweis liefern, daß man hier eine Plantage anlegen kann.“ Möglicherweise war dieser Ausspruch, obwohl er mit dem letzten Jahresabschluß der Deutsch-ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft sehr wohl in Einklang zu bringen ist, nicht so ernsthaft gemeint, als die Missionare und ich ihn auffaßten. Indessen ging die allgemeine Klage in Ostafrika dahin, daß auf Lewa nichts gearbeitet werde, während schon längst neuer Tabak hätte produziert werden können. Übrigens sollen in neuester Zeit einige Ballen Tabak aus Lewa gekommen sein. Nach dem Abendessen saßen wir im Freien unter der Schaurihütte. Da kamen Einwohner von Tschogwe des Weges, Lasten tragend, welche sie

Pater Blanchard.

nach Pongwe bringen wollten. Sie wurden von Chef Müller aufgehalten und zur Rede gestellt wegen Versprechungen, denen sie nicht nachgekommen sein sollten. Nach Aussage des P. Blanchard wurden die Leute durch ihren Wortführer, einen Greis, sehr gut entschuldigt. Trotzdem rief Müller seine Askaris herbei, ließ dreizehn der armen Teufel, darunter auch jenen bejahrten Mann, fassen, und jedem 20 Hiebe mit der Nilpferdpeitsche verabfolgen. Diese Scene spielte sich quasi als Nachtisch vor unseren Augen ab. Mein Tagebuch berichtet, daß wir in derselben Nacht einschließlich des Herrn Gete vor Empörung keinen Schlaf finden konnten, daß P. Rohmer schon um 4 Uhr in die Jammerhuppe stieß und wir ohne Abschied von dannen zogen. Am gleichen Tage, 24. Februar, ließ Schröder seinen Koch prügeln, weil er den Mittagskaffee nicht zubereitet hatte, am 25. Februar wurde derselbe Askari, welcher tags vorher jenen gepeitscht, ebenfalls geprügelt, weil er auf schlüpfrigem Boden seine Last zur Erde geworfen. Angesichts dieser Vorkommnisse brannten acht Träger der französischen Mission durch, denn sie fürchteten, daß es ihnen ebenso ergehen möchte. Meine eigenen Leute versicherten ein über das andere-Mal, sie würden sofort sämtliche Lasten im Stich lassen, falls ich einen von ihnen prügelte. Daß die Plantage Lewa unter solchen Umständen von den Eingeborenen thunlichst gemieden wird und ein Mangel an Arbeitskräften eintritt, darf nicht wunder nehmen und ein etwaiger Aufstand wird seine Spitze wohl nicht zum letzten gegen Lewa richten. Möchte dort bald ein milderes Regiment Platz greifen!

Jeder Tag brachte neue Abwechslung in die Landschaft. Wir wanderten jetzt fern vom Pangani, durch den Usambarabezirk Bondëi, fast ununterbrochen durch Wald und hohes Schilf, selten sind Mais und Bananen. Mango ist gänzlich von der Bildfläche verschwunden, auch Kokospalmen nur mehr in der unmittelbaren Nähe der Dörfer zu sehen. Bondëi ist übrigens im allgemeinen keineswegs unfruchtbar oder vegetationsarm zu nennen. Es charakterisiert sich durch ausgedehnte Bestände junger, hochgewachsener Laubbäume, der eisenhaltige rote Boden trägt stellenweise starke Humusschichten, welche den periodischen Regengüssen Stand halten. Daneben birgt Bondëi freilich auch infolge der langandauernden Fehden in Usambara von der Kultur vernachlässigte, mit Dorngestrüpp überwachsene und pfadlose Strecken. Die Wabondëi sind von gutmütiger Sinnesart und werden von der Küstenbevölkerung mit Unrecht „Waschensi“ d. h. „Wilde“ genannt.

In Qua Fungo, im Schatten uralter Feigenbäume, pflanzten wir

ſchon mittags die Zelte auf. Der Häuptling ſandte ſofort Weiber mit Waſſer und Bananen; Eier, Enten und Hühner kauften wir billig, ſo

Manjema-Mädchen.

daß wir an nichts Mangel litten. Die kurzen Märſche, welche man in Rückſicht auf die des Tragens noch ungewohnten Leute anfangs innehält, ermöglichten es mir, die Nachmittage ſtets zu zeichneriſchen Arbeiten zu benutzen, auch im übrigen fehlte die Gelegenheit nie, ſich nützlich zu machen,

sei es, die zahlreichen Anliegen der Eingeborenen zu befriedigen oder eine praktische Einrichtung für den Marsch zu treffen.

Im Laufe des Nachmittags langten Schröder und Gete, jener in Begleitung eines Manjema- und eines Gallamädchens, im Lager an. Sie wollten uns ein Stück Weges das Geleite geben, aber ihre Absichten erschienen verhüllt, bis Gete in einer Anwandlung gemütlicher Laune zugab, daß sie eigentlich nur eine kleine Abwechslung haben wollten. Aus den bereits erwähnten Gründen, wozu noch zu rechnen ist, daß Schröder die Patres zu utzen begann, waren wir von diesem Zuwachs der Karawane nicht sonderlich erbaut und mehrere Tage hindurch herrschte eine schwüle Stimmung über uns allen.

Der folgende Marschtag bot wenig Bemerkenswertes, der Marsch war nur $2^1/_2$ Stunden lang und brachte die Expedition nach dem hübschen, befestigten Dorfe Mruasi. Alle Dörfer in diesem Teile Usambaras sind auf steilen Hügeln angelegt und mit sehr widerstandsfähigen Bomas (Pallisaden) umgeben. Die kreisförmigen, aus geflochtenen Zweigen und Lehm aufgebauten Hütten der Inwohner tragen einen kompakten, spitz zulaufenden Strohmantel, welcher vollkommen wasserdicht ist. Die Hütten von annähernd 6 Meter Durchmesser stehen ohne Berechnung beisammen, aber in ihrer Mitte ist ein freier Platz gelassen, auf welchem heute fast allenthalben ein Mastbaum mit der deutschen Flagge weithin sichtbar steht. Nahe dem niederen, aus starken Pfählen und Querhölzern hergestellten Eingangsthore lieben die Eingeborenen an einem Stabe etlichen Zauberchariyari aufzuhängen, welcher unheilvolle Gedanken von den Besuchern fern halten soll. Im allgemeinen sehen es die Leute nicht gern, wenn man sie in ihren Kraals aufsucht, woran wir uns übrigens, da wir etwas erfahren und lernen wollten, nicht im geringsten kehrten. In manchen Dörfern flohen die Weiber und Kinder bei unserer Annäherung in die Hütten, anderswo hingegen kamen sie wieder ohne Scheu heran, begierig, den in Palmblattkörben aufbewahrten gestoßenen Mais, auch Maiskolben, Bananen, Hirse, Eier und Hühner um teures Geld los zu werden.

Die Hautfarbe der Waschamba, vom Süden eingewanderte Bantuneger, ist ein glänzendes Dunkelchokoladebraun, Frauen und Männer sind wohlgebildet und überreichlich genährt, weil ihnen die Natur alles bietet. Erstere bekleiden den Körper bis über die Brust herauf mit einem straff anliegenden bunten Stück Zeug, die Kniee bleiben frei. Sie lieben die kamelierte, sansibaritische Haartour, blaue Glasperlen um den Hals, an den Armen und Fußgelenken massive silberne Ringe von unförmlicher Dicke. Auf

die Kleidung der Männer haben die regelloſen Gebräuche der Küſtenbevölkerung hier noch viel Einfluß, meiſtens aber wird ein langes weißes Hemd mit halboffenem Latz, um die Hüften ein baumwollener Gürtel getragen.

Die Waſchamba kamen uns überall freundlich entgegen. Kommen größere Karawanen mit deutſcher Flagge, ſo erwartet der Jumbe (Häuptling) dieſelben mit den Dorfälteſten, alle in ihren beſten Gewändern und Waffen, vor dem Eingang ſeines Dorfes, woſelbſt ſich auch in der Regel die hiſtoriſchen Lagerplätze befinden. Nach der erſten, meiſt herzlichen Begrüßung ſendet der Jumbe Männer hinein, die Geſchenke zu holen und man revanchirt ſich ſeinerſeits ſo nobel, als es die jeweiligen Umſtände erlauben.

Eingang zu einem Uſambara-Dorfe.

Auf dem Weg nach Korogwe.

Siebentes Kapitel.

Beſchwerlicher Marſch nach Korogwe — Das Dorf und ſeine Bewohner — Mauri — Mtalawanda — Aufbruch nach Maſinde.

Am 25. Februar. Wir ſind in Korogwe angekommen. Auch auf kleineren Karten iſt dieſes Dorf, das bedeutendſte zwiſchen Pangani und Maſinde und am Zuſammenfluß des Pangani und Luengera gelegen, angegeben. Ich führte an jenem Tage die Vorhut und behielt ſie bis Maſinde bei, da meinen leichtbeladenen Trägern das Karawanentempo zu langſam erſchien. Von Mruaſi weg durchlief der Pfad zehn Kilometer weit welliges Terrain, mit Schilf und lockerem Baumſchlag beſtanden, ſodann mannshohes Röhricht, welches ſelten von einzelnen Waldparzellen und Hügeln unterbrochen war. Zur Rechten erfreute uns als reizendes Panorama der rötlich ſchimmernde, vielgezackte Abfall der Uſambaraberge. Nach ſechsſtündigem Marſch ſtiegen wir

die Kleidung der Männer haben die regelloſen Gebräuche der Küſtenbevölkerung hier noch viel Einfluß, meiſtens aber wird ein langes weißes Hemd mit halboffenem Latz, um die Hüften ein baumwollener Gürtel getragen.

Die Waſchamba kamen uns überall freundlich entgegen. Kommen größere Karawanen mit deutſcher Flagge, ſo erwartet der Jumbe (Häuptling) dieſelben mit den Dorfälteſten, alle in ihren beſten Gewändern und Waffen, vor dem Eingang ſeines Dorfes, woſelbſt ſich auch in der Regel die hiſtoriſchen Lagerplätze befinden. Nach der erſten, meiſt herzlichen Begrüßung ſendet der Jumbe Männer hinein, die Geſchenke zu holen und man revanchirt ſich ſeinerſeits ſo nobel, als es die jeweiligen Umſtände erlauben.

Eingang zu einem Uſambara-Dorfe.

schwersten Kalibers, zielte zwischen Hals und Schulter und brachte das Krokodil zur Strecke, nachdem es sich durch einen gewaltigen Luftsprung von diesem Dasein verabschiedet. Die Korogweleute fielen sogleich in Scharen und mit lautem Triumphgeschrei über die Beute her. Da sie nur sehr geringwertige Waffen führen, so bestürmen sie meist die durchreisenden Europäer, die gefährlichen Amphibien zu erlegen.

Nach Verlauf von zwei Stunden kamen auch die Patres mit dem Gros anmarschirt, nicht minder erschöpft und in Schweiß gebadet, als ich es selbst gewesen. Nun wurden schleunigst die Zelte aufgerichtet, eine gute Mahlzeit bereitet, Mittagschläfchen gehalten und solchergestalt der alte frische Mut wieder hergestellt. Viele Kranke kamen zur Konsultation, P. Blanchard fand reichlich Gelegenheit, sein medizinisches Wissen anzuwenden, indes der Herr Kollega für Ordnung unter den Trägern sorgte. Ich zeichnete bis Sonnenuntergang.

Die Nacht aber verlief schrecklich. Zuerst einzeln, dann im zwanzigstimmigen Wirbel tönten aus dem Dorfe die Trommeln, unaufhörlich in einförmigen, das Hirn zermarternden Rhythmen. Ach, als an jenem Morgen P. Rohmer in sein Schreckhorn stieß, die „Schläfer" zu wecken, da ließ sich keiner lange bitten, sondern wir verschwanden schleunigst aus dem Bereich dieses tollen, aller Beschreibung spottenden Konzertes.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß der Häuptling über das kühne Vorgehen der Massai klagte und die Befürchtung aussprach, daß sie wohl bald wieder seine Herden heimsuchen werden. Wir baten ihn, unseren Trägern davon nichts zu sagen, weil sonst viele nach Pangani zurücklaufen würden.

27. Februar. Marsch an den Ufern des rauschenden Pangani. Meine Feder und mein Stift sind nicht imstande, den wundervollen Reiz dieser Gebirgslandschaft zu schildern. Wir bewegen uns in einem englischen Park, Wasserfälle tosen und spielen übermütig mit Hunderten von Lianen, Windenbüscheln, weit in die Fluten hineinragenden Zweigen; viele riesenhafte Laubbäume sind bis über die Kronen weg kachiert von sattgrünen Schlinggewächsen, nur die Kokospalme, deren glatter, verhärteter Stamm diesen keinen Anhalt und Nahrung bietet, wiegt sich in voller Freiheit über dem grünen Chaos zu ihren Füßen. Die fremdartigen Rufe der Singvögel tönen von allen Seiten an unser Ohr, am Wasser spazieren arglos Reiher, Kraniche und sitzen die Kapitäne, die enormen Flügel putzend und von ferne kauernden Menschen ähnlich. Zu unserer Rechten aber immer das im Mittelgrund rötliche, auf der

Mauri.

Häuptling nahm mich bei der Hand und so liefen wir selbander, einträchtig wie die Kinder, dem Dorfe zu. Der Weg berührte lange vor diesem den Pangani, welcher hier noch nicht so gemächlich wie im Küstenland fließt, sondern munter über zahlreiche runde Felsblöcke sprudelnd und ziſchend hinwegeilt. Der Fluß ist in drei Arme geteilt, auf der umfangreichsten der dadurch gebildeten Inseln liegt das nach meiner Schätzung rund achtzig Hütten zählende Dorf Korogwe; nur eine Viertelstunde weiter südlich, am jenseitigen Ufer des Pangani befindet sich, begünstigt durch die Fruchtbarkeit des Bodens, eine zweite Niederlassung. Zu dieser geleiten aber keine Brücken, sondern sie ist nur von Korogwe aus erreichbar. Beide Dörfer führen am hohen Mast die deutsche Flagge.

Allerorten ist reiche Vegetation, am östlichen Rande des Thales erheben sich bewachsene, von vielen Schluchten und Schründen durchfurchte Hügel, auf welchen die Korogweleute mit Pfeil und Bogen jagen. Einer dieser Hügel war von einer Pflanzergesellschaft zur Baumwollekultur ausersehen — wilde Baumwolle fand ich häufig, doch nur bis Masinde —, aber die tropischen Regen zerstörten alles, auch die Gebäude, und man sieht nur die Ruinen.

Mehrere sehr alte, die gigantischen Äste weithin sendende Feigenbäume warfen ihre Schatten auf den Lagerplatz. Leider haben die Träger die tadelnswerte Gewohnheit, die Feuer stets am Fuße der Baumstämme zu unterhalten, wodurch diese ankohlen und der Baum allmählich zu Fall gebracht wird. Viele herrliche Bäume gehen auf diese Weise dem raschen Ende entgegen; was soll nun werden, wenn der Schatten von den Lagerplätzen hinweggenommen ist? Aber an die Zukunft denken die Schwarzen nicht. Ihr Gott wird schon wieder Bäume wachsen lassen.

Auf einer Steinplatte setzte ich mich ermüdet nieder und trocknete den Schweiß von der Stirne. Der Häuptling und die Ältesten, im Halbkreis zu beiden Seiten hockend, hörten die Berichte meines Dolmetschers an, während Leute aus dem Dorfe kamen, um in respektvoller Distanz den Fremdling in Augenschein zu nehmen. Nun ließ der Alte die Geschenke herbeiholen: einen prächtigen schwarzen Hammel, ein Körbchen Hühner-Eier, Mais und Kokosnüsse für meine Begleitung. Er empfing als Gegengabe von mir 20 Mikono (10 Meter) rotes Zeug und mehrere Pfund Perlen. Hiervon schien er zwar befriedigt, aber im Hintergrunde lauerte doch das Verlangen nach einem guten Schluck Kognak, den ich ihm später in meinem Zelte privatim zukommen ließ. Seine Macht ist nicht groß, die Einwohnerschaft etwas republikanisch gesinnt, da die häu-

Korogwe am Pangani.

figen Einfälle der Massai, welche es auf das Vieh abgesehen haben, an den Mut des einzelnen höhere Forderungen stellen und die Männer zu selbständigem Handeln erziehen.

Über den von zahlreichen Krokodilen bewohnten Fluß führt nach dem Dorfe eine aus Baumstämmen primitiv hergestellte, höchst schwankende und gefährliche Brücke. Wir tauften sie „Seufzerbrücke", weil es immer einiges Besinnen kostete, ihr den sterblichen Leib anzuvertrauen. Sofort nach meiner Ankunft erfüllte ich das Verlangen der Eingeborenen, ein sich sonnendes Krokodil zu schießen. Das noch ziemlich junge Tier lag ruhig, ohne durch die hin und wieder eilenden Menschen außer Fassung zu geraten, an der jenseitigen Böschung auf einer Felsenplatte. Anfangs hatte ich große Mühe, trotz lebhaftesten Deutens der Eingeborenen, das Tier überhaupt zu erkennen und erst nach scharfem Hinblicken vermochte ich die Umrisse zu unterscheiden. Ich lud mein Gewehr mit einer Kugelpatrone

schwersten Kalibers, zielte zwischen Hals und Schulter und brachte das Krokodil zur Strecke, nachdem es sich durch einen gewaltigen Luftsprung von diesem Dasein verabschiedet. Die Korogweleute fielen sogleich in Scharen und mit lautem Triumphgeschrei über die Beute her. Da sie nur sehr geringwertige Waffen führen, so bestürmen sie meist die durchreisenden Europäer, die gefährlichen Amphibien zu erlegen.

Nach Verlauf von zwei Stunden kamen auch die Patres mit dem Gros anmarschirt, nicht minder erschöpft und in Schweiß gebadet, als ich es selbst gewesen. Nun wurden schleunigst die Zelte aufgerichtet, eine gute Mahlzeit bereitet, Mittagschläfchen gehalten und solchergestalt der alte frische Mut wieder hergestellt. Viele Kranke kamen zur Konsultation, P. Blanchard fand reichlich Gelegenheit, sein medizinisches Wissen anzuwenden, indes der Herr Kollega für Ordnung unter den Trägern sorgte. Ich zeichnete bis Sonnenuntergang.

Die Nacht aber verlief schrecklich. Zuerst einzeln, dann im zwanzigstimmigen Wirbel tönten aus dem Dorfe die Trommeln, unaufhörlich in einförmigen, das Hirn zermarternden Rhythmen. Ach, als an jenem Morgen P. Rohmer in sein Schreckhorn stieß, die „Schläfer" zu wecken, da ließ sich keiner lange bitten, sondern wir verschwanden schleunigst aus dem Bereich dieses tollen, aller Beschreibung spottenden Konzertes.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß der Häuptling über das kühne Vorgehen der Massai klagte und die Befürchtung aussprach, daß sie wohl bald wieder seine Herden heimsuchen werden. Wir baten ihn, unseren Trägern davon nichts zu sagen, weil sonst viele nach Pangani zurücklaufen würden.

27. Februar. Marsch an den Ufern des rauschenden Pangani. Meine Feder und mein Stift sind nicht imstande, den wundervollen Reiz dieser Gebirgslandschaft zu schildern. Wir bewegen uns in einem englischen Park, Wasserfälle tosen und spielen übermütig mit Hunderten von Lianen, Windenbüschcln, weit in die Fluten hineinragenden Zweigen; viele riesenhafte Laubbäume sind bis über die Kronen weg kachiert von sattgrünen Schlinggewächsen, nur die Kokospalme, deren glatter, verhärteter Stamm diesen keinen Anhalt und Nahrung bietet, wiegt sich in voller Freiheit über dem grünen Chaos zu ihren Füßen. Die fremdartigen Rufe der Singvögel tönen von allen Seiten an unser Ohr, am Wasser spazieren arglos Reiher, Kraniche und sitzen die Kapitäne, die enormen Flügel putzend und von ferne kauernden Menschen ähnlich. Zu unserer Rechten aber immer das im Mittelgrund rötliche, auf der

Mauri.

Kammhöhe duftig blaue Randgebirge. Seine steilen Abhänge sind vielfach mit Mais und Zuckerrohr angebaut. Rauchwolken ziehen langsam an den Felsgraten empor, die Wohnplätze der Menschen andeutend. O, es ist unsagbar schön und hier sollten wir uns Hütten bauen. Wenn nur das Fieber nicht wäre!

Binnen drei Stunden hatten wir das Marschpensum erledigt, wir waren in dem aus etwa 30 Hütten bestehenden, aber hochromantisch gelegenen Mauri angekommen.

Dem raschen Laufe des Pangani stellen sich hier eine Reihe kleiner, jedoch von hochaufstrebender malerischer Vegetation, insonderheit Kokospalmen bedeckter Strominseln entgegen, zwischen welchen sich die klaren Wellen lärmend hindurchdrängen. Das ist an sich schon ein recht hübsches Bild, was jedoch der landschaftlichen Lage Mauris einen ganz eigenartigen Reiz verleiht, das ist die unmittelbare Nachbarschaft eines imposanten, kastellartig vorspringenden Absturzes des Usambaragebirges. Nicht sowohl die herrliche in großartigen Linien entwickelte Struktur dieser Steilwände, als vielmehr die sie da und dort unterbrechenden intensiv roten Lateritanhäufungen und dunkelgrünen Wiesenbänder, sodann auf den Zinnen eine pikante Garnirung prächtiger Laubbäume sind es, welche uns so ungemein wirkungsvoll gegenübertreten und das Auge stets von Neuem auf sich ziehen. Was Wunder, daß ich, der Mittagshitze nicht achtend, mich sofort auf einem Hügel inmitten des Dorfes mit Farbkasten und Pinsel postirte und frischweg zu malen anfing. Die Eingeborenen störten mich dabei nicht im Entferntesten, saßen vielmehr scheu in ihren Hütten, solange bis ich meine Zaubermaterialien wieder zusammengeklappt in der Tasche hatte. — Zwischen einer der Strominseln haben die Maurileute ein Wehr gebaut, um die Krokodile abzuhalten, so daß man an dieser Stelle unbesorgt baden kann.

An Abwechslung war hier kein Mangel, denn kaum hatten wir es uns bequem gemacht, als Feldwebel Markgraf, bereits wieder auf dem Rückwege von Masinde, mit seinen Sudanesen erschien, nach wenigen Stunden rückten Schröder und Gete samt Gefolge an, womit indessen das Rendezvous noch nicht abschloß, denn nachmittags trafen noch Baron Langen und dessen Impresario, Kurt Toeppen, ein. Letzterer meinte:

„Kommen Sie nur gleich mit uns, in Masinde gibt es nichts zu essen, es herrscht Hungersnot und der Platz ist von den Massai bedroht, die zu mehreren Tausend zwei Tagemärsche davon stehen. Kein Mensch kann zu Wißmann gelangen."

„Haben Sie denn Gefechte mit den Massai gehabt, da Sie sagen, Sie kämen von Gonja?"

„Nein, aber wir haben ihre Herden gesehen und mußten die Flucht ergreifen."

Fest entschlossen, um jeden Preis vorzudringen, befolgten wir Toeppens Rat, südlich nach Mhonda abzubiegen, nicht und sahen später, daß dies ein thörichter Streich gewesen wäre. Denn obwohl der Vormarsch der Massai in Wirklichkeit stattfand, so waren doch die Nachrichten darüber stark übertrieben und es schien uns vielmehr, als ob die Herren ihr Zurückweichen damit rechtfertigen wollten. Diese Auffassung teilten auch jene Offiziere, welchen die näheren Umstände bekannt waren.

28. Februar. Wir verlassen nunmehr, nach Nordnordwest abbiegend, den Pangani und wandern in dem breiten, rechts von hohen Gebirgszügen, links von langgestreckten niedrigen Hügeln eingerahmten Thale des Mkumasi, welcher oberhalb Mauri in den Pangani mündet. Überall kräftiger Baumschlag, dichter Busch und munteres Leben der Tierwelt, viele Perlhühner, Kraniche, und wilde Tauben kreuzen den Pfad. Von Mauri nach Mtalawanda sind $4^1/_2$ Stunden Marsch. Hier residiert Wazigua, ein Vasall von Sultan Simbodja von Masinde. Auch eine kleine Wakuafi-Kolonie, ein den Massai verwandter Stamm, soll hier hausen. Der Lagerplatz befindet sich unter den hochgewölbten schattigen Kuppeln uralter Feigenbäume, ein Bachbett teilt ihn, aber es ist kein Wasser in der Nähe, sondern dasselbe muß eine Stunde weit aus einem Teich geholt werden. Auch Lebensmittel sind höchst spärlich vorhanden, die Eingeborenen leben im Busch, sehr scheu und wir bekommen keinen zu Gesicht. Nur der Häuptling erschien, wollte anfänglich wegen unserer Ankunft ein Schauri halten und stellte alle Lebensmittel in Abrede. P. Blanchard gab ihm ein wenig Kognak zu trinken, worauf er zugänglicher wurde und fünf Hühner bringen ließ. Die wenigen Leute, welche schließlich aus dem Busch mit Pfeil und Bogen kamen, begafften und befühlten verwundert unsere Bärte.

Die Sonne ist nicht mehr so gefährlich, wie an der Küste, die Nächte kühler. Bald nach Ankunft verfiel ich in tiefen Schlaf, aus dem mich gegen Abend ein heftiger Regenguß weckte. Der Regen dauerte ohne Unterbrechung an bis zum nächsten Mittag, weil sich die Wolken an den nahen Berghängen stauten, in der Ebene im Westen war der Himmel vollkommen rein. Während der Nacht entwichen sechs Träger, so daß wir deren Lasten hier zurücklassen mußten.

Um 11 Uhr Vormittag kamen Boten aus Masinde ins Lager. Ein

Brief des Stationschefs, Leutnant Stenzler, teilte uns mit, daß er von unserem Marsche nach dem Kilimandscharo gehört habe; wir sollten eilen, die Karawane nach Masinde zu bringen. Bis zum derzeitigen Lager Wißmanns sei der Weg frei von Massai, doch Gonja von diesen verlegt und wir müßten jedenfalls einen Umweg machen.

Daraufhin brachen P. Blanchard und ich mit zehn Trägern und den Askaris ungesäumt auf. Aber es war ein entsetzlicher Marsch. Von oben goß es noch immer in Strömen, die Wege waren grundlos und schlüpfrig und ach, die Luft so schwül, daß alle Kräfte dahinschwinden wollten! Wir bissen die Zähne zusammen und hielten den Mut aufrecht durch eine gegenseitige und möglichst eingehende Schilderung der Bequemlichkeiten, welche in Masinde sicher die Ankommenden erwarten würden.

Noch niemals habe ich einen so häufigen Wechsel im landschaftlichen Charakter wahrgenommen wie auf dem Wege von Mtalawanda nach Masinde. In prachtvollem Naturpark liegt Mombo, das eigentlich unser Lager hätte sein sollen, wir passieren Wälder von Kandelaber-Euphorbien, panaschirte Aloes decken in zahllosen Exemplaren den Boden, wilde Kirschbäume, Baobabgruppen und die unvermeidliche Mimose treten massenhaft auf. Zur Rechten stets die interessantesten, koulissenartig vorspringenden Gebirgszüge. Trotz dieser Reize der Natur fühlten wir uns gegen Ende des achtstündigen Marsches sehr erschöpft. Die Träger brachen in laute Klagen aus, aber es half doch nichts, unterwegs durften wir nicht liegen bleiben. Das deutsche Fort in Masinde liegt sehr hoch, steil also wie auch überschattet von festverwachsenem Busch, führt der Weg hinan. Die Finsternis war längst hereingebrochen, als wir todmüde den wachhabenden Askari anriefen, das Thor zu öffnen.

Erlegtes Krokodil (S. 69).

Fort Maſinde.

Achtes Kapitel.

Merkwürdige Lage von Maſinde — Das Fort — Sultan Kimbodſa — Leutnant Stenzler von den Maſſai zur Umkehr gezwungen — Beſteigung der Auguſta Viktoria-Höhe.

Ehe wir dem Gang der Ereigniſſe weiter folgen, lohnt es ſich, einen Blick auf die merkwürdige Lage von Maſinde zu werfen. In einer Klarheit der Umriſſe und Gliederungen, die nur den Tropenländern eigen iſt, ragen ſcheinbar zum Greifen nahe, thatſächlich aber drei Stunden weit entfernt, faſt ſenkrechte Bergwände im Hintergrunde der Station empor. Dieſe Wände ſind durchſchnittlich 4000 Fuß hoch, grauer, ſtark verwitterter, doch um ſo maleriſcherer Jura-Kalkſtein; in den zahlreichen Schluchten, Schründen und „Kaminen“, auf den Höhen von tropiſcher Vegetation überwuchert; ja in ſteilen, engen Schluchten gedeihen, wie wir uns ſpäter durch den Augenſchein überzeugten, Raphiapalmen. Dieſe Bergwände haben die größte Ähnlichkeit mit jenen, welche die Veroneſer Klauſe bilden, nur ſind ſie grauer von Farbe und trotz ihrer Zerklüftung mit

unvergleichlich reicherem Pflanzenwuchs bedeckt. Zu ihnen führen aus der Ebene ein stundenlanges Défilé in östlicher Richtung bildend, drei ziemlich steile Hügelketten, bedeckt von unbeschreiblich dichtem Busch, an freien, d. h. gerodeten Stellen bis auf die höchsten Kuppen angebaut mit Mais, Zuckerrohr und Bananen. In der Tiefe dieses Défilés, aus einer noch nicht erforschten Schlucht des Gebirges entspringend, rauscht, beschattet von riesenhaften Bäumen, Buschwerk und Lianen, bald verstärkt durch Zuflüsse, hinab zum Mkumasi der klare Masindebach — das einzige wirklich gute Wasser liefernd, welches wir auf der Reise nach dem Kilimandscharo zu trinken bekamen. Felsblöcke von zum Teil enormer Größe stellen sich dem Wasserlaufe entgegen, zwingen ihn zu tosendem Absturz, zur Bildung von klaren tiefen Becken, auf deren Grunde Salamander und Zwergfrösche dahingleiten. Schwarz und ultramarinblau gestreifte Segelfalter und Trauermäntel, stets in geselligen Gruppen beisammen, flattern über den Wellen. Hier ist es kühl wie in einer Tyroler Klamm. Viele Bergpfade münden am Rande dieses Baches, denn die Eingeborenen scheuen nicht den stundenweiten Weg, um sich mit dem köstlichen Wasser zu versehen.

Am Ausgange des genannten Défilé, die ganze Gegend bis in die den Horizont berührende Massai-Ebene beherrschend und im Rücken durch die Bergzüge gedeckt, liegt das deutsche Fort Masinde, also in einer Lage, wie sie für eine militärische Befestigung nicht vorteilhafter gedacht werden kann. Zu seinen Füßen, von den Geschützen leicht zu bestreichen, erblickt man die mit Palisaden umgebene, mehr als bescheidene Residenz des Sultans Simbodja von Usambara.

Das Fort, umgeben von einer sehr widerstandsfähigen hohen Steinmauer mit gut zu verschließendem Ausfallsthor, enthält ein Hauptgebäude mit vier Räumen, hübsche Kasematten für die Mannschaft und eine kleine „Hauptwache" am Thore. Die Gebäude sind mit Wellblech eingedeckt, leider aber nagen an dem Gebälke des Dachstuhls die Holzwürmer und werden ihre zerstörende Arbeit wohl binnen einigen Jahren beendet haben. Die Besatzung besteht aus rund zwanzig Sudanesen unter dem Befehle eines Leutnants, einem Lazarettgehilfen, Koch und Bedienung. Eine Abzweigung des Baches ist nach der Station geleitet und dort in einem reinlichen cementierten Bassin aufgefangen. Schöner kann man sich eine Station im Innern Afrikas nicht vorstellen, und trotzdem, ungeachtet der hohen Lage, der guten Unterkunft, der überaus günstigen Wasserverhältnisse, der Nähe des kühlen Bachbettes, ist auch hier das Klima ungesund, das Fieber in allerlei Gestalt ein fast beständiger Gast!

Über Simbodjas Dorf ist wenig zu sagen. Es gleicht den bisher beschriebenen Ortschaften, erwähnenswert erscheint nur der steile, von vielen umfangreichen Felsblöcken unterbrochene Hauptweg, welcher nach dem „Palast" des Sultans führt, und der unsägliche Schmutz allenthalben. Wir sahen dagegen viel gut aussehendes Rindvieh, klein, höckerig, von dunkelbrauner Färbung, auch viele Schecken. Hier, gleichwie allenthalben in Ostafrika, wird die Hühnerzucht stark, doch keineswegs systematisch, betrieben; das Geflügel bietet keine Besonderheiten, als merkwürdig habe ich eine einzige stelzbeinige Rasse gefunden. —

Premierleutnant Stentzler.

Bei unserer Ankunft fanden wir nur den Lazarettgehilfen Gurkasch, nicht aber den Chef der Station, Leutnant Stentzler, vor. Dieser war am vorhergehenden Tage mit zehn Sudanesen aufgebrochen, um zum zweitenmal den Versuch zu machen, die seit Dezember für Wißmann aufgestapelten Briefschaften nach dessen Lager zu bringen. Der berühmte Afrikareisende und Bekämpfer des Araberaufstandes kehrte soeben von der in der Geschichte der deutschen Kolonisation von Ostafrika bedeutsamen Expedition nach dem Kilimandscharo zurück und hatte sein Lager nordwärts. Herr Gurkasch zeigte sich inzwischen als liebenswürdiger Hauswirt und ließ uns an allen Bequemlichkeiten teilnehmen, welche die Station bot.

Die Höflichkeit erforderte es, daß wir Sr. Hoheit dem Sultan Simbodja unsere Aufwartung machten. Um derselben gleich ein sympathisches Relief zu verleihen, beluden wir unsere Jungens mit einigen Flaschen first rate-Kognak nebst einer halben Last amerikanischen Baumwollzeuges. Nach manchen Umwegen um die vorerwähnten Felsblöcke, gefolgt von vielen Erwachsenen und Kindern, gelangten wir zum Schlosse

Sr. Majestät, welches in Gestalt einer 30 Fuß langen, mit Palmstroh eingedeckten fensterlosen Hütte immerhin einen ganz kläglichen Eindruck machte. Majestät, umgeben von etlichen zwanzig „Hofchargen", erhob sich von seiner primitiven Kitanda, und begrüßte uns unter häufigen Seitenblicken nach den Kognakflaschen in herzlicher Weise wie alte Bekannte. Simbodja mag 55 Jahre zählen, ist von etwas gedrungener, mittelgroßer Gestalt, hell bronzefarben. Er ist entschieden kein „Gigerl", denn ein Tuch um die Lenden, auf dem von schwachem Vollbarte umrahmten Haupte ein weißes Mützchen, den Oberkörper entblößt, machte die gesamte Toilette aus. Ich hatte den zweifelhaften Genuß, zu seiner nackten, schwitzenden Rechten Platz nehmen zu dürfen und wünschte in dieser Situation lebhaft, daß der zivilisirte Mensch seine Nase ebenso zu beherrschen vermöchte, wie irgend eine andere ihm verliehene Fähigkeit. Se. Majestät riß eine Unzahl Witze, wenigstens mußte ich das dem schallenden Gelächter entnehmen, in welches die Schwarzen bei vielen Stellen seiner Rede ausbrachen. Zu uns sich wendend, drückte „Er" großes Wohlgefallen an den Geschenken aus und meinte wiederholt: „Geld habe ich genug, auch Zeug und Perlen, aber Kognak, den liebe ich über alles." An der Wand entdeckte ich den ihm von unserem Kaiser gespendeten vergoldeten Thronsessel, in einer Nische hing ein von Wißmann verehrtes kostbares Jagdgewehr. Indes den größten Stolz bildete doch ein allerdings Prachtexemplar von einem jungen Massaikrieger, der ihn in vollem Waffenschmuck überallhin begleiten mußte.

Simbodja hat die Herrschaft über einen Teil Usambaras (denn einige Bezirke sind von ihm abgefallen) durch List und Gewalt an sich gerissen. Seines Zeichens ist er ein Viehräuber, beständig beteiligt an den Streifzügen der Sogonoimassai, welchen er Führer liefert, wogegen sie sein eigenes Vieh schonen. Er residirte ehemals in Wuga; der Haß der Bevölkerung indessen wuchs gegen ihn in dem Maße, daß er sich dort nicht mehr halten konnte, sondern nach Masinde übersiedelte. Dort ließ er es sich sofort angelegen sein, von den nach Pare ziehenden Karawanen hongo (Steuern) zu erheben, zu welchem Zwecke er in weitem Umkreis von Masinde Stationen gründete, so daß ihm keine Karawane zu entgehen vermochte. In Wuga (oder Fuga nach v. d. Decken) setzte Simbodja seinen Sohn Kimueri ein. Im Norden reicht seine thatsächliche Macht nicht über Gonja hinaus. Zwischen den von Simbodja unabhängigen Distrikten Usambaras herrschen freundliche Beziehungen, während ihre Bewohner es nicht wagen dürfen, Simbodjas Gebiet zu betreten.

Da derselbe indessen auch in letzterem sehr geringe Sympathien genießt, wovon sich jeder Reisende mit leichter Mühe überzeugen kann, so wäre es höchst wünschenswert, zur Herbeiführung geordneter Zustände in Usambara den ekelhaften Menschen seines Thrones zu entsetzen und Kiniassi, dem legalen Nachfolger und Sohn Kimueris I., die Herrschaft einzuräumen. Diesen sehen die Waschamba schon lange als thronberechtigten Häuptling an, und da er kein Sündenregister gleich Simbodja besitzt, vielmehr von allen, die ihn kennen, als bescheiden geschildert wird, so würde sich auch das Gouvernement leicht mit ihm verständigen können. Um so durchführbarer erscheint heute diese Lösung, als wir Simbodja einen dicken Strich durch seine Beziehungen mit den Sogonoimassai machten.

Sultan Simbodja von Usambara.

Am nächsten Tage war Simbodja total betrunken und für niemanden, vielleicht nicht einmal für sein schlechtes Gewissen zu sprechen, das ihm vorrechnete, daß er jedes Weib umbringen läßt, welches ihm ein Kind schenkt. So erzählt man sich wenigstens.

Gegen Abend ließ uns Simbodja rufen und sagen, daß er nun vier Massai bei sich habe — eine ungeheure Keckheit angesichts der frechen Übergriffe, welcher sich dieser kriegerische Stamm in jenen Tagen schuldig gemacht hatte. Am 5. März, als ich mit den Missionaren am Bache unten saß, kamen die Gesellen, sogar in voller Bewaffnung heran und wollten uns um jeden Preis ein Stück gebratenes Fleisch verkaufen, wahrscheinlich führten sie weniger harmlose Absichten im Schilde, denn jener Handel hatte doch gar keinen Sinn.

Am Vormittag des 3. März kam zu unser aller Überraschung Leutnant Stentzler wieder anmarschirt — gänzlich erschöpft, fiebernd und in Schweiß gebadet. Er brachte nur wenige Worte hervor und warf sich dann auf sein Lager, alsbald in Schlaf verfallend.

Später berichtete er, daß er vergeblich versucht habe, mit der Post zu Wißmann vorzudringen, die Massai hätten sich ihm in Mkumbara

(drei Stunden Wegs von Masinde) in großer Zahl entgegengestellt, so daß er sich ihrer mit nur zehn Mann nicht mehr zu erwehren vermochte. Er flüchtete nun in das Dorf, dessen Eingang die Massai besetzten, erwartend, daß Stentzler mit Tagesanbruch einen Ausfall machen würde. Um 1 Uhr nachts jedoch, als der Mond kurze Zeit hinter den Wolken verschwand, überstieg Stentzler mit seinen Leuten die Boma auf der Rückseite des Kraals und marschirte, einen weiten Bogen nach Westen beschreibend, durch unwegsamen Busch elf Stunden lang, bis er glücklich das Fort wieder erreichte.

Dabei ist zu bemerken, daß Wißmann mit Hilfe gewandter, vollkommen terrainkundiger Eingeborener jeden Augenblick in der Lage war, Botschaft nach Masinde zu schicken, aber eine Menge wichtiger Dokumente diesen Leuten anzuvertrauen, geht natürlich nicht an.

Fünfzig Träger der französischen Mission entliefen in die Heimat, als der Rückzug Stentzlers durch die Soldaten bekannt geworden war. Für die Patres bedeutete das einen furchtbaren Schlag, denn ihr Gesamtverlust an Trägern bezifferte sich nun auf achtzig Mann. Von meinen eigenen Leuten fehlte keiner, obwohl ich sie schon am ersten Tage nach der Ankunft in Masinde nach Mtalawanda geschickt hatte behufs Einkaufs von Lebensmitteln und sie diesen Ausflug als Vorwand zur Flucht benützen konnten.

Die Wißmannsche Expedition sollte binnen vier Tagen in Masinde zurück sein; wir mußten sie unter allen Umständen erwarten. Um nicht müßig zu liegen, beschlossen P. Rohmer und ich, den Versuch der Besteigung der Höhen östlich von Masinde zu wagen. Die Idee erschien ungemein verlockend, denn abgesehen von dem jedenfalls großartigen Überblick über das Panganithal und die Massai-Ebene durften wir hoffen, ein umfassendes Bild der Terraingestaltung im Osten, welche noch ganz unbekannt war, zu gewinnen. Wir gedachten die zur Linken des Masindebaches sich hinziehenden Bergzüge zu erklettern, sodann auf dem Grat des höchsten derselben, den wir mit den rückwärts liegenden Steilwänden in Verbindung wähnten, jene zu umgehen und auf dem Ostabhang bis zum höchsten Rande vorzudringen.

Mit reichlichem Proviant für einen Tag, Gewehren, Skizzenbuch und einer deutschen Flagge versehen, jedoch ohne weitere Begleitung, traten wir am 4. März früh $5^1/_4$ Uhr die Bergreise an. In kampflustiger unternehmender Stimmung wurde ein gutes Tempo angetreten. Zunächst brachen wir, entlang dem Masindebach, durch lockeren Busch und Bananen-

wäldchen, wenig Steigung und Hindernisse findend, von betretenen Pfaden natürlich keine Spur. Es handelte sich darum, auf der rechten Seite eine möglichst freie, übersichtliche Stelle zum Aufstieg zu erspähen, denn da der ortskundige Führer mangelte, mußten wir uns soviel als thunlich auf einem leicht zu übersehenden Terrain bewegen. Nach Verlauf einer Stunde glaubten wir einen passenden Aufstieg gefunden zu haben und bogen, sofort kletternd, nach rechts ab. Niemand, der nicht ähnliches erlebte, vermag sich einen Begriff von der mühevollen Arbeit zu machen, die nun folgte. Unter den Füßen eine zwei Fuß hohe steife Matratze mit feinen Dornen besetzten Grases, vor dem Gesicht und stets zu kriechender Stellung zwingend ein höllisches Durcheinander von stacheligtem Gezweige, welches man nirgends anfassen, nirgends ausbiegen konnte, ohne sich zu verletzen. Um ein paar Schritte vorwärts zu kommen, waren wir jedesmal genötigt, uns gesenkten Hauptes, den angreifenden Büffeln gleich, mit voller Wucht gegen das eigensinnige Gestrüpp zu werfen, wobei die solide Kuppel des Tropenhelmes als Sturmbock dienen mußte. Das ging eine halbe Stunde lang so weiter, selten sah man durch diese Wildnis hindurch einmal etwas von der weiteren Umgebung. Schließlich wollte es der glückliche Zufall, daß wir ein schmales, 2 Meter tiefes Rinnsal aufstöberten, über welchem sich das Dornengestrüppe dachförmig schloß. In jenem Tunnel stiegen wir lange Zeit mühelos nach oben. Am Ende desselben stießen wir auf eine Felsengruppe, umgeben von breitem Steppengras und leicht zugänglich. Wir sahen, daß der Busch nun ein Ende hatte, viel steilere, von zahlreichen Felsblöcken durchsetzte Hänge aber jetzt zu erklimmen waren. Unten, etwa 800 Mtr. tiefer, lag das Fort, sehr en miniature.

Auf der Kuppe des in drei Staffeln gegliederten Höhenzuges angelangt, entdeckten wir einen vielbegangenen fortlaufenden Pfad, begegneten gleich darauf einem alten Manne, welcher uns bedeutete, daß dieser Weg nach oben führe. Sehr zufrieden, nun ohne weitere Schwierigkeiten auf die Höhe wandern zu können, setzten wir raschen Schrittes die Reise fort. Der Pfad lief fortwährend auf dem Kamme entlang, wenig steigend, ja wie uns schien, mit fallender Tendenz. Plötzlich beschrieb er eine scharfe Kurve nach links, offenbar geraden Wegs nach dem Bache führend, zur Rechten war er aber schon so weit gegen die amphitheatralisch sich schließenden Wände vorgeschritten, daß der Aufstieg hier ein gefährliches Unternehmen gewesen wäre. Was blieb also weiter übrig, als hinzugehen, wo wir hergekommen waren?

Dort, wo wir den Alten getroffen, der uns so schlecht beraten, kletterten wir jetzt schnurstracks und mit verdoppeltem Eifer bergan. Nach $^3/_4$ Stunden stellten sich uns kolossale Felsmassen mit überhängenden Wänden entgegen, an deren Basis sich eine kleine Plattform ausbreitete. Und was lag da auf der Erde? Die Flagge, welche einige Monate vorher Eugen Wolf, der Berichterstatter des „Berliner Tageblatt", hier aufgerichtet hatte. Alsbald wurde sie wieder befestigt und der Flaggenstock mit schweren Steinen umgeben. Zugleich nahmen wir einen kräftigen Imbiß ein, denn unsere Aufgabe war erst zur Hälfte erfüllt.

Daß Eugen Wolf keine große Lust hatte, seine Flagge auf einen höheren Standpunkt zu bringen, sahen wir sofort ein. P. Rohmer aber, im Bergsteigen viel geübter als ich, fand Mittel und Wege, um über die Wände zu gelangen. An dem zähen, langen Grase uns festhaltend und keinen Schritt vorwärts machend, ehe der Fuß nicht ganz sicher ruhte, fast senkrecht emporkletternd, umgingen wir die Felsen auf der linken Seite und schlugen dann südliche Richtung gegen eine zweite Felsgruppe ein, zwischen deren Geschröffe mehr Anhalt zum Steigen war als auf dem glatten Grase. Dieser Aufstieg gelang auch vollkommen. Jenseits erreichten wir zu unserer großen Freude eine mäßig steile, mit wildem Oleander und kurzem Grase bewachsene Halde, über die hinweg man unschwer den langersehnten Grat erreichen konnte. Nach unserer Meinung bildete er den letzten Übergang zu dem leicht gewellten horizontalen Grat des Randgebirges, welches den beschriebenen, so herrlichen Hintergrund des Fort Masinde darstellt. P. Rohmer ging voran. Plötzlich rief er aus: „Nein, wie merkwürdig, welche Täuschung!" Ich lief, zu sehen, was sich ereignet habe, und gewahrte zu meiner Überraschung, daß der erstiegene Grat gar keine Verbindung hatte mit den Wänden im Osten. Ein ungeheurer Abgrund, auslaufend in ein von üppiger Vegetation bestandenes Thal, gähnte uns entgegen. Drüben, in Schwindel erregend steilen und langen Fluchten, erhoben sich noch etwa 1000 Fuß höher die Wände, das Ziel unserer Wünsche. In den Schroffen, wie seltsam, wuchsen Raphiapalmen und während hierzulande eine derartige Gruppe mit unwirtlichen verwitterten Zacken abschließt, bedecken ihren Rand dort grüner Busch und hohe Bäume. Wir standen auf einem wenig Raum bietenden Sattel. Wo derselbe gegenüber den Wänden steil abstürzte, befand sich eine große Felsenplatte, die wir zur Rast auserkoren.

Das Aneroid wies 1360 m Seehöhe. Der Ausblick spottet jeder

Augusta-Viktoria-Höhe bei Masinde.

Beschreibung, ich kann sie nur versuchen. Zu Füßen das reizvolle Masindethal, hinausbiegend in die von Galeriewäldern durchzogene, im Westen vom Masiberge begrenzte Ruvuebene. Weiterhin das in violetten und blauen Tönen schimmernde Massailand, im Süden der Park von Mombo, die Berge von Lewa, im Nordwesten das Parégebirge, der Thaleinschnitt des Mkomasi, die Hochebenen von Gonja und Kissiwani. Blauer Himmel über dem Ganzen, frische Bergluft hier oben. Wir sahen etwa 30 Kilometer nordwestlich von Masinde jene schon auf den Karten v. d. Deckens eingezeichnete ovale Erweiterung des Ruvubeckens. Als wichtig erwähne ich endlich noch das Vorhandensein der Weinrebe und der Baumwolle im wilden Zustande.

Während P. Rohmer nicht ohne Gefahr einen jungen Baumstamm als Flaggenstock vom Abgrund heraufholte, zeichnete ich die Hauptlinien des Panoramas in mein Skizzenbuch ein. Sodann schleppten wir große Steine herbei

und umgaben damit pyramidenförmig das Banner. Nun hißten wir unter Hurrahrufen und Flintenschüssen die deutsche Trikolore und, Kognak über die Felsplatte ausgießend, tauften wir sie „Augusta Viktoriahöhe" zu Ehren unserer Kaiserin. Nächst dem Kilimandscharo weht hier die höchste Flagge auf unserem ostafrikanischen Gebiete.

Nachdem wir eine Stunde gerastet, erfolgte die Rückkehr, ebenfalls unter schwierigen Verhältnissen. Um Irrwege zu vermeiden, trachteten wir möglichst direkt in das Bett des Masindebaches zu gelangen. Es kostete manchen gewagten Sprung, erwies sich dann aber doch als praktisch, da der Bach ja schnurgerade dem Fort zueilte. Kurz vor Dunkelwerden kamen wir in der Station an, wo man schon für uns zu fürchten begonnen hatte.

Das Wißmann'ſche Lager in Maſinde.

Neuntes Kapitel.

Ankunft der Wißmann'ſchen Expedition — Wißmann's Perſönlichkeit — Emin Paſcha — Organiſation der Maſſai-Kilimandſcharo-Expedition — Elmurani — Über afrikaniſche Speere — Die Maſſai.

Am 8. März. Leutnant Stentzler wird noch immer von heftigen Fieberanfällen gepeinigt — eine Folge nicht allein der Vereinſamung auf einer ungeſunden Station des Innern, ſondern mehr noch des Verdruſſes über das abermalige Scheitern ſeiner Miſſion zu Wißmann, welcher mit größter Ungeduld dem Empfang ſeiner Briefſchaften entgegenſah. Doch heute erwarten wir ja beſtimmt die Rückkehr der Expedition, von deren Herannahen Eingeborene ſchon in aller Frühe Kunde gebracht haben. Alle Räume der Station werden in muſterhafte Ordnung geſetzt, um der Kritik des ſcharf blickenden Kommandanten keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Die Sudaneſen, in zwei Gliedern aufgeſtellt, ſind bereits im Hofe angetreten und werden von dem ſchwarzen Offizier, einer höchſt

markanten und soldatischen Erscheinung in großer Gala mit Schleppsäbel und Kriegsdenkmünze, gemustert.

Gegen 9 Uhr hören wir von ferne Signalhörner und Gesang der Schwarzen — das Wißmann'sche Korps ist im Anzuge. Aber eine Stunde vergeht, bis die Tête der Expedition mit wehenden Bannern, umjubelt und umsungen von Hunderten von Masindeleuten, aus dem Busch

Wißmann im Tropen-Anzug.

heraustritt auf den breiten Sandweg, welcher zur Station emporführt. Die Sudanesen präsentiren, Stentzler rafft sich auf und eilt dem Kommandanten den Abhang hinab entgegen.

Nach wenigen Augenblicken erscheint Major von Wißmann selbst, auf einem Maskatesel mit roter Schabracke reitend, unter dem Thorbogen. Sein Aussehen ist vorzüglich, er trägt großen Sonnenhut, braunen Jagdanzug, graue Weste und hohe Schaftstiefel aus Segelleinwand. Im

ersten Moment war ich im Zweifel, ob diese anspruchslose Erscheinung Wißmann wäre. Bald indessen erkannten ich und alle, die noch nicht mit ihm verkehrt hatten, daß die Macht seiner Persönlichkeit weniger in der äußeren Erscheinung, als im Reden und Handeln zur Geltung kommt. Für diesen Mann scheint es keine Hindernisse zu geben; eine Energie, welche sich mit sprühender, unwiderstehlicher Gewalt seiner Umgebung mitteilt, eine überraschende Schlagfertigkeit und seltenes Dispositionsvermögen, eminente Praxis im Verkehr mit den Eingeborenen, nicht minder aber ein hochherziger menschenfreundlicher Charakter, stempeln ihn, den noch jungen Mann, zu einer der hervorragendsten Gestalten unseres Jahrhunderts. Diese Eigenschaften befähigen ihn auch nach übereinstimmenden Urteilen aller Deutschafrikaner zur Lösung von Aufgaben, welche weit über den Rahmen seiner nächsten Pflichten hinaus greifen. Offiziere, Mannschaften, wie die eingeborene Bevölkerung, soweit solche nicht aufrührerischen Bestrebungen zugethan ist, hängen mit Liebe und Verehrung an Wißmann. Zahlreiche Anekdoten, seinen liebenswürdigen Charakter illustrirend, sind unter den Schwarzen im Umlauf. Ich selbst war von dem Zauber seiner Persönlichkeit so eingenommen, daß mir eine Durchquerung Afrikas nicht die geringsten Bedenken mehr einflößte. Sein Geist beseelte uns, als wir, ohne auch nur einen Augenblick schwankend zu werden, die Kämpfe gegen die mit Recht gefürchteten Massai durchfochten. Um so bedauerlicher ist es, daß dieser Mann durch die Errichtung eines nach Ansicht vieler Afrikakenner verfrühten Verwaltungssystems an zweite oder gar dritte Stelle versetzt wurde.

Deutsch-Ostafrika durfte seinen Reichskommissar, die Schutztruppe ihren Befehlshaber noch lange nicht entbehren. Rascher und nachdrücklicher, als wir erwarten konnten, bewies die Niederlage Zelewskis, wie sehr berechtigt unsere Anschauung, wie sehr verhängnisvoll es war, den gefürchteten und angesehenen Namen Wißmann aus dem Vordergrund zu rücken! Er hat jeden Feldzug glücklich durchgeführt, zweimal mit geringen Mitteln Afrika durchquert und genießt daher unter den Eingeborenen ein Ansehen, welches durch keine noch so tüchtige Verwaltungskraft ersetzt werden kann. Was schadet es denn, wenn seiner genialen Führung ein paar Tausend Mark mehr entfallen, als man in Berlin herausgerechnet hat; sein Name allein ist Millionen wert, *da ein fast sagenhaftes Glück ihn bisher auf allen Wegen begleitete.* Eine einzige Niederlage kostet mehr, als Wißmann innerhalb fünf Jahren „verschwenden" würde. Verbannen wir um Gotteswillen alle Pedanterie und Kleinlichkeit aus Ostafrika!

Nach alledem wird man auch begreifen, daß ein unabhängiger, vermögender Mann, angezogen durch die Persönlichkeit Wißmanns, mit fast beispielloser Aufopferung, ohne jeden Entgelt, seine Dienste Tag und Nacht jenem widmet, wie dies Dr. Bumiller thut. Obgleich die Expedition einen vierzehnstündigen Marsch hinter sich hatte, arbeitete Dr. Bumiller dennoch die ganze Nacht hindurch an der Erledigung der zahlreich eingelaufenen Korrespondenz, um dem Kommandanten nach den schmerzlichen Überraschungen, welche ihm die Post in Masinde bereitete, die so nötige Ruhe zu ermöglichen. Hier war es, wo Wißmann sein Abberufungsschreiben empfing. Die heftige Gemütsbewegung, welche ihn infolge desselben ergriff, und von der wir unfreiwillige Zeugen sein mußten, gab den ersten Anstoß zur Erschütterung seiner Gesundheit. Am folgenden Tage bei Tische kam Wißmann auf sein Verhältnis zu Emin Pascha zu sprechen, sein Erstaunen über die ihm seitens einer Reihe deutscher Blätter in voller Unkenntnis der Verhältnisse unterschobenen Beweggründe der Abberufung Emins äußernd. Er sagte wörtlich: „Es ist mir unbegreiflich, wie man so von mir denken kann. Ich selbst habe seiner Zeit Emin Pascha in Vorschlag gebracht; ich schätze ihn sehr hoch als Gelehrten, aber seine militärischen Maßnahmen liefen den ihm erteilten Direktiven geradezu entgegen und beschworen in den von dem Pascha durchzogenen Gebieten eine Reihe unheilvoller Konflikte herauf."

Ergänzend füge ich hinzu, daß die Sympathien für Emin in Ostafrika nicht besonders stark hervortreten; man macht ihm Mangel an Vaterlandsliebe, der es vermocht hat, daß sich der allergrößte Teil seiner Sammlungen in englischen Händen befindet, zum Vorwurf. Die ihm beigegebenen Offiziere klagen, daß er sie unnötig exponire und in kritischen Situationen persönlich zu wenig eingreife; seiner ungenügenden militärischen Vorbildung mag sowohl dies wie auch das Nichtbefolgen der Befehle Wißmanns in erster Linie zuzuschreiben sein.

Ihre Abteilungen führend waren mit Wißmann noch angekommen die Offiziere: Johannes, Sulzer, v. Zitzewitz, Heymonds, Dr. Steuber, Prince, de la Frémoire, v. Witzleben und der Berichterstatter des „Berliner Tageblatt" Eugen Wolf, sämtlich durch die andauernden Märsche in ihrer Kleidung mehr oder weniger restaurationsbedürftig.

Der Kommandant, welcher von den Übergriffen der Massai bisher keine Kenntnis hatte, vielmehr sein Befremden darüber ausdrückte, daß dieselben der allerdings sehr starken Expedition beständig auswichen, war nunmehr gezwungen, sofort energische Gegenmaßregeln zu ergreifen. Anlaß

hierzu war mehr als genügend gegeben. Denn abgesehen davon, daß die fortwährende Bedrohung und Plünderung der Karawanen einer völligen Sperre des Handelsweges nach dem Kilimandscharo gleichkam, hatten die Wamassai (die Vorsatzsilbe Wa bedeutet Volk) einmal Baron Langen, zweimal dem Stationschef von Masinde den Durchzug verwehrt, Leutnant Stenzler persönlich den Tod geschworen und ihm eine Kriegskeule geschickt,

Prince. Chef Johannes. v. Wißleben. de la Frémoire. Kallenberg.

Die Mitglieder der Kilimandscharo-Expedition.

sowie einem Pferdekommando den Weg nach Gonja verlegt. Wißmann beschloß daher die französische Missionskarawane in auf das Notwendigste reduzirtem Umfange und meine Abteilung mit einer militärischen Massai-Kilimandscharo-Expedition zu vereinigen.

Mit Bewunderung verfolgte ich die in fabelhafter Raschheit von dem Reichskommissar vollzogene Organisation dieses Kriegszuges. Chef

Johannes, welcher bereits in den Gefechten gegen den Dſchaggafürſten Sinna große Kaltblütigkeit und Bravour an den Tag gelegt hatte, wurde die Führung anvertraut. In derſelben unterſtützten ihn die Leutnants Prince, de la Frémoire und von Witzleben, Offiziere von in Afrika längſt erprobter Tüchtigkeit. Wißmann gab nicht nur die Generalidee, ſondern war auch um jedes Detail unſerer Ausrüſtung beſorgt. Er ließ mein Diana-Jagdgewehr gegen einen Mauſerkarabiner ſamt hundert Patronen eintauſchen, überwies mir gutes Sattelzeug und gab Direktiven bezüglich meiner Einteilung in die Marſchkolonne. „Der Maler gehört an die Spitze, damit er ſogleich jeden Büffel, welcher ſich vorne zeigt, konterfeien kann", äußerte er ſcherzend. Gleiche Fürſorge bewies Wißmann den Patres gegenüber, und wenn man in Betracht zieht, daß er für zwei Expeditionen zu denken hatte und Mittag desſelben Tages den Marſch nach der Küſte antreten wollte, ſo war dies wahrhaftig alles Mögliche.

Noch möchte ich ſeinen Befehl erwähnen, jeden Maſſai niederzuſchießen, den wir antreffen würden. Die Maſſai ſind ein Volk, welches ausſchließlich vom Raube lebt; ſoviel wir heute durch die Dr. Peters'ſchen Reiſeberichte wiſſen, leben nur am Baringoſee Angehörige des Maſſaiſtammes, welche auch Ackerbau treiben. Mit ſelbſt die Rothäute übertreffender Grauſamkeit gehen ſie bei ihrer Räuberei zu Werke, ſie haben keine Empfindung für Gutes oder Böſes, ſie morden rein handwerksmäßig, ja foltern die in ihre Hände Gefallenen. Dabei unterhalten ſie eine wohlorganiſirte, aus den unverheirateten und kräftigſten jungen Männern beſtehende Kriegsmacht. Dieſe Krieger heißen Elmurani. Ihre Bewaffnung beſteht ausſchließlich in einem breiten ovalen Schilde aus Büffelhaut mit in rot, weiß und ſchwarzer Farbe ausgeführten heraldiſchen Zeichen und einem ziemlich gut geſchmiedeten Hauſpeere, deſſen Klinge eine Länge von 70, deſſen eiſerner Schaftteil 75 Centimeter mißt, der ganze Speer hat die genaue Länge von 2 Metern.*) In verſchiedenen Werken erſcheinen die Maſſaikrieger mit Dſchaggaſpeeren abgebildet, was unrichtig iſt. Die Abbildungen im Dr. Peters'ſchen Werke dagegen ſind naturgetreu. Ebenſo wie die Maſſai einen ganz beſonderen Speer führen, ſo gilt das auch für andere Völkerſchaften Oſtafrikas und mögen hier noch zwei weitere Speertypen, die gleichfalls in meinem Beſitze ſind, erwähnt ſein. Der Kahe-

*) Als ich zu Hauſe nach einer Skizze das dem Werke voranſtehende Aquarell anfertigte, waren die erbeuteten Waffen noch nicht eingetroffen; dieſem Umſtand muß es zugeſchrieben werden, daß der Speer auf dem Bilde nicht vollkommen richtig gezeichnet iſt. Ich verweiſe dagegen auf die nebenſtehende Waffengruppe.

speer ist von weit geringerer Qualität wie der eben beschriebene; seine roh bearbeitete Klinge mißt 60, der Eisenschaft 65 Centimeter, die ganze Länge knapp 2 Meter. Diese Waffe kann um 8 Ellen Baumwollenzeug von den Eingeborenen erhandelt werden.

a) Der echte Massaispeer; b) Massai-Schild oben von vorn, unten von rückwärts; c) Mandara- oder Dschaggaspeer; d) Gewöhnlicher Kahe-Jagdspeer.

Der Dschagga- (oder Mandara-) Speer ist einer der wertvollsten und elegantesten Hausspeere Afrikas, eine fürchterliche Waffe in der Hand eines, der sie zu führen weiß. Seine mit vollkommenster Exaktheit gearbeitete Stahlklinge ist 78 Centimeter lang, unten zwei Finger breit mit feinem Kupferdraht umwickelt, der Eisenschaft genau 1 Meter, der ganze Speer 2,04 Meter lang. Diese Waffe muß schon am Kilimandscharo mit einer ganzen Tuchlast im Werte von 175 Mark bezahlt werden. Noch kostbarer, aber fast gar nicht mehr zu bekommen, ist der Simaspeer, dessen Klinge einen Meter mißt.

Ich habe diese Abschweifung für notwendig gehalten, weil, wie erwähnt, in Werken über Ostafrika mannigfache Unrichtigkeiten hinsichtlich der Bewaffnung der Eingeborenen enthalten sind. Pfeil und Bogen führen nur die Verheirateten der Massai, ihre Kriegsmacht hält heute an Speer und Schild noch mit der gleichen Zähigkeit fest, wie weiland die Ritterschaft des Mittelalters an der Turnierlanze, als das Schießpulver von Berthold Schwarz längst erfunden war.

Den fast ausschließlichen Besitzstand der Wamassai bilden geraubte Viehherden, welche ihren Unterhalt bestreiten müssen. Um diese zu erlangen, unternehmen sie weitgreifende, kühne, sich manchmal bis an die Küste erstreckende Raubzüge. So erschienen sie, alles vor sich her in

Schrecken jagend, eines Tages vor Saadani, obwohl ihr eigentliches Aufenthaltsgebiet mehrere hundert Kilometer weit von der Küste entfernt liegt.*)

Im Hinblick auf mancherlei Übereinstimmungen des Massaiidioms mit jenem einiger am weißen Nil wohnenden Völkerschaften neigen die neuesten Forschungen mit ziemlicher Gewißheit zu der Annahme, daß der Hauptstamm der Massai weniger in den Somali- und Gallaländern, als vielmehr im Nilgebiete seinen ursprünglichen Sitz habe. Man könnte hiergegen nicht unwesentliche Einwände erheben, insbesondere die viel größere Ähnlichkeit des Massaitypus, ihrer Lebensgewohnheiten und Neigungen mit den Galla- und Somalivölkern, welche mir immerhin noch schwerer ins Gewicht zu fallen scheint, als sprachliche Anklänge. Indessen die Frage ist noch nicht endgültig entschieden und für das vorliegende Werk auch nicht von allzugroßem Belang. Die Massai sitzen am dichtesten am oberen Tana, auf dem Leikipia-Plateau, zwischen Kilimandscharo und Kenia. Ihre Streifgebiete, in welchen sie teils Viehherden

Sogonoi-Elmurani im Kriegsschmuck.

*) „Diese Nomadenstämme, welche viele Tagereisen weit westwärts, zwischen den riesigen Schneebergen Kilimandscharo und Kenia sitzen, unternehmen Raubzüge oft bis an die Küste hin und schleppen namentlich das Vieh mit sich fort. Ihre kriegs- und beutelustigen, den Tod verachtenden Scharen sind der Schrecken friedlicher Leute, der ansässigen Ackerbauer wie der wandernden Kaufleute und bringen durch das

treibend, teils raubend und Krieg führend auftreten, reichen aber wie gesagt viel weiter und trotz der ihnen durch Graf Teleky, Dr. Peters und unsere Expedition beigebrachten empfindlichen Schläge noch heute bis an das Küstenland. Den Massai in Lebensweise sehr verwandt und zu ihnen in einem leichten Abhängigkeitsverhältnis stehend, auch mit ihnen beständig streifend, sind die Wandorobbo. Kleine Kolonien derselben fanden wir in der Landschaft Kahe, im Paregebirge, woselbst sie sich den Lebensgewohnheiten der Wapare völlig angepaßt haben, ferner am Masiberge, westlich von Masinde. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd. Sie besitzen keine geschulte Kriegsmacht und bei einigermaßen energischem Auftreten kann man sehr wohl mit ihnen auskommen.

Wir selbst hatten es einzig und allein mit den sogenannten Sogonoi-Massai zu thun. Sie stammen aus den am Oberlauf des Pangani westlich gelegenen, von spärlichem Wasser durchrieselten Sogonoi-Bergen. Da die Steppe, die sich westlich vom Pangani in gewaltiger Ausdehnung hinzieht, höchst unwirtlich und in der trockenen Jahreszeit wasserlos ist, so erscheint es begreiflich, daß sie stets von neuem in bewohntere und ergiebigere Distrikte einbrechen. Hauptsächlich litten unter ihren Raubzügen das nordöstliche Paregebiet und der Norden Usambaras. Es ist ja nun allerdings gelungen, sie aus den seit Beginn der vierziger Jahre unter ihren Einfällen schwer leidenden Gegenden zu vertreiben. Da ihnen jedoch, wie gesagt, die Steppe nur während eines Teiles des Jahres einigen Unterhalt gewährt, weil im Sommer die Wasserläufe versiegen, so ist es keineswegs ausgeschlossen, daß sie auch ferner dann und wann neue Einbruchsversuche unternehmen werden, um ihre Lage zu verbessern. Ihnen in die Steppe zu folgen und sie dort gänzlich auszurotten, erscheint weder vom menschlichen noch praktischen Standpunkte aus zulässig.

Die Sogonoi-Massai sind ausnehmend hohe und schlanke Gestalten, die Beine sind von ungewöhnlicher, sofort in die Augen fallender Länge, die Hände sehr schmal und lang. Der Kopf ist klein, seitlich etwas plattgedrückt, von einem dichten kurzwolligen und perrückenartigen Haarwuchs bedeckt. Die Ohren erscheinen besonders groß durch die Erweiterung des unteren Läppchens zu einer 6—8 Centimeter weiten Schlinge, doch ist diese

Ungestüm ihres wilden Anpralls und durch ihren Todesmut den besser bewaffneten Arabern nicht selten empfindliche Verluste bei. Mit dem Worte Massai machen die Küstenbewohner ihren Kindern bange, dieses eine Wort genügt, ganzen Karawanen heillosen Schreck einzujagen, so daß die Träger ihre Bündel zur Erde werfen und in wilder Flucht von dannen jagen." (C. v. d. Decken, Bd. I., S. 242.)

Schlinge nicht allen Massai gemeinsam. Ich erachte es für notwendig, an dieser Stelle ausdrücklich hervorzuheben, daß zwischen Wapare, Waschamba, Wadschagga, Wakuafi, Wandorobbo, Wataita und Wamassai in Bezug auf Schmuckgegenstände keineswegs ein so pedantischer, scharf abgegrenzter Unterschied herrscht, als ihn typische Abbildungen auf den ersten Blick vermuten lassen. Manches was dem Pare eigentümlich ist, gefällt auch dem Uschamba und er trägt es, ohne dadurch seinen Stamm zu verleugnen. Die Gesichtszüge der Massai haben etwas seltsam Weibliches, ungeachtet der wilden Lebensweise. Die Augen liegen tief von wulstigen Brauen überschattet; eine gerade Nase mit ziemlich weiten Flügeln, ein breiter aber nicht sehr aufgeworfener Mund vervollständigen den Typus. Die Hautfarbe ist ein dunkles, stark ins Aschgraue spielendes Chokoladebraun. Entsprechend dem beständigen Gebrauche schwerer Waffen erscheint die Muskulatur überaus straff und entwickelt. Die Männer gehen, abgesehen von einem kleinen Affen- oder Leopardenfell, welches sie leicht über die Schulter werfen, vollständig nackend. Sie lieben es, sich Brust, Schultern, Oberarme und Oberschenkel mit einer Mischung von Rinderfett und rotem Thon, welchen sie den in Ostafrika weit verbreiteten Termitenhügeln entnehmen, zu beschmieren. Auf die Beschreibung der Massaiweiber und Kinder, deren wir zweiundsechzig als Gefangene nach der Kilimandscharo-Station führten, komme ich an anderer Stelle zurück.

Die natürliche Wildheit der Massai, ihre Raubsucht und Blutgier erklärt sich leicht aus der beständigen Fleischkost, von welcher sie sich seit Hunderten von Generationen nähren. Dieses zügellose Naturell wird noch gesteigert durch den Mangel jeder dauernden Seßhaftigkeit. Von niemand abhängig, Krieg führend und stets die Waffen zur Hand, hat sich in dem Volksstamme der Wamassai ein geradezu aristokratischer Stolz, der sie ihre Mitmenschen nicht als ihresgleichen betrachten läßt, ausgebildet. Nach ihrer Vorstellung sind sie Söhne der Gottheit, welche sie mit „Engai" bezeichnen. Als solchen stehe ihnen ein selbstverständliches Anrecht auf den Besitzstand anderer Menschen zu. In ihnen steckt genau derselbe Adelsstolz, dieselbe Verachtung dienender Beschäftigungen, wie in dem arabischen Beduinen. An diesen haben sie mich oft auch in manch anderer Hinsicht erinnert. Die Massai verschmähen sogar Sklaven aus anderen Völkern. Jede nicht unmittelbar mit der Waffenführung zusammenhängende Arbeit, wie der Eintausch von Handelsartikeln, das Viehtreiben, die Anfertigung der Waffen und Geräte lassen sie von den mit ihnen vereint streifenden Wandorobbo besorgen. Ihre Regierungsform, wenn man über-

haupt von einer solchen reden darf, ist die denkbar einfachste und patriarchalischste. Sie werden von den Familienältesten beraten und nach außen vertreten. Die ehelichen Verhältnisse sind sehr eigenartiger Natur.

Massai-Weib ihrem Manne die Jagdgeräte nachtragend.

Die jungen Massai sind von vornherein Krieger, leben in eigenen Kraals zusammen in freier Liebe mit Mädchen ihres Stammes, dürfen nur entweder Fleisch oder Milch genießen und treten erst in die eigentliche, ohne

Schlafender Maſſai.

haupt von einer ſolchen reden darf, iſt die denkbar einfachſte und patriarchaliſchſte. Sie werden von den Familienälteſten beraten und nach außen vertreten. Die ehelichen Verhältniſſe ſind ſehr eigenartiger Natur.

Maſſai-Weib ihrem Manne die Jagdgeräte nachtragend.

Die jungen Maſſai ſind von vornherein Krieger, leben in eigenen Kraals zuſammen in freier Liebe mit Mädchen ihres Stammes, dürfen nur entweder Fleiſch oder Milch genießen und treten erſt in die eigentliche, ohne

Schlafender Maſſai.

besondere Förmlichkeit vollzogene Ehe, wenn sie ein gewisses Alter erreicht und an Gewandtheit im Kriegsdienst eingebüßt haben. Wenn der junge Elmuran von der Milchkost zur Fleischkost übergeht und umgekehrt, so nimmt er vorher ein Brechmittel, damit sich nicht beide Nahrungsbestandteile im Magen treffen. Diese Prozedur vollzieht sich unter religiösen Förmlichkeiten. Die Elmurani saugen auch das Blut aus lebenden Ochsen. Pflanzenkost genießen nur die verheirateten Massai und die Weiber. Eine Hauptnahrung der letztern besteht in gegorener Milch. Diese bewahren sie in großen, vielgestaltigen, rotbraunen und mit Kaurimuscheln besetzten Flaschenkürbissen auf, deren man in den Kraals stets eine Menge findet. Von Gerätschaften fanden wir in den Hütten große und kleine, mit einfachen Holzgriffen versehene Messer zum Zerschneiden der Häute, aus Ziegenschwänzen verfertigte Wedel zum Treiben des Viehes, kleine Sitzschemel, die wurstförmigen Schoten des Calabassenbaumes, sowie ein dem Pochbrett sehr ähnliches, aus einem Stück geschnitztes Brettspiel, zu dem sie sich der Würfel bedienen. Ein solches Brettspiel, sowie auch Messer brachte ich bis an die Küste heraus, woselbst sie mir leider entwendet wurden.

Zur Zeit meiner Erzählung hatten die Massai das linke Ufer des Pangani, die Gegend um den Jipesee, das Land der Wapare, ja sogar einen Teil Usambaras durch ihre Anwesenheit unsicher gemacht, und es galt nun, sie wieder in ihre alten Grenzen, das heißt über das rechtseitige Ufer des Pangani und in die Sogonoiberge zurückzuwerfen. Darin bestand die vornehmlichste Aufgabe unserer, der Massai-Kilimandscharo-Expedition.

Massai im Ansturm.

Zehntes Kapitel.

Wißmann geht nach der Küste — Aufbruch der Massai-Expedition — Marschteilung — Mkumbara — Der Mkumasi — Kihungwe — Udungu — Erste Nachrichten über die Massai — Sturm auf einen Kraal — Wir erbeuten tausend Stück Vieh — Beschreibung der Massaikraals — Rückkehr in das Lager.

Am 9. März mittags 1 Uhr trat Wißmann seinen Marsch nach der Küste an. Ihm folgte u. a., nachdem die Station Masinde an Premierleutnant Sulzer übergeben worden war, Leutnant Stentzler, dessen Gesundheitszustand einen längeren Aufenthalt im Innern nicht ratsam erscheinen ließ. Aber schon nach vier Tagen brachte man Sulzer bewußtlos nach der Küste,

da ein heftiges Fieber ihn befallen hatte. Zur selben Zeit reiste Leutnant von Bülow mit von den ausgestandenen Strapazen total geschwächtem Körper auf dem Taborawege nach Bagamoyo, lag Herr von Perbandt in Pangani am Fieber darnieder, starben in Sansibar in einem Hause drei Beamte der Oriental-Bank kurz nacheinander und begannen sich bei P. Rohmer die ersten Anzeichen von Fieber zu zeigen.

Am 10. März vormittags 9 Uhr setzte sich die Massai-Kilimandscharo-Expedition in Bewegung. Es waren außer den genannten Offizieren, den Patres und mir 63 Sudanesen, 120 Zulus, 2 Askaris*), 50 deutsche

Askari.

Zulusoldat.

Lasten, 52 französische, 10 Lasten für mich, sowie 11 Missionsknaben und zwei Führer, von welch' letzteren ich Simba erwähne; sein eminentes Talent im Pfadfinden sowie vielseitige Sprachkenntnisse leisteten der Expedition wertvolle Dienste.

In jenen afrikanischen Ländern droht militärischen Korps die meiste Gefahr *auf den Märschen*, sowohl in Gestalt des unübersichtlichen Geländes als auch der eigentümlichen Kriegführung der Eingeborenen. Die Taktik der Massais ist es, Expeditionen oder Karawanen in einzelne

*) Im engeren Sinne bedeutet Askari „Stationssoldat", der nur zum Wachtdienst verwendet wird.

Teile zu zersprengen und diese selbst getrennt derart zu beschäftigen, daß keine der andern zu Hilfe eilen kann. Auf diese Umstände nahm Chef Johannes Bedacht, daher war das Korps folgendermaßen eingeteilt: An der Spitze Chef Johannes mit einer täglich wechselnden Tetenkompanie, zwischen dieser und der schließenden Kompanie gingen die Träger und zwar derart, daß je fünf Soldaten von zwanzig zu zwanzig Mann in dieselben eingeteilt waren. Mit jedem Europäer marschirten überdies fünf Sudanesen, um im Falle eines Angriffes sofort unterstützend bereit zu sein. Ich konnte, insolange die Kämpfe mit den Massai nicht durchgefochten waren, meinen Platz nicht beliebig wählen, sondern empfing ihn vom Chef Johannes jeden Tag angewiesen. Allen voran ging selbstredend Simba, der erste Führer; er war ungemein eifersüchtig auf diese Ehrenstelle, wie überhaupt alle Teilnehmer der Expedition auf möglichste Innehaltung der Marschregeln bedacht waren.

Zulu-Feldwebelleutnant.

Nach zweistündiger Wanderung in sehr durchschnittenem, mit Laubbäumen, Euphorbien und Steppengras stark bewachsenen Terrain erreichten wir Mkumbara. Sonst gibt es hier Lebensmittel und Wasser, ein Sohn von Simbodja residirt dort, heute jedoch war das Dorf verlassen. Wir rasteten bis gegen 2 Uhr. Sehr merklich entfernten wir uns nun von der nach Nordost abschwenkenden Bergkette zur Rechten, die Vegetation ward spärlicher und nahm den Steppencharakter an: unfruchtbarer Lateritboden, Mimosen, schweres Dorngestrüpp, Stachelkakteen, teils in gerade aufstrebender Schwertform und der Aloe ähnlicher Bildung.

Im Pori (Busch) errichteten wir um 6 Uhr ein viereckiges Lager. Um dasselbe mit Dorngestrüpp zu umgeben, hieben die Soldaten in kurzer Zeit eine Menge Akazienäste mit den Yatagans ab; es wurde nur eine Öffnung frei gelassen, dabei ein Posten aufgestellt und von der Wache-Abteilung einzelne Leute im Umkreis von zirka 20 Schritten im Busch verteilt. Wasser gab es hier nicht, so daß das Abkochen uns keinerlei Kopfzerbrechen verursachte.

Expeditionszelt.

Namen des jeweiligen Häuptlings; drei Bezeichnungen, die man immer hören kann, wechseln hier ab: Kihungwe, Kihuiro und Kihio. Kihungwe hat einen Sohn namens Kibaholo, welcher jetzt das Dorf Ndungu regiert, und so wird Kihungwe auch wohl noch einmal Kibaholi heißen. Merkwürdig ist, daß dieses Dorf eine Befestigung ganz nach dem Vaubanschen System besitzt. Das aus starkem Flechtwerk und Palliſaden mit dazwiſchen geworfenen Steinen errichtete Verhau, etwa zehn Fuß hoch, ſpringt nach allen Seiten in ſpitzen Winkeln vor, iſt mit kleinen Schießlö-

ständig überraschen. Zudem befehligte Johannes eine in ernsten und siegreichen Kämpfen erprobte Truppe und wir hatten demnach begründeten Anlaß, mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken.

Am 11. März früh halb 6 Uhr setzten sich die Kolonnen, Mann hinter Mann, wieder in Bewegung. Auf steinigen Pfaden, die vollentwickelte Steppe um uns, sehr häufig durch ausgetrocknete, stark blockirte Flußbetten kletternd, marschirten wir vier Stunden lang im Sonnenbrande dahin. Um 10 Uhr gelangten wir wieder an das Ufer des Mkomasi, den wir nun zu überschreiten hatten. Er war zwar gefallen und leicht übersetzbar. Dennoch hatten wir Schwierigkeiten, die Reitesel über den Fluß zu befördern. Erst mußte durch Schüsse das Gewässer von den Krokodilen gesäubert, sodann an das andere Ufer eine Leine geworfen werden, an welcher die heftig widerstrebenden Tiere hinübergezogen wurden, wobei mehrmals die Leine riß.

Wir haben nun Usambara verlassen und es beginnt das Gebiet des Paregebirgs. Damit nimmt die Landschaft noch mehr den Steppencharakter an: zunächst betraten wir den Landfrieden von Kihungwe, des reichbegüterten Dorfes des Bantustammes der Wasegua. Eine Gesandtschaft von zehn Mann kam uns entgegen, binnen einer halben Stunde hatten wir unsere Zelte auf einem großen Lagerplatz, gegenüber dem Dorfeingange, aufgerichtet und eine überaus dichte Gruppe hochgewachsener Laubbäume warf ihre tiefen Schatten auf die Scene. Kihuiro, der Häuptling, brachte zwei Ochsen, viel Mehl und frischen Mais, die Soldaten und sämtliche Träger empfingen Fleisch und Mehl. Als der Jumbe hörte, daß wir gegen die Massai zögen, schenkte er noch einen Ochsen, einen Hammel und zwei weitere Körbe Mehl. Als Gegengeschenk empfing er 40 Rupies in Geld, einen neuen Mantel, ein Hemd, eine Decke, einige Ellen rotes Zeug, und als er den zweiten Ochsen brachte, noch weitere 20 Rupies. Johannes forderte den Häuptling auf, Leute für den Kriegszug gegen die Massai zu stellen, was er mit tausend Freuden zusagte. Der Häuptling unterrichtete uns davon, daß wir erst vor Gonja auf die Massai stoßen würden. Trotzdem wurde nichts versäumt, um das Lager vor Überraschungen zu schützen, denn die Massai pflegen mit Vorliebe sich während der Nacht heranzuschleichen und austretende Leute derart zu überfallen, daß sie keinen Laut von sich geben können. Eine Änderung brachte die Nacht nur insofern, als meine Träger im Kreise immer näher an mein Zelt heranrückten und schließlich mit dem Kopfe unter demselben schliefen, wobei es ihnen jedenfalls heimlicher zu Mute war.

Das Dorf Kihungwe trägt, wie fast alle Dörfer hier zu Lande den

großer Baumstamm vermittelt den Verkehr nach jenseits und fast undurchdringlicher Busch hängt über dem Wasser, was in Bezug auf die kommenden Ereignisse von Bedeutung ist.

Mittags erhielten wir Nachricht, daß sich eine halbe Stunde weit entfernt am jenseitigen Ufer ein Massaikraal befinde. Die Massai ließen uns sagen, nachdem sie von den vielen Soldaten gehört, wollten sie keinen Krieg mit den Wasungus. Ihre sonstige Verschlagenheit hinderte sie nicht, daß sie diese Erklärung für hinreichend erachteten, um den Krieg von sich abzuwenden, immer in dem Wahne, daß wir von derselben Furcht vor ihnen besessen seien, wie die Wapare.

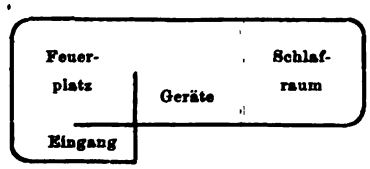
Da sie sehr viel Vieh besaßen, so wollte Chef Johannes den Abend abwarten, bis jenes eingetrieben war. Ich bat mir die Erlaubnis zur Teilnahme an den künftigen Gefechten aus, welche er nach einigem Zögern gewährte. Von den Patres schien besonders Blanchard begierig, mit von der Partie zu sein. Indessen er hätte nur nach spezieller Aufforderung seitens des Chefs, welche zu seinem Verdrusse unterblieb, teilnehmen können. Mir wäre es lieber gewesen, wenn jene Aufforderung erfolgt wäre, denn je mehr Europäer sich bei den Kämpfen in den Vordergrund stellen, einen desto besseren Eindruck bringt es auf die Schwarzen hervor, die mit ängstlichen und kritischen Blicken das Verhalten der Weißen bei solchen Gelegenheiten beobachten.

Um halb fünf Uhr marschirten wir nach dem Kraal, drei Züge zu je dreißig Mann unter Führung von Johannes, Prince und de la Frémoire, ich ging mit Johannes, nach seinem Willen. Die Kihungweleute liefen voran als Wegweiser. Mann hinter Mann, unter möglichster Vermeidung allen Geräusches, überschritten wir den Bach und weiter ging es durch die Büsche. Der Kraal lag in der Ebene und den Massai war es unmöglich, unsern Anmarsch zu verfolgen. Nach einer Viertelstunde verriet das Blöken der Rinder und Schafe, daß wir nahe an den Kraal herangekommen waren. Die Kihungwe schwärmten unaufgefordert nach links und rechts aus und wir marschirten mit erhöhter Vorsicht direkt auf das Ziel los. Als nur noch wenige Büsche uns von den ahnungslos in ihrem Kraal sitzenden Massais trennten, ließ Johannes halten, um einen raschen Überblick über die Situation zu gewinnen. Sehend, ohne gesehen zu werden, erkannten wir die Massai, größtenteils im Schatten einer großen Akazie versammelt; sämtliches Vieh war eingetrieben und der Moment günstig.

Der schwarze Fahnenunteroffizier entrollte das Banner, Chef Johannes gab das Kommando: „Fällt das Gewehr, marsch, marsch!“ und wie eine

Sturmwolke aus heiterem Himmel fegte das deutsche Hurrah über die entsetzten Feinde hinweg. Etwa ein Dutzend Schüsse fielen, aber die schnell gefaßten Massai übersprangen flüchtend die Dornenhecken ihres Kraals mit solcher Geschwindigkeit, daß die dem Überfall sich unmittelbar anschließende Verfolgung die Kräfte unserer Soldaten auf das äußerste anspannte. Im Kraal entstand eine fürchterliche Verwirrung, Rinder, Schafe, Ziegen, Esel, darunter eine große Anzahl junger Tiere, rannten schreiend und blökend durcheinander, in gellenden Rufen mischte sich dazwischen der Jammer der von ihren Männern verlassenen Weiber. Binnen wenigen Sekunden war der Kraal durch das umhertobende Vieh, welches von allen Seiten gegen uns anrannte, in eine dichte Staubwolke gehüllt, was die Verfolgung einigermaßen erschwerte. Nach unserer Schätzung mochten etwa 60 Massai, die Weiber ausgenommen, in dem Kraal gewesen sein. Der Angriff kam so plötzlich über sie, daß man ihnen die prompte Flucht schon als einen Beweis von Geistesgegenwart anrechnen durfte. Als ich mich nahe an der jenseitigen Boma, mit den Truppen vorstürmend, befand, setzten eben noch fünf Massai in hohem Bogen über die Hecken; ich schoß einen derselben in den Rücken (übrigens der einzige Massai, von dem ich bestimmt sagen kann, daß ihn meine Kugel getroffen, da wir meist Salvenfeuer auf größere Massen abgaben); im selben Moment rief mich Chef Johannes mit Donnerstimme zurück — und mit Recht, denn ich stand ganz allein in dem noch nicht durchsuchten Kraal, wo sich vielleicht noch Krieger verborgen halten konnten. Das durch alle Ausgänge rennende Vieh hatte den Reservezug in die Büsche gedrängt und so kam es, daß Johannes sich plötzlich von aller Unterstützung verlassen fand. Das Toben und Schreien der verfolgenden Truppen, das Knallen der Flintenschüsse zog ferner und ferner und nur eine umfangreiche, in der Abendsonne rotgelb schimmernde Staubwolke verriet die Richtung der Flüchtenden. Inzwischen war die Unterstützung wieder herangekommen und wir machten uns sogleich an die Durchsuchung der Hütten. Im Dunkel einer derselben saßen oder kauerten zwei Weiber mit schweren Schußwunden in bedauernswerter Verfassung. Der einen, welche einen Säugling an der Brust trug, waren beide Handgelenke gleichmäßig von einer Kugel durchbohrt; das konnte nur davon herrühren, daß sie während des Schießens beide Hände zusammengelegt erhoben hatte. Die andere hatte einen schweren Schuß in das rechte Schienbein erhalten, war nicht transportfähig und erlag noch in derselben Nacht ihrer Wunde, erstere ließen wir zu den Ihrigen entfliehen.

Entsprechend der nomadenhaften Lebensweise ihrer Insassen sind die Massaikraals nichts weniger als widerstandsfähige Bauwerke. Die Hütten bestehen aus einem engmaschigem Flechtwerk von Baumästen, welches mit einer einen Zoll dicken, von der Sonne weißgebleichten Kruste von Kuhmist von oben bis unten belegt wird. Eine solche fensterlose Hütte ist $3^1/_2$ Meter lang, 2 Meter breit und $1^1/_2$ Meter hoch, an den vier Ecken und Dachkanten sehr stark abgerundet und mit einem schmalen, der Öffnung eines Schneckenhauses gleichenden Eingang, welcher als gesonderter Raum seitlich vorspringt, versehen. Grundriß der Behausung füge ich hier bei:



Durch die schmale Enge eintretend, gelangt man zunächst zum Feuerplatz, dessen Asche nur selten entfernt wird, da sich die Leute zu gewissen Zeiten damit zu beschmieren lieben. Sodann rechts um eine dünne Wand biegend, in den Geräteraum. Hier finden wir eine Menge zusammengerollter, oberflächlich gegerbter Büffel- und Rinderhäute, in mit Kaurimuscheln besetzten Flaschenkürbissen Honig, Wasser oder saure Milch; Pfeile und Bogen, große Ledertaschen, angefüllt mit rotfärbender Baumrinde, Tabak, Werkzeugen zum Zerschneiden und Durchlöchern der Häute, Perlenschmuck und dergleichen. Dieser Raum hängt unmittelbar zusammen mit der etwas erhöhten, von einem Steinrand begrenzten Schlafstelle, woselbst schütteres Steppenheu die ganze Bequemlichkeit ausmacht. In den Hütten herrscht vollständige Finsternis und Licht dringt nur an schadhaften Stellen zufällig herein, weil die Windung des Zuganges ein direktes Einfallen des Tageslichtes verhindert. Für die Wohnplätze suchen die Massai den Schatten der Bäume auf und die Äste der letzteren, da sie sich in bequemer Entfernung von der Hütte ausbreiten, dienen zur Unterbringung mannigfacher Geräte, hauptsächlich der Waffen und des Kriegsschmuckes. Der Kraal bildet einen, von ein bis zwei Meter hohen Dornenhecken, d. h. übereinander geschichteten Mimosenästen, umgebenen Kreis. Ohne sich zu verletzen, durchkreuzt oder überspringt der mit einer überaus zähen Haut beglückte Massai das afrikanische Dornengestrüpp — eine Fähigkeit, um welche ihn selbst die Sudanesen beneiden und die ihm im Gefecht selbstverständlich überaus zu statten kommt. Je nach der Größe

Überfall des Kraals am 12. März 1891.

des Viehbesitzes sind die Kraals mit einer bis zu einem Fuß hohen Mistschicht bedeckt; der Gestank derselben verpestet weithin die Luft und zieht zahllose Fliegen heran. Später, nachdem wir einige Übung erlangt hatten, vermochten wir schon auf eine Distanz von mehreren hundert, ja tausend Metern einen Massaikraal zu — wittern. Höchst interressant und eigentümlich sind die Ställe für neugeborenes Vieh; sie bestehen aus kleinen, mit Öffnungen versehenen, auf vier hohen Pfählen ruhenden Hütten, geeignet, die hilflosen Geschöpfe vor den Angriffen wilder Tiere zu schützen.

Als wir in den Kraal hineinstürmten, streckten die jungen Tiere neugierig und nach den Alten rufend die Köpfchen zu den Öffnungen heraus. Diese Viehnester wurden sämtlich ausgenommen.

Viel rascher als wir gedacht hatten, breitete sich die Nacht über die Landschaft. Johannes und ich befanden uns allein im Kraal, doch endlich vernahmen wir aus weiter Ferne ein wirres Brausen, wie das Herannahen eines Orkans, welches sich je näher, desto deutlicher, in ein tausendstimmiges Blöken der Rinder, deutscher und arabischer Kommandorufe, das dröhnende Traben einer geschlossen heranmarschirenden Masse von Zwei- und Vierfüßlern, auflöste. Frémoire und Prince voran, kehrten nun unsere Soldaten, nahe an tausend Stück Vieh, darunter achtzig Esel, vor sich hertreibend, von der Verfolgung zurück. Sie hatten nur drei Massai erschossen und deren Waffen mitgebracht, die übrigen blieben uns als Gegner für später. Als Chef Johannes die herankommenden Truppen erkannt hatte, kehrte er mit dem Reservezug in das Lager zurück. Ich blieb bei Prince, um ihm bei der Einbringung des Viehes behilflich zu sein. Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen, nur selten trat der Mond aus den rasch dahinziehenden Wolken hervor. Das Vieh, an militärische Gestellungsordres noch nicht gewöhnt, in der Finsternis nicht mehr zu übersehen und beisammenzuhalten, wich ein- über das andere Mal den treibenden Soldaten aus, so daß viele Halte nötig waren. Dazu herrschte ein solch betäubender Lärm, verstärkt durch das unter den Hufen des Viehes niederbrechende Geäste, daß man kaum eines ruhigen Gedankens fähig war. Obwohl wir die Richtung nach dem Lager nur den schwarzen Umrissen der Berge entnehmen konnten, gelangten wir doch nach etwa einer Stunde an den Fluß. Wir wußten nicht, ob der überbrückende Baumstamm oberhalb oder unterhalb unseres Ankunftplatzes liegt, anderseits war das Getöse allenthalben so stark, daß wir ein Signal aus dem Lager, welches die Richtung verraten hätte, nicht vernehmen konnten.

Die Rinder und Esel sammelten sich am Ufer, die Schafe jedoch, vierhundert an der Zahl, warteten den Übergang nicht ab, sondern stürzten scharenweise, ein Tier das andere tretend und erdrückend, die steile Böschung hinab in den Fluß, wo die meisten ertranken. Mit den Händen suchten wir auf dem Boden den Pfad und fanden ihn endlich nach Aufopferung etlicher Schachteln schwedischer Streichhölzer. Am Fuße einer Bergwand flammte zeitweise schwacher Feuerschein auf; so war es klar, daß die Kihungwe mit ihrem Teil der Beute bereits zurückgekehrt waren, und ihre Braten am Spieße drehten.

Hatten wir dergestalt die Richtung gefunden, so konnte auch der Baumstamm nicht mehr fern sein und binnen einer Viertelstunde vollzog sich der Übergang über denselben zwar langsam aber ohne erhebliche Schwierigkeit. Eine Wache von zwanzig Zulus blieb am jenseitigen Ufer zurück. In dieser Nacht glich das Lager weit mehr einem Volksfeste, denn einem militärischen Biwak. Allenthalben loderten die Feuer, wurden Tiere geschlachtet; an lange Holzstäbchen aufgereiht, schmorten die saftigen steaks, die Träger, von wochenlanger Furcht vor den Massai erlöst, sangen, schwatzten, aßen und tranken, bis sie spät nach Mitternacht der schwere Schlaf, welcher einer Völlerei zu folgen pflegt, verstummen machte. Früh fünf Uhr marschirten abermals drei Züge unter Prince, de la Frémoire und von Witzleben zum Kraal, um denselben in Brand zu setzen und dem Erdboden gleich zu machen. Kein Massai war mehr zu sehen, dagegen wurde ein Elefantenzahn und mehrere Schilde und Lanzen erbeutet.

Mein Massai-Esel.

Kibo und Mawenſi vom Lager in Pare Mdima aus.

Elftes Kapitel.

Im Paregebirge — Mein Eſel fällt mit dem Gepäck in den Fluß — Gonja — Waſſerfälle — Die Routen nach dem Kilimandſcharo — Panik im Lager — Kiſuani — Erſter Anblick des Kilimandſcharo — Pare Mdimu — Maji Kunnua — Das Paregebirge und ſeine Bewohner — Steppencharaktere.

Um 9¼ Uhr erfolgte der gemeinſame Abmarſch nach Gonja.

Die Verproviantierung mit Lebensmitteln, die Nähe der ohnedies ſpärlichen Bergwaſſer, die reichere Vegetation, daher auch ſchattigeren Wege, nicht zum wenigſten aber die Notwendigkeit, den Maſſai auszuweichen, haben es ſeit alter Zeit bewirkt, daß von hier ab die Karawanen-Route ganz dicht unter den Berghängen, allen ihren Einbuchtungen bis zum tiefſten Winkel folgend, entlang führt. Die genannten Vorteile wiegen mehr als genügend die zahlreichen Umwege auf; die gerade Strecke würde weitab von Ortſchaften und mitten durch die waſſerloſe Wüſte geleiten, dort aber finden die Soldaten und Träger, wenn nicht täglich, ſo doch häufig genug das überaus kräftige und durſtlöſchende Zuckerrohr, Mais und wilden Honig, Nahrungsmittel, welche auch uns Europäern als willkommene Gottesgaben erſchienen.

Einem unpaſſierbaren, in die Ebene vorſpringenden Ausläufer des Paregebirges ausweichend, durchſchritten wir anfangs Dorngebüſch, Wüſte und ſpärliches Steppengras, aber nachdem die Umgehung vollendet war und der Pfad ſich den vegetationsreicheren Berghängen wieder genähert

wählten. Dieser ist aber der beste, denn auf den beiden anderen mit den Ausgangspunkten Tanga und Mombassa sind Wasser und Lebensmittel, namentlich aber ersteres, ungemein spärlich. Von d. Deckens Route von Mombassa über den Kadiaro nach dem Paregebirge ist niemandem anzuraten; er war durch einen unfähigen Führer irregeleitet. Von P. Leroy, dem talentvollen Forscher und Missionar, besitzen wir über die drei Routen genaue, in den „missions catholiques" mit teilweiser Zugabe hübscher Zeichnungen niedergelegte Informationen. Seine Aufzeichnungen über die Panganistraße, begleitet von einer sehr zuverlässigen, aus freier Hand entworfenen Karte, leisteten uns in Ermangelung weiterer Anhaltspunkte wertvolle Dienste; von besonderem Vorteil erwiesen sich die Angaben über das Vorhandensein von Lebensmitteln und Wasser, denn Ungewißheit in diesen wichtigen Punkten ist in Afrika oft genug mit unglücklichen Folgen verknüpft. Nur wer die volle Einsicht in diese Verhältnisse besitzt, kann die Freude ermessen, welche durch die Reihen der Karawane geht, wenn sie nach ermüdendem Marsche in wüster Gegend das köstliche Element in reichlicher Menge um sich ausgebreitet findet. Würden wir schon damals im Besitze des prachtvollen Kartenwerkes von Dr. Osk. Baumann gewesen sein, welche Erleichterung wäre uns dadurch entstanden! In Gonja, dessen immergrüne Waldschluchten nur in thüringischen Scenerien annähernd Ebenbürtiges finden, umspülte nicht nur und zwar als breites reißendes Gewässer, der Mkomasi, unseren Lagerplatz, sondern wir genossen daneben noch den prächtigen Anblick der aus großer Höhe in breiten Massen herabstürzenden Wasserfälle. Sie entspringen dem Paregebirge. An welcher Stelle der Abhänge des Paregebirges man sich auch befinden mag, überall drängt sich die Überzeugung auf, daß dasselbe in der deutschen Kolonialgeschichte noch eine bedeutende Rolle zu spielen berufen ist. Dringen wir in das Innere der deutschen Interessensphäre vor, so sind unter dem Gesichtspunkte des Plantagen- und Ackerbaues die Enttäuschungen zahlreich, ja überwältigend. Oasen gleich ragen die siedelungsfähigen Strecken aus den Wüsteneien hervor; das Land der Wapare ist eine solche Oase, vielleicht die größte und vielversprechendste.

In die von Mimosenwäldern bestandene Thalenge des Mkomasi und weiterhin der Hochebene von Kisuani fallen die Ostabhänge des Paragebirgs derart ab, daß fünf Quersättel von geringer Erhebung, von Büffeln, Zebras und Antilopen bevölkerte Steppen einschließend, in kurzen Zwischenräumen überschritten werden müssen. Aufstieg und Abstieg über diese Sättel sind sehr steil, von Felsmassen und Dorngebüsch blockirt, zwischen welchen

der Karawanenweg gewunden und unüberſehbar dahinführt. In der Ebene dagegen iſt unergründlicher Sumpf und ſchwarzer Moraſt in der Regenzeit, ſtaubiger von Wildſchweinen aufgewühlter, mit dürrem Graſe, impoſanten Adanſonien, Dornbüſchen, Mimoſen und euphorbia candelabra beſtandener Boden während der trockenen Monate. Unſere Reiſezeit fiel auf das Ende der letzteren und den Beginn der Regenſaiſon, was für die Beurteilung der durchzogenen Länderſtrecken von großem Vorteil war.

Auch der Häuptling Mwaſi in Gonja iſt ein Sohn von Simbodja in Maſinde, woraus man erkennt, wie weitreichend des letzteren Einfluß iſt und wie ſehr gut er denſelben zu befeſtigen verſteht. Mit den Maſſai, welche nicht nur hier, ſondern auch anderen Orts in Oſtafrika gegen Entgeld in Viehherden Landsknechtsdienſte thun, ſtehen Simbodja und ſeine Söhne in einem von Furcht und Politik diktierten Freundſchaftsverhältnis. Mwaſi war nicht da, auch keine Maſſai zu ſehen und von den Eingeborenen über deren Aufenthalt nichts in Erfahrung zu bringen.

Gegen 1 Uhr nachts, während ich feſt ſchlief, entſtand im Lager plötzlich eine furchtbare Panik, viele der Träger rannten über die Schläfer hinweg, fünf Leute drängten in mein Zelt herein, aber merkwürdigerweiſe hörte man keine Stimmen rufen. In der Meinung, daß die Maſſai uns überfallen hätten und die in mein Zelt eingedrungenen unkenntlichen Geſtalten ſolche wären, griff ich nach meinem Revolver, faßte den Nächſtſtehenden mit lautem Anruf am Kragen, hielt aber ſtatt einer Maſſaihaut einen Uniformrock zwiſchen den Fingern. Der von mir ergriffene Sudaneſe ſagte, ſie ſeien vor einer ins Lager hereingebrochenen Hyäne geflüchtet. In Oſtafrika greifen dieſe Tiere auch den Menſchen an.

Am 14. März früh 5¼ Uhr ſetzten wir den Marſch nach Kiſuani fort. Sonnenhitze, ungewöhnlich viel Dorngeſtrüpp, den Weg verſperrende Mimoſenäſte, das ermüdende Klettern über Felstrümmer und ſteile Abhänge, das häufige Stürzen der Eſel und die lange Dauer des Marſches, acht Stunden, ſetzten den Trägern ſehr zu und viele erkrankten. Dadurch wurde die Marſchkolonne zerriſſen; bei jedem niederſinkenden Träger, falls er durch Drohungen und Stockſchläge nicht mehr weiter zu bringen war, mußte ein Soldat bleiben, um ihn an der Flucht zu hindern. Trotzdem gelang es mehreren mit ihrer Laſt, welche zum Teil Lebensmittel enthielt, auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden. Jetzt konnten ſie ſolches noch ohne Gefahr für Leib und Leben riskieren, ſie trafen immer befreundete Häuptlinge bereit, ſie aufzunehmen; ſpäter indeſſen war die Gegend durchzogen von Maſſai und jedem wäre das Ausreißen übel bekommen.

Um 1 Uhr trafen die ersten der Expedition in Kisuani ein, der letzte Träger erst um 6 Uhr; viele mußten mit Wasser übergossen und mit Kognak gestärkt werden, um den Strapazen des Tages nicht zu erliegen. P. Rohmer erreichte das Lager mit starkem Fieber, sein treuer Esel hatte ihn den weiten Weg mit nur kurzen Rasten getragen. Glücklicherweise war die Expedition mit einer sehr reichhaltigen Apotheke ausgestattet und mehrere Mitglieder verstanden sich trefflich auf Fieberkuren.

In Kisuani fanden wir noch zu unserer großen Freude das von Wißmann errichtete befestigte Lager und eine solide Laubhütte für die Offiziere vor. Der Führer beschloß, wegen der vielen Kranken, zu denen jetzt auch Soldaten zählten, vor Nachmittag des nächsten Tages nicht weiter zu marschieren. Der Herrscher über die Landschaft Kisuani, Simbodja (nicht verwandt mit jenem in Masinde), ist ein häßlicher Halbaraber mit verschmitzten Zügen, trägt arabische Kleidung und Turban; er ist einflußreich und verweigerte Hilfstruppen gegen die Massai. Sein grimmigster Nebenbuhler ist der in Muemba, am Westabhange des Paregebirges angesiedelte Araber Monomata, reich an Länderbesitz, den Europäern freundlich gesinnt und in fortwährender Fehde mit jenem. Gelegentlich der Rückkehr vom Kilimandscharo gelang es Chef Johannes, zwischen beiden Todfeinden Blutsfreundschaft zu stiften und Monomata zur Ansiedelung in den Schluchten des Paregebirges zu bewegen.

Sultan Simbodja von Kisuani.

Der Jumbe Quaduli des Dorfes Kisuani war derselbe, welcher damals dem Stationschef von Masinde und von Langen abgeraten hat, hier zu lagern, da die Massai heranmarschierten. Sie hatten auch in der That ihr Lager gewechselt und waren nach Ndungu gezogen, wo wir sie am 12. März aus ihrem Kraal geworfen und das Vieh genommen haben. Nach Aussage Quadulis waren es aber nicht mehr als höchstens fünfzig und nicht, wie Kurt Töppen berichtete, drei- bis viertausend.

Abends nach 9 Uhr kamen Kihungweleute mit der Botschaft, daß das den Massai weggenommene Vieh sich in der Obhut des Häuptlings Kihuiro befinde. Die eingefangenen Esel, da sie sowohl für Reit- als

der Karawanenweg gewunden und unüberſehbar dahinführt. In der Ebene dagegen iſt unergründlicher Sumpf und ſchwarzer Moraſt in der Regenzeit, ſtaubiger von Wildſchweinen aufgewühlter, mit dürrem Graſe, impoſanten Adanſonien, Dornbüſchen, Mimoſen und euphorbia candelabra beſtandener Boden während der trockenen Monate. Unſere Reiſezeit fiel auf das Ende der letzteren und den Beginn der Regenſaiſon, was für die Beurteilung der durchzogenen Länderſtrecken von großem Vorteil war.

Auch der Häuptling Mwaſi in Gonja iſt ein Sohn von Simbodja in Maſinde, woraus man erkennt, wie weitreichend des letzteren Einfluß iſt und wie ſehr gut er denſelben zu befeſtigen verſteht. Mit den Maſſai, welche nicht nur hier, ſondern auch anderen Orts in Oſtafrika gegen Entgeld in Viehherden Landsknechtsdienſte thun, ſtehen Simbodja und ſeine Söhne in einem von Furcht und Politik diktierten Freundſchaftsverhältnis. Mwaſi war nicht da, auch keine Maſſai zu ſehen und von den Eingeborenen über deren Aufenthalt nichts in Erfahrung zu bringen.

Gegen 1 Uhr nachts, während ich feſt ſchlief, entſtand im Lager plötzlich eine furchtbare Panik, viele der Träger rannten über die Schläfer hinweg, fünf Leute drängten in mein Zelt herein, aber merkwürdigerweiſe hörte man keine Stimmen rufen. In der Meinung, daß die Maſſai uns überfallen hätten und die in mein Zelt eingedrungenen unkenntlichen Geſtalten ſolche wären, griff ich nach meinem Revolver, faßte den Nächſtſtehenden mit lautem Anruf am Kragen, hielt aber ſtatt einer Maſſaihaut einen Uniformrock zwiſchen den Fingern. Der von mir ergriffene Sudaneſe ſagte, ſie ſeien vor einer ins Lager hereingebrochenen Hyäne geflüchtet. In Oſtafrika greifen dieſe Tiere auch den Menſchen an.

Am 14. März früh 5¼ Uhr ſetzten wir den Marſch nach Kiſuani fort. Sonnenhitze, ungewöhnlich viel Dorngeſtrüpp, den Weg verſperrende Mimoſenäſte, das ermüdende Klettern über Felstrümmer und ſteile Abhänge, das häufige Stürzen der Eſel und die lange Dauer des Marſches, acht Stunden, ſetzten den Trägern ſehr zu und viele erkrankten. Dadurch wurde die Marſchkolonne zerriſſen; bei jedem niederſinkenden Träger, falls er durch Drohungen und Stockſchläge nicht mehr weiter zu bringen war, mußte ein Soldat bleiben, um ihn an der Flucht zu hindern. Trotzdem gelang es mehreren mit ihrer Laſt, welche zum Teil Lebensmittel enthielt, auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden. Jetzt konnten ſie ſolches noch ohne Gefahr für Leib und Leben riskieren, ſie trafen immer befreundete Häuptlinge bereit, ſie aufzunehmen; ſpäter indeſſen war die Gegend durchzogen von Maſſai und jedem wäre das Ausreißen übel bekommen.

und Mawensi, sondern auch in der schlanken Einsattelung zwischen denselben, auf den sogenannten Aschenhügeln, mit Schnee bedeckt, noch aber waren wir viel zu entfernt, als daß die majestätische Höhe des Kibo, 6010 m, sich besonders eindrucksvoll und überzeugend hätte bemerkbar machen können. Trotzdem zog der in Afrika so seltene Anblick einer schneebedeckten Gebirgskette unwillkürlich und häufig das Auge auf sich.

Um 8 Uhr trafen wir in Pare Mdimu ein; schlechtes Wasser von grünlicher Farbe war vorhanden, im Lager fanden sich frische Spuren von Leuten, noch heiße Asche und auch frisches Fleisch. Wahrscheinlich hatten hier tags vorher Massai gelagert, und es war zu befürchten, daß diese die anderen warnen und zum Ausreißen veranlassen würden.

Da der Kilimandscharo sich gegen 10 Uhr vormittags regelmäßig in Wolken zu hüllen pflegt und erst um 6 Uhr abends, also kurz vor Einbruch der Dunkelheit, den Blicken wieder sichtbar wird, so eilte ich das Panorama zu skizzieren. Zu diesem Zwecke mußte ich aber weit vom Lager entfernt einen Standpunkt in der freien Ebene einnehmen, weshalb mir Johannes zwei Mann als Bedeckung mitgab. Die Zeichnung gelang, kurz ehe die Wolken die Gipfel umzogen hatten.

Nachmittags wurde der Marsch fortgesetzt, die Landschaft erschien um nichts freundlicher, nur dichter das Gestrüpp, sandiger und schlechter der Pfad und intensiver die Sonnenglut. Auf einer Höhe angelangt, wiederholte sich der unvergleichlich großartige Ausblick auf den Kilimandscharo, umkränzt von kühn gezeichneten Vorbergen; eine westliche Ausbuchtung des Jipesees zeigte sich hier zum erstenmale. Alle Karawanenlager entlang den Parebergen befinden sich, wie bereits früher erwähnt, ganz nahe an deren Abhängen in halbkreisförmigen Schluchten. Dies war auch die Situation unseres heutigen Lagers bei Maji Kununua. Hier schreibt P. Leroy vor, bei Wasserbedarf fünf Flintenschüsse abzugeben, worauf die Wapare mit Trinkwasser herabkämen. Indessen unser Avertissement blieb unbeachtet, so daß wir abermals zu den Leiden des Durstes verurteilt waren. Die wenigen Flaschen Wein und Kognak, welche die Expedition besaß, durften nur in Krankheitsfällen angegriffen werden.

Schon unsere Ankunft in Kisuani hatte eine größere Anzahl der Wapare herbeigelockt, die aus ihrer Freude kein Hehl machten, daß der Mjungu sich anschicke, das wilde Räubervolk der Massai aus ihren Grenzen zu vertreiben. In Anbetracht des Umstandes, daß in jenen Gegenden reisende Forscher, nicht minder auch militärische Streifzüge den Kilimandscharo als gerades Ziel vor Augen hatten, blieb alles, was links oder

rechts vom Wege lag, bis in die allerneueste Zeit außerhalb des Studiums, und dies betrifft in der Hauptsache gerade das Paregebirge und seine Bewohner. Erst Dr. Oskar Baumann hat sich, im Auftrage der D. O. A. G. 1889—90 reisend, ein sehr gründliches Wissen über diesen Volksstamm angeeignet und dasselbe in seinem Werke über Usambara niedergelegt. Es ist mir natürlich hier nicht möglich und würde auch über den Rahmen des allgemeinen Interesses hinausgreifen, mich über Land und Leute des Paregebirges mit jener Ausgiebigkeit zu verbreiten, welche die Baumannschen Spezialstudien auszeichnet; nur das Wesentlichste über dieses interessante Gebiet und seine Bewohner sei in folgendem mitgeteilt.

Aus der großen Njikasteppe ragt das Paregebirge insular, in drei nur durch wenig erhabene Sättel verbundenen Gruppen mit durchschnittlicher Kammhöhe von 1500 m empor. Der Westabhang ist schroff, der Ostabhang mäßig steil und bedeutend fruchtbarer, weil diesen die feuchten Passatwinde bestreichen können. Wo im Paregebirge die feuchten Seewinde nicht hinkommen, da herrscht Trockenheit und Unfruchtbarkeit. Auf den Kammhöhen breiten sich ondulierende, mit nicht sehr dichtem Urwald bestandene, dünn bevölkerte Plateaus aus, welche sich gegen den Weststrand in eine von Baumeriken, Farnkräutern und niedrigem Weidegrase belebte Waldwiese verlieren. Die Kulturregion liegt zwischen jenen Urwäldern und dem Ostabfall des Gebirges, der, noch ehe er die Steppe erreicht, in Gestalt von Lateritschüttungen, bewachsen mit Euphorbien und Dornengewächsen ihren Charakter annimmt. Die bedeutendsten Höhen des in Süd-, Mittel- und Nordpare eingeteilten Gebirges finden sich im Norden, dem sog. Uguenogebirge; dortselbst erreicht es die Höhe von 2000 m. Die dichteste Bevölkerung finden wir aber im südlichen Distrikt Muala, dem steilsten und unzugänglichsten Bezirk, wo sich die Bewohner aber eben deshalb verhältnismäßiger Ruhe vor den Massai und Waschamba erfreuen; sie behaupten ihren Viehstand und ihre materielle Unabhängigkeit, während der äußerste Norden fast gar nicht, Mittelpare nur wenig Kultur und Viehzucht aufweist. Die Sogonoi-Massai im Bunde mit dem Räuber Simbodja, sowie Mandara von Moschi haben die Einwohner ihres Viehes beraubt, sie weit nach Süden gedrängt und die Zurückgebliebenen, welche ihrer Sicherheit wegen da und dort auf lebensgefährlich steilen Abhängen das Dasein fristen, werden häufig von Hungersnöten heimgesucht. Neben Viehzucht also und spärlichem Getreidebau kultivieren die Wapare nur in geringen Quantitäten Mais, Bananen, Bohnen und Zuckerrohr, welch letzteres von vorzüglicher Beschaffenheit ist. Fremde Kolonien finden sich

sowohl an den Ost- als auch an den Westabhängen. Dort hat Monomata sein Hauptquartier mit einer Anzahl Waschamba aufgeschlagen. Seine Anwesenheit gereicht jedoch den Wapare zum Schaden, da er keineswegs das Eigentum respektiert. Eine weitere Waschamba-Kolonie treffen wir in der sehr fruchtbaren Landschaft Kisuani. Hier wurden wir allseits mit dem Swahiliruse: „Yambo, yambo sana" begrüßt. In Kihungue leben die Wasegua, sie sind sehr tapfer, was schon aus ihrer Teilnahme an unserem Kriegszuge hervorgeht und übertreffen in Hinsicht auf diese Tugend bei weitem die Wapare und Waschamba. Die Wapare sind eher von friedlichem, ja stellenweise fast furchtsamen und scheuen Charakter. Ihre Hautfarbe ist ein intensives, manchmal in das Gelbliche spielendes Braun. Der muskulöse, in proportionierten Formen entwickelte Wuchs bleibt durchschnittlich hinter Mittelgröße zurück. In der rein erhaltenen Rasse erscheint die Stirne nieder, die Nase und Lippen ziemlich stark negerhaft, die Augenwimpern fehlen, weil sie dieselben mit Zangen ausreißen. Auch lieben sie die oberen Schneidezähne spitz zuzufeilen. Die reinsten Wapare sitzen im Norden, während Mittelpare und der Süden durch Beimischung von Wakuasi, einem den Massai verwandten Stamme, und Waschamba wesentlich alteriert erscheinen. Die Mischung mit den Wakuasi, welche als die Ureinwohner des Paregebirges gelten müssen, bringt einen etwas veränderten Typus hervor: Adlernase, hohe, gewölbte Stirne und Körpermaß weit über das Mittel. Kleidung und Lebensweise der Wapare sind überaus urwüchsig. Pulver und Flinte sind ihnen noch ziemlich unbekannt, sie jagen mit Bogen und Pfeilen und kurzen Speeren. Am Handel nehmen sie keinen Anteil. Die Jünglinge gehen meist nackend, die Männer umgürten sich mit einem Lederschurz, welcher kaum bis an die Knie reicht, auch sieht man häufig malerische Togen aus mit rotem Thon gefärbtem Baumwollstoff. Ketten aus blauen Glasperlen werden mit Vorliebe um Hals und Oberarm geschlungen. Der untere Teil des Ohrläppchens ist zu einer Schlinge erweitert, in welcher sie entweder ein Gehänge aus Stahlkettchen nach Massaiart oder ein rundes, 1 cm dickes Holztellerchen mit Bleieingüssen verziert, tragen. Den Massai-Elmuran in Tracht und Geberde nachzuahmen, sind die jungen Wapare auf das eifrigste beflissen, ohne daß ihnen indessen diese Nachahmung besonders glückte, denn ein sanfter Wapare läßt sich nicht ohne weiteres in einen wilden Massairäuber verwandeln. Von den Massai entlehnen die jungen Wapare den Schmuck, das Beschmieren des Körpers mit roter Farbe, die Perücke und wenn irgend möglich auch die Bewaffnung. Ihre ursprünglichen

rechts vom Wege lag, bis in die allerneueste Zeit außerhalb des Studiums, und dies betrifft in der Hauptsache gerade das Paregebirge und seine Bewohner. Erst Dr. Oskar Baumann hat sich, im Auftrage der D. O. A. G. 1889—90 reisend, ein sehr gründliches Wissen über diesen Volksstamm angeeignet und dasselbe in seinem Werke über Usambara niedergelegt. Es ist mir natürlich hier nicht möglich und würde auch über den Rahmen des allgemeinen Interesses hinausgreifen, mich über Land und Leute des Paregebirges mit jener Ausgiebigkeit zu verbreiten, welche die Baumannschen Spezialstudien auszeichnet; nur das Wesentlichste über dieses interessante Gebiet und seine Bewohner sei in folgendem mitgeteilt.

Aus der großen Njikasteppe ragt das Paregebirge insular, in drei nur durch wenig erhabene Sättel verbundenen Gruppen mit durchschnittlicher Kammhöhe von 1500 m empor. Der Westabhang ist schroff, der Ostabhang mäßig steil und bedeutend fruchtbarer, weil diesen die feuchten Passatwinde bestreichen können. Wo im Paregebirge die feuchten Seewinde nicht hinkommen, da herrscht Trockenheit und Unfruchtbarkeit. Auf den Kammhöhen breiten sich ondulierende, mit nicht sehr dichtem Urwald bestandene, dünn bevölkerte Plateaus aus, welche sich gegen den Westrand in eine von Baumeriken, Farnkräutern und niedrigem Weidegrase belebte Waldwiese verlieren. Die Kulturregion liegt zwischen jenen Urwäldern und dem Ostabfall des Gebirges, der, noch ehe er die Steppe erreicht, in Gestalt von Lateritschüttungen, bewachsen mit Euphorbien und Dornengewächsen ihren Charakter annimmt. Die bedeutendsten Höhen des in Süd-, Mittel- und Nordpare eingeteilten Gebirges finden sich im Norden, dem sog. Uguenogebirge; dortselbst erreicht es die Höhe von 2000 m. Die dichteste Bevölkerung finden wir aber im südlichen Distrikt Muala, dem steilsten und unzugänglichsten Bezirk, wo sich die Bewohner aber eben deshalb verhältnismäßiger Ruhe vor den Massai und Waschamba erfreuen; sie behaupten ihren Viehstand und ihre materielle Unabhängigkeit, während der äußerste Norden fast gar nicht, Mittelpare nur wenig Kultur und Viehzucht aufweist. Die Sogonoi-Massai im Bunde mit dem Räuber Simbodja, sowie Mandara von Moschi haben die Einwohner ihres Viehes beraubt, sie weit nach Süden gedrängt und die Zurückgebliebenen, welche ihrer Sicherheit wegen da und dort auf lebensgefährlich steilen Abhängen das Dasein fristen, werden häufig von Hungersnöten heimgesucht. Neben Viehzucht also und spärlichem Getreidebau kultivieren die Wapare nur in geringen Quantitäten Mais, Bananen, Bohnen und Zuckerrohr, welch letzteres von vorzüglicher Beschaffenheit ist. Fremde Kolonien finden sich

zufolge der großen Trockenheit und des steilen Abfalls für unsere Kolonisation kaum in Betracht kommen kann. Fast sämtliche dem Paregebirge entströmende Bäche — von Flüssen ist keine Rede — verlieren sich rasch in der trockenen Steppe. Am Westabhang erreicht kein einziger den Pangani. Von einiger Bedeutung ist nur der Mkumazi. An zur Viehzucht geeigneten Hochebenen fehlt es aber nicht; sie ließe sich verfünffachen, wenn es gelänge, den Massai ein für allemal das Handwerk zu legen. Als vorteilhafteste Kolonisationspunkte nenne ich Gonja und Kisuani. Hier reicht der Kulturboden weiter als irgendwo in die Ebene hinein. Der Hauptnachdruck ist jedenfalls auf die Hebung der Viehzucht zu legen.

Es mag hier noch eine Bemerkung angefügt sein über die Steppe, welche die aus ihnen, wie bemerkt, Inseln gleich emporragenden Züge des Paregebirges im Osten umgibt, und die von nun an großenteils der Schauplatz unserer Expedition wird. Mag sie auch teilweise eine reiche, ja üppige Bodenvegetation aufweisen, so ist der Boden, der nur die periodischen Regen bekommt, in der heißen Jahreszeit aber völlig vertrocknet, für den Anbau von Futtergräsern doch ungeeignet. Die Steppengebiete kommen daher für die Viehzucht nicht in Betracht. Es sind insbesondere vier verschiedene Steppencharaktere, die wir durchwanderten:

1) Die Hochebene von Gonja und Kisuani. Hier breitet sich die Steppe über ein vielfach durch zerstreute Felsblöcke und meist trocken liegende Bachbetten unterbrochenes welliges Gelände. Den Vegetationscharakter repräsentieren auf verwittertem Jurakalkboden und rotem Laterit zahlreiche Mimosen, Kandelabereuphorbieen, Dornbüsche, durchwachsen von Kautschuklianen, violett und grün panaschirte, rotblühende Aloë, spärliche Laubbäume. Die Tierwelt ist sehr schwach, meist nur durch Antilopen vertreten.

2) Die Savannen von Mittelpare zwischen den Kisungu- und Kwa Mdimu-Bergen: Langes, in der Regenzeit saftig grünes, bandartiges Weidegras, Laubbäume und Mimosen in sehr zerstreuten Gruppen, jedoch verstärkt an den Abhängen, der grau-schwarze Boden vielfach von Wildschweinen aufgewühlt. Diese Steppe ist namentlich im Osten ungemein wildreich: Büffel, Zebras, Antilopen, dann und wann auch Elefanten.

3) Die Nyikasteppe zwischen Uguenogebirge und dem Jipesee. Der Boden ist hier wagrecht, eben wie ein Tisch, von feinem ziegelrotem Lateritsande bedeckt. Wie in einem Obstgarten stehen hier in mäßigen Abständen unserer Buche ähnliche Laubbäume, Mimosen, sehr vereinzelt Dumpalmen. Tierleben: Strauße, Perlhühner, Schakale, Antilopen, viel

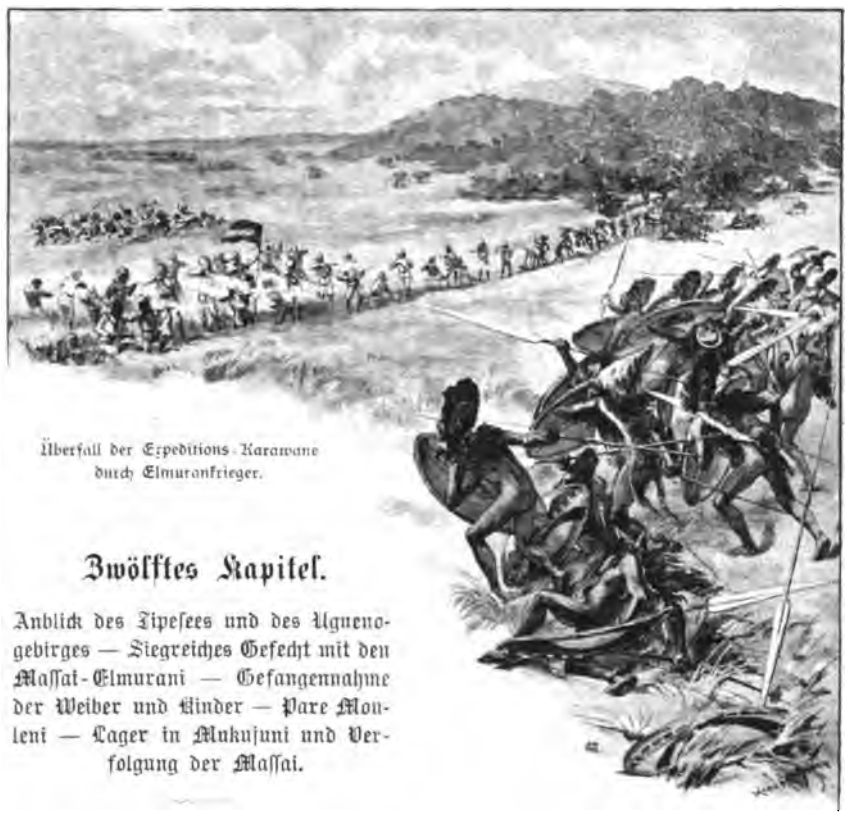
Flußpferde, auch Elefanten; am See Reiher und Adler. Flamingos sollen hier auch vorkommen, doch habe ich selbst deren nicht bemerkt.

4) Die eigentliche Kilimandscharo-Ebene. Von zahlreichen Flußläufen und Sümpfen durchsetzt, gleichwohl zwischen diesen unfruchtbar, da die Wasserwälder kaum einige 100 m von den Flüssen entfernt abbrechen. Die Steppe ist dicht besetzt mit Dumpalmen, kurzem, im Sommer ausgebranntem Weidegrase. Die Mimose wie überhaupt Dornbüsche fehlen ganz. Der Boden ist aschgrau, fast weiß und in der trockenen Jahreszeit sehr staubig. Hier hausen in Herden die Elefanten, Flußpferde und Büffel, beständig die Weideplätze wechselnd. Das Rhinozeros trifft man häufig an, auch Strauße. Raubtiere mit Ausnahme des Krokodils fehlen.

Aus diesen Steppen ragen die kulturfähigen Gebirgszüge gleich grünen Inseln fast unvermittelt hervor. Die Steppen empfangen nur die periodischen Zenitalregen, während das Paregebirge in geringem, der Kilimandscharo in hohem Maße auch Steigungsregen, welche die humusentwickelnde Vegetation befördern, aufweisen.

Wapare.

Das Paregebirge bei Kihungwe am Mkumasi.



Überfall der Expeditions-Karawane durch Elmuranikrieger.

Zwölftes Kapitel.

Anblick des Jipesees und des Ugueno-gebirges — Siegreiches Gefecht mit den Massai-Elmurani — Gefangennahme der Weiber und Kinder — Pare Mon-leni — Lager in Mukujuni und Ver-folgung der Massai.

Das Lager in Maji Kununua wurde folgenden Tags — es war der 17. März — um 5 Uhr abgebrochen. Bald erreichten wir eine Anhöhe auf der Westseite des Thales, von welcher aus der langgestreckte Spiegel des Jipesees in einer sich weit nach Nordwesten öffnenden Steppe, im Hintergrunde begrenzt vom Kilimandscharogebirge, zu übersehen war. Diese Ebene und die im Westen derselben gelegenen Einbuchtungen der Ugueno-berge waren zur Zeit das Hauptquartier der Kriegsmacht der Massai. Es schien unzweifelhaft, daß wir noch im Laufe des Tages mit ihnen zusammentreffen würden. An diesem Tage führte Prince mit Johannes die verstärkte Têtenkompanie. Frémoire bildete mit einer Abteilung Sudanesen die Nachhut, v. Witzleben und ich befehligten die Trägerkolonnen. Sei es, daß das erste glückliche Gefecht die Träger vertrauensseliger gestimmt, sei es, daß sie von den langen Märschen ermüdet waren, immer hatten wir Mühe, die Kolonne, gemäß den gebieterischen Umständen,

geschlossen beisammen zu halten. Heute wurde ihnen eine gute Lehre zu teil, und es war das letzte Mal, daß wir über ihre Sorglosigkeit zu klagen hatten.

Um 7 Uhr bekamen wir eine große Anzahl Massaikrieger, richtige Elmurani, sowie einige große Kraals in Sicht. Während die Spitze der Expedition schon in der Ebene marschierte und den Massai ziemlich nahe gerückt war, konnten v. Witzleben und ich von den letzten Anhöhen aus die Entwickelung der Ereignisse genau verfolgen. Johannes ging geradeaus auf den ersten Kraal los. Im gleichen Augenblick zogen sich die Elmurani in raschem Laufe nach links unter eine Baumgruppe zurück, während neue Scharen derselben gegen die rechte Flanke unserer Spitze heran-drängten. Die Massai waren sämtlich in Kriegsschmuck. Als Kopf-bedeckung zierten sie hohe Grenadiermützen aus Hundsaffenfell, teilweise auch breite Masken aus schwarzen Straußfedern. Den fürchterlichsten Eindruck aber versprachen sie sich jedenfalls von einer Hals und Schultern umwallenden Mähne aus braunen Hühnerfedern; darin glichen sie in der Entfernung den Büffeln, und es ist nicht zu leugnen, daß sie solchergestalt, bewaffnet mit vorzüglichen Hauspeeren und Schilden, ihre afrikanischen Feinde in Furcht und Entsetzen zu jagen vermögen. Der eben beschriebene Kriegsschmuck ist ausschließlich den Massaikriegern eigen, dessenungeachtet finden wir selbst in neuesten und hervorragenden Werken über Ostafrika auch andere Völkertypen wie z. B. die Wadschagga ganz willkürlich und wohl nur der malerischen Wirkung wegen damit ausstaffiert, was nur geeignet ist, unrichtige Anschauungen hervorzurufen.

Unter der Baumgruppe versammelt, schienen die Elmurani Beratung zu halten. Wir waren inzwischen in die Ebene hinabgestiegen, wo Mimosen und Busch keinen vollen Überblick mehr gestatteten. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, stürmten die Massai gegen die Tötenkompanie mit fürchterlichem Geheul, die blitzenden Speere schwingend, heran. In diesem Augenblick hing das Schicksal der Expedition an einem Faden. Standen die Soldaten, so war es gut, wichen sie auch nur ein paar Schritte zurück, so gaben sämtliche Träger Fersengeld und es wäre kein Halten mehr gewesen. Johannes ließ die vorderste Kompanie ausschwärmen und sandte einen Zug Zulus zur Deckung der nachfolgenden Karawane nach links ab. Als die Massai auf ganz kurze Entfernung herangekommen waren und sie schon eines Erfolges sicher sein mochten, wurden sie von unseren keinen Fuß breit weichenden Sudanesen mit einer Salve empfangen, die an Exaktheit und Vehemenz nichts zu wünschen übrig ließ. Der ersten Salve

folgte eine zweite, sodann ein regelloses Schnellfeuer, so daß ein starkes Engagement der Spitze außer Zweifel stand. Da die Karawane unter v. Witzleben und de la Frémoire hinreichende Führung hatte, so rannte ich den Reihen der Träger entlang zur Spitze vor, die ich nach allen Seiten hin im Kampfe begriffen fand. Während auf der rechten Flanke ein starker Anprall abzuwehren war, die Kraals noch uneingenommen vor uns lagen und der linksseitige Ansturm der Massai eben zurückgeschlagen erschien, machten die Elmurani einen glücklicherweise erfolglosen Versuch, die Nachhut abzuschneiden. Mit der zweiten Kompanie ließ Chef Johannes nun einen Sprung vorwärts machen und wir stürmten unter Hurrahrufen den ersten Kraal, gleich darauf den zweiten, ohne Widerstand zu finden, da sämtliche Krieger im offenen Terrain umherschwärmten. Johannes ließ die zweite Kompanie antreten, Posten ausstellen und den Kraal absuchen, die Träger und die erste Kompanie unter de la Frémoire folgten geschlossen. Mit der ersten und dritten Kompanie gingen wir noch einmal zum Kraal zurück und suchten die Hütten nach Elfenbein ab, doch wurde nichts gefunden. Auch das Vieh war größtenteils in Sicherheit gebracht, nur kranke Tiere waren zurückgelassen, von denen weder die Soldaten, noch die Träger essen wollten. Die Kraals, von uns in Brand gesteckt, lohten unter ungeheurer Entwickelung von Rauch bereits hell empor, als die Massai sich neuerdings sammelten und wütend angriffen. Wir mußten noch zwei Salven nach der linken Seite abgeben, um uns ihrer zu erwehren.

Im zweiten Kraal machten wir 62 Weiber und Kinder zu Gefangenen. Aber das war eine verzweifelte Arbeit. Die Weiber stachen mit kleinen Dolchen nach den Soldaten, die sie ergreifen wollten, und waren aus den finstern Hütten nicht herauszubringen. So blieb nichts anderes übrig, als mit umgekehrten Gewehren letztere einzuschlagen. Dies geschah unter lautem Jammergeschrei der Insassen, mit furchtbarer Bestialität gingen die Sudanesen bei der Gefangennahme zu Werke, ohne daß man es hindern konnte. Ein vierjähriger Knabe wehrte sich, auf der Erde umherwälzend, mit Händen und Füßen auf das heftigste. Ein Sudanese machte kurzen Prozeß und stieß dem armen Jungen sein langes Messer in das Genick. Ich und der Asmani wollten den Menschen zurückhalten, jedoch Frémoire schrie mich an: „Gehen Sie da weg!“ und Asmani erhielt einen Kolbenstoß vor die Stirne, so daß er blutüberströmt zusammensank. P. Blanchard und ich legten ihm einen Verband an und stärkten ihn mit Kola-Liqueur. Weiber und Kinder wurden unter einem Baume gesammelt, den fliehenden Elmurani auf große Entfernung noch

viele Schüsse nachgesandt, wobei die Truppen „stehend aufgelegt“ zielten. Die beiden letzten Salven waren von der gesamten Mannschaft abgegeben worden und fügten dem Feinde sehr große Verluste zu. Alle gefallenen Massaikrieger hielten Schild und Speer noch fest mit den Händen umklammert, die Flüchtenden deckten mit dem Schilde stets den Rücken, was allerdings gegenüber der Durchschlagskraft unserer Geschosse nicht viel helfen konnte. Ungeachtet der Kühnheit, mit welcher uns die Elmurani am 17. März angriffen, waren wir alle darin einig, daß sie wahren Heldenmut nicht besitzen und also auch nach dieser Seite hin, so sehr man ihnen militärische Abhärtung nachsagen muß, keines Lobes würdig sind.

Hals- und Armschmuck der Massaiweiber.

Hier erbeuteten wir eine Menge Kriegsschmuck, aber Hausgeräte, Felle, Pfeil und Bogen u. s. w. waren nicht zu finden, da wir nur mit der eigentlichen Kriegsmacht, die in besonderen Kraals wohnt, zu thun hatten.

Später machte ich Chef Johannes Vorstellungen wegen des von dem Sudanesen erstochenen Kindes, fand jedoch wenig Gehör. Indessen schien ihm die Sache allmählich im Kopf herum zu gehen, denn er ließ den betreffenden Soldaten antreten und stellte ihn zur Rede. Dieser erwiderte bündig: „Herr, wenn es auch jetzt ein Knabe ist, so wird aus ihm einmal ein Massaikrieger, der mir den Hals abschneidet und deshalb habe ich ihn umgebracht. Ich bin Soldat und würde ihm im Leben gewiß irgendwo begegnet sein.“ Rechnen wir zu dieser Logik den Umstand hinzu, daß wir ohne die Sudanesen in Afrika kein Gefecht mit Erfolg durchführen könnten, so ist es am Ende besser, die Augen zuzudrücken.

Die Weiber und Kinder mußten nun, eskortirt von den Soldaten,

jedoch selbstverständlich ohne Fesseln, mit uns marschiren. Es lohnt sich sehr, diese Gruppe näher in Augenschein zu nehmen, denn alles was mir bisher von afrikanischen Typen, sei es im Lande selbst, sei es in Büchern, vor Augen gekommen ist, erreicht nicht entfernt das Interesse, welches die Massaiweiber erregten.

Massaiweib,
die Beinschienen lösend.

Vorzüge der Schönheit zeichnen sie nicht aus, sie sind fast durchweg häßlich; der schmale, nach hinten auffallend stark gewölbte Schädel ist vollkommen glatt rasirt, die Hüften kaum hervortretend, die Beine gleichwie bei den Männern sehr lang, Waden fehlen ganz. Diese negativen Reize werden noch verstärkt durch das Fehlen der Augenbrauen und durch einen finstern Gesichtsausdruck, in welchem wir Verschlagenheit und

cynischen Gleichmut lasen. Die unschönen Gestalten sind belastet mit einer erdrückenden Bürde voluminösen Schmuckes aus Eisen und Messingdraht. In vollkommen dicht geschlossenen, drei Millimeter dicken Spiralen umspannt derselbe nicht nur das Handgelenk, sondern auch den Oberarm, das Bein vom Knöchel bis zum Knie, den Hals in breitem Stuartkragen, eine Last bildend, welche sie im Gehen stark behindert. Auch die Ohren, zu einer formlosen Schlinge verunstaltet, tragen an langem Behänge eine zehn Centimeter breite Messingspirale. Die Arm- und Beinschienen sowie der eiserne Halskragen werden den erwachsenen Frauen unter großem Kraftaufwand und mit offenbarer Geschicklichkeit umgewunden.

Ohrschmuck der Massaiweiber.

Anders als mit fremder Beihilfe läßt sich diese Eisenrüstung, der Halskragen überhaupt nur an Leichen, denen man zu diesem Behufe den Kopf abschneiden muß, entfernen. Der Armreif, welchen ich einem Massaimädchen abnahm, wiegt 1250 Gramm, eine Beinschiene 2800 Gramm. An den beiden Enden, d. h. auf der äußersten Spirale, sind die Schienen mit Kupferdraht umsponnen. Die Weiber umwickeln den Unterkörper bis an die Brust heran mit Fellen; man würde indessen in der Annahme gänzlich fehl gehen, daß sie sich aus sittlichen Rücksichten in dieser Weise bekleiden. Das Betragen unserer Gefangenen erschien vielmehr im höchsten Grade cynisch, so daß nicht nur wir, sondern auch die Sudanesen von Ekel ergriffen waren. Selbst die jungen, mitunter nicht unschönen Weiber wurden von ihnen verschmäht. Beladen mit ihrem Schmuck, mit weinen-

jedoch ſelbſtverſtändlich ohne Feſſeln, mit uns marſchiren. Es lohnt ſich ſehr, dieſe Gruppe näher in Augenſchein zu nehmen, denn alles was mir bisher von afrikaniſchen Typen, ſei es im Lande ſelbſt, ſei es in Büchern, vor Augen gekommen iſt, erreicht nicht entfernt das Intereſſe, welches die Maſſaiweiber erregten.

Maſſaiweib,
die Beinſchienen löſend.

Vorzüge der Schönheit zeichnen ſie nicht aus, ſie ſind faſt durchweg häßlich; der ſchmale, nach hinten auffallend ſtark gewölbte Schädel iſt vollkommen glatt raſirt, die Hüften kaum hervortretend, die Beine gleichwie bei den Männern ſehr lang, Waden fehlen ganz. Dieſe negativen Reize werden noch verſtärkt durch das Fehlen der Augenbrauen und durch einen finſtern Geſichtsausdruck, in welchem wir Verſchlagenheit und

freiung der Weiber, gegen welche sie Ochsen zahlen wollten. Da aber das Vieh krank war und sie durch die Wegnahme der Weiber am meisten gestraft waren, so ging Johannes nicht darauf ein; er wollte vielmehr, was auch später geschah, die Kinder der französischen Mission übergeben, die Weiber dagegen nach der Küste bringen, eventuell zurückerstatten, wenn die Massais versprächen, über den Pangani zu gehen und aus diesem Gebiet zu verschwinden.*)

Nachmittags zwei Uhr wurde die Verfolgung fortgesetzt, die Elmurani waren durch das Zurückbehalten der Weiber furchtbar erbittert und schwärmten fortwährend in unseren Flanken. So mußte Blut den heutigen Weg bezeichnen. Fünfzehn Massai fielen noch durch Frémoires Sudanesen, ein weiterer Kraal wurde genommen und bei dieser Gelegenheit noch vier Lanzen und ebensoviel Schilde erbeutet. Frémoire, bestrebt sich auszuzeichnen, verfolgte die Massai noch auf die Berge hinauf, als wir schon in Pare Mouleni, wo sich sehr gutes Wasser fand, das Lager bezogen hatten. Ich beendete den Tag mit einer genauen Zeichnung des Panoramas der Pareberge und der Gefechtssituationen.

*) Diesem Versprechen sind sie nicht nachgekommen, weshalb auch die Weiber endgültig den Missionen zugeteilt wurden.

den Säuglingen und marschunfähigen Kindern, mit Geräten und Häuten, die man ihnen gestattete mitzunehmen, schleppten sich unsere Gefangenen zwischen den Trägerkolonnen dahin.

Um acht Uhr erreichten wir Pare Mukujuni, einen Lagerplatz in schattiger Schlucht mit hohen Bäumen und fließendem Wasser, an dessen Ufern müdes Massaivieh rastete. Die Weiber baten, man möge ihnen den schweren Schmuck abnehmen und sie Sohlen schneiden lassen, sowohl

Transport der gefangenen Massaiweiber.

für sich als die Kinder, da sie sonst nicht marschiren könnten. Beides wurde gewährt und alsbald war eine Anzahl Soldaten beschäftigt, die starken Spiralen loszulösen, die hernach in wirren Haufen umher lagen und eine Beute der Wapare wurden. Johannes ließ den Gefangenen auch Lebensmittel und Wasser in genügender Menge zukommen. Obwohl sie äußerlich gleichmütig erschienen, lebten sie doch in der beständigen Einbildung, eines schönen Tages von uns geschlachtet und verspeist zu werden.

Hier in Mukujuni schlossen sich noch weitere Wapare dem Kriegszuge an. Die Massais sandten Leute an den Häuptling und baten um Be-

freiung der Weiber, gegen welche sie Ochsen zahlen wollten. Da aber das Vieh krank war und sie durch die Wegnahme der Weiber am meisten gestraft waren, so ging Johannes nicht darauf ein; er wollte vielmehr, was auch später geschah, die Kinder der französischen Mission übergeben, die Weiber dagegen nach der Küste bringen, eventuell zurückerstatten, wenn die Massais versprächen, über den Pangani zu gehen und aus diesem Gebiet zu verschwinden.*)

Nachmittags zwei Uhr wurde die Verfolgung fortgesetzt, die Elmurani waren durch das Zurückbehalten der Weiber furchtbar erbittert und schwärmten fortwährend in unseren Flanken. So mußte Blut den heutigen Weg bezeichnen. Fünfzehn Massai fielen noch durch Frémoires Sudanesen, ein weiterer Kraal wurde genommen und bei dieser Gelegenheit noch vier Lanzen und ebensoviel Schilde erbeutet. Frémoire, bestrebt sich auszuzeichnen, verfolgte die Massai noch auf die Berge hinauf, als wir schon in Pare Mouleni, wo sich sehr gutes Wasser fand, das Lager bezogen hatten. Ich beendete den Tag mit einer genauen Zeichnung des Panoramas der Pareberge und der Gefechtssituationen.

*) Diesem Versprechen sind sie nicht nachgekommen, weshalb auch die Weiber endgültig den Missionen zugeteilt wurden.

Eingang in die Landſchaft Kahe.

Dreizehntes Kapitel.

Weitere Verfolgung der Maſſai — Angriff auf unſere Nachhut — Lager am Uguenogebirge — Ugueno — Der Ipeſee — Lager daſelbſt — Umgehung des Sees im Nordweſten — Die Karawane tief im Sumpfe — Marſch durch Wüſte und Urwald — Die Expedition verirrt und ohne Waſſer — Einzug in die Landſchaft Kahe — Die Eingeborenen.

Am 18. März. Der Abmarsch aus dem Lager von Pare Mouleni erfolgte unter starker Seitenbedeckung um 5¼ Uhr früh. Johannes und Prince führten die Spitze, an welcher auch ich mich befand, de la Frémoire bildete mit den Sudanesen die Nachhut. Die Gefangenen und Träger nahmen wir in die Mitte. Schon nach einer Viertelstunde stießen wir in der Nähe eines von Frémoire am vorhergehenden Abend durchsuchten Kraals zu unserer Rechten auf eine große Zahl Elmurani, welche also in unmittelbarer Nähe unseres Lagers genächtigt hatten und sich nun plötzlich aus den Büschen erhoben. Ihr Kriegsgeschrei, das in der Fistelstimme ausgestoßene „Larei, Larei“ (keine Furcht, keine Furcht) machte uns nicht bange; wir kommandirten augenblicklich Front nach rechts, ließen anlegen und gaben kurz nacheinander zwei Salven gegen den Feind ab, deren donnerndes Echo noch lange in den Bergschluchten widerhallte. Die Massai deckten sich mit ihren Schilden und hinter den Büschen, so gut sie konnten, über vierzig ihrer Leute fielen auf die erste Salve, trotzdem folgten sie uns unter fortwährenden Kriegsrufen dicht zur Seite, so daß wir zu andauerndem Feuern genötigt waren.

Auf dem Weitermarsch wurden die letzten Leute von fünfzig bis sechzig Elmurani, die offenbar verzweifelte Versuche machten, ihre Weiber und Kinder wieder zu gewinnen, heftig angegriffen. Die letzte Kompanie unter de la Frémoire machte Kehrt, verfolgte die Massai, deren mehrere erschossen wurden. Nach einer Stunde stießen wir auf drei Kraals, welche eben verlassen waren, auch das Vieh war weggetrieben. In weiter Ferne sahen wir Scharen flüchtender, das Vieh vor sich her jagender Massai.

Um acht Uhr lagerten wir in Pare Serenda, dicht unter dem östlichen Abhang des Nordpare- oder, wie der gewöhnliche Name lautet, des Ugueno-Gebirges, dessen hervorragendste Gipfel, von Norden nach Süden gerechnet, der Gamualla, Dschego, Kimbale, Kindorogo, Dschomvu sind. Wie Usambara und Pare, so ist auch Ugueno einer Insel mit steilen Küsten vergleichbar, die zu dem weiten Ozean der umgebenden Steppenebenen ohne einschneidende Thalbildungen abstürzen. Die mächtigen Schichten des dichten Gneises streichen im allgemeinen nordsüdlich und fallen an der Ostseite des Gebirges unter ca. 25° zur Ebene ein. Der größte und längste Wasserlauf des Landes ist der Dschunguli, welcher am östlichen Lambo entspringend, den Osten des Landes entwässert. Entsprechend der geringen Ausdehnung des Gebirges, das einen Flächeninhalt von rund 175 qkm hat, ist die Wassermenge seiner Bäche und Flüßchen

nirgends groß. Nur der Dschunguli erreicht in der Regenzeit den Jipesee, die übrigen Uguenobäche verlaufen insgesamt in Sümpfen, falls sie überhaupt bis zum Fuß des Gebirges hinabkommen, denn in Ugueno wie in Dschagga wird durch künstliche Felderberieselung den natürlichen Wasserläufen ein großer Teil ihres Inhalts entzogen.

Die Bevölkerung von Ugueno, die Wagueno, unterscheidet sich zwar in gewissen Äußerlichkeiten von ihren Stammesgenossen im Süden, körperlich jedoch stellen die Wagueno die reinsten Wapare dar. Sie haben offenbar verschiedene Gewohnheiten von anderen Stämmen angenommen. Wie die Bewohner Usambaras sich ein rundes Mal in die Stirnmitte als Stammesabzeichen eintättowieren, so die Wagueno einen von der Stirnmitte zur Nasenwurzel verlaufenden schwarzen Strich. Das Spitzfeilen der oberen und das Ausbrechen der beiden unteren mittleren Schneidezähne, sowie das Bedecken des ganzen Oberkörpers mit Hunderten von kleinen Schnittnarben als Schmuck und Medizin haben sie teilweise auch mit den anderen Wapare, teilweise ebenfalls mit den Waschamba gemein. Die auffallend großen, perlenbesetzten Ohrringe, die dicken Messinghalsbänder und die eisengezierten hölzernen Ohrpflöcke, durch die das Ohrläppchen bis zu acht cm Durchmesser ausgedehnt wird, scheinen sie von einem anderen Stamm Usambaras, den Wambugu, angenommen zu haben. Tierfett und roter Thon, wie ihn am schönsten die Termitenhaufen liefern, sind zum Einreiben des ganzen Körpers das beliebteste, wohl den Massai nachgeahmte Schmuckmittel der unverheirateten Krieger. Die große Schild- und Speerform haben die Männer, die Messing- und Eisenspiralen um Hals, Arme und Beine haben die Weiber von den Massai angenommen.

Einen einheimischen Gesamtnamen für das ganze Bergland scheint es übrigens gar nicht zu geben. Der von den Küstenleuten und auf den Karten allgemein gebrauchte Name Ugueno ist nur der Name des nördlichen Teiles, den der Häuptling Jangobi inne hat und der den Wadschagga, von welchen die Küstenleute wohl zuerst den Namen hörten, am geläufigsten ist, weil sie dieses ihnen benachbarte Gebiet häufig mit Krieg und Raub heimsuchen. Dank den regelmäßigen Plünderungen durch Mandara ist im Nordwesten das Land bis zum Wangobithal gänzlich menschenleer. Am dichtesten bevölkert und am besten angebaut sind infolgedessen die südlichen und die östlichen Gebiete, die unter dem Häuptling Nguvu von Usangi stehen. Dort läßt der intensive Anbau der Mulden, Schluchten und Thallehnen ahnen, was Ugueno früher gewesen ist, bevor die

Raubzüge Mandaras den Nordwesten entvölkert haben. Von der vielgenannten Eisengewinnung der Wagueno, insbesondere der Usangileute war ich übrigens enttäuscht. Und wenn das Schmiedeverfahren auch gegen uns geheim gehalten wurde, so that man das gewiß nicht, weil an dem Verfahren selbst etwas zu verheimlichen wäre. Die Gewinnung des Roherzes geschieht ohne Heimlichkeit. Auf meine Frage nach der Erzgewinnung wurde ich bereitwillig an den Dschegobach geführt, an dessen Ufer der schwarze, stark eisenhaltige Sand über der Wasserlinie mit der Hand solange in Löchern ausgespült wird, bis fast nur die schweren Eisenteilchen übrig geblieben sind. Der Dschegobach erodirt das Eisen sehr wahrscheinlich aus den die Gneisfelsen durchsetzenden Quarzgängen, in welchen wir es des öftern beobachteten. Wo oberflächliche Verwitterung das Erz in größeren Stücken aus dem Gneis bloßgelegt hat, wie wir es am äußeren Westabhang des Gebirges, am Sungoberg und an den unteren östlichen Ausläufern Uguenos fanden und wie es auch in der Usangikette vorzukommen scheint, wird es meist an Ort und Stelle verarbeitet.*)

Der ganze Weg bis hieher war sehr gut, führte auf tischebenem Lateritboden durch sehr lockeren, von Akazien und Kakteen gebildeten Busch, an dessen westlicher Grenze in duftig blauen Zügen Galleriewälder — so nennt man die schmalen Vegetationsstreifen zu beiden Seiten eines Flusses — sichtbar waren. Aber der Boden war bedeckt mit Büffelhäuten, Schmuckgegenständen aller Art und Geräten, welche die fliehenden Feinde unterwegs verloren hatten. Zahlreiche Leichen gefallener Krieger wurden angetroffen. Hinter uns loderten unter ungeheuerer Rauchentwickelung, welche sich massiv und scharf in dem blauen Himmel abzeichnete, die Flammen aus den drei von uns in Brand gesetzten Kraals empor. Es bedarf nur weniger Streichhölzer, um das dürre Geäste und den reichlichen ausgetrockneten Mist eines Massaikraals zu heller Flamme zu entfachen. In einer der Hütten hatten wir noch ein altes, blindes Weib gefunden, welches geborgen und den übrigen Weibern zugeführt wurde. In Pare Serenda konnten wir die Soldaten und Träger mit Zuckerrohr hinreichend versehen.

Die Rast in dieser schönen, schattenreichen Oase war nur von kurzer Dauer, da wir noch heute unser Lager an den Ufern des Jipesees aufschlagen wollten. Um zehn Uhr ertönte das Signal zum Weitermarsch. Bald darauf befanden wir uns, obwohl nahe längsseits der Berge

*) Vgl. Dr. Hans Meyers „Ostafrikanische Gletscherfahrten".

marschirend, wieder in voller Wüste — auf heißem, rötlichem Sand und zwischen stachlichen Mimosen, zur Rechten in der Ferne hatten wir das mittlere Westufer des Jipesees, umsäumt von dunkelgrünem Schilf und Papyrus. Trotz der Nähe des Wassers erschien die Gegend nur spärlich von Wild bevölkert, aber eine große Menge Perlhühner streifte umher. Der Jipesee liegt in einer weit ausgedehnten, unfruchtbaren, mit Dornengewächsen bestandenen Ebene. Nur an den Bergabhängen und etwa einen halben Kilometer von diesen entfernt ist der Boden anbaufähig. Mit Hilfe artesischer Brunnen ließe sich ohne Zweifel an jeder beliebigen Stelle Wasser aus der Erde locken, jedoch die für einen Plantagenbau nötige Bewässerungsanlage würde enormes Geld kosten und zudem sind ausgedehnte Strecken dieses Landes, die wir heute trockenen Fußes durchwandern, in der Regenzeit unpassirbarer Sumpf. Nördlich und nordöstlich des Jipesees erblicken wir vereinzelte, mit niederem Buschwerk bewachsene Hügel, die unvermittelt aus der Ebene aufsteigen, vulkanischen Ursprunges sind und viele Stunden weit auseinander liegen. Im Süden dagegen ist der Kranz der Gebirge vollkommen geschlossen, und zwar durch die Abhänge der Kwa Mdimu-Berge.

Wir lagern im Angesicht der nun schon beträchtlich nahe gerückten Kilimandscharo-Gruppe, zweihundert Schritte vom See entfernt, auf hartem ebenen Boden, zwischen schattenspendenden Mimosen. Ich eile, nachdem mein Zelt aufgerichtet ist, sofort nach dem See, teils aus Neugierde, teils um meine müden Glieder durch ein Bad zu stärken. Auch viele Träger und Soldaten baden und freuen sich der lang entbehrten Wasserfülle. Auf dem Wege nach dem See finde ich nicht weniger als drei Flußpferdschädel; die markanten Spuren dieser Tiere, alle vom Seeufer gegen das vegetationsreiche Gebirge führend, kreuzen in Menge den Boden; vier Flußpferde tummeln sich plätschernd in der Mitte des Sees. Tagsüber halten sie sich im Wasser auf, in der Nacht steigen sie an das Ufer und grasen bis zum frühen Morgen landeinwärts. Während dieser Beschäftigung lieben sie es, sich auf dem Boden wälzend vom Schlamm zu reinigen; nach Art der Hunde rutschen sie auch mit dem Hinterteil über die Erde hinweg, dabei sich des öftern auf einem Punkte drehend, wodurch jene merkwürdigen kreisrunden Vertiefungen entstehen, die man in jenen Gegenden so häufig antrifft. Auch die Elefanten, deren voluminöse Losung wir vielfach antrafen, haben dieselbe eigentümliche Gepflogenheit.

Unter der Pflanzenwelt entdeckte ich hier zum erstenmale ein höchst

merkwürdiges Knollengewächs. In seinen jugendlichen Anfängen hat es die Gestalt und Größe einer Kartoffel und ist von intensiv grüner Farbe; die Knolle erreicht jedoch eine ganz ungeheure, in ihren Grenzen bis jetzt noch gar nicht genau festgestellte Größe. Ich habe sie angetroffen in einem Durchmesser von mindestens zwei Metern. In diesem Umfang ist sie fast rein weiß, im Pare-Gebirge erscheint sie dem Unkundigen von ferne als ein Felsblock, von Wasser überrieselt; der letztere Eindruck wird indessen durch den starken Reflex der Sonnenstrahlen hervorgebracht. Aus der Knolle entspringen eine Anzahl gleich der Koloquinte auf dem Boden dahinwachsender Lianen mit kurzen, lanzettförmigen, sechs Centimeter langen und fleischigen Blättern; eine Blüte konnte ich nicht wahrnehmen.*) Als merkwürdig erwähne ich noch das hier häufige Vorkommen der Haselnuß. — Wir wurden jetzt viel von starken Winden heimgesucht, wie sie dort, wo große Terrainerhebungen aus ebenen Flächen aufsteigen, nicht selten sind.

Keiner der Teilnehmer der Expedition begrüßte es wohl mit so aufrichtiger Freude als ich, daß die Kämpfe mit den Massai nun ihr vorläufiges Ende erreicht zu haben schienen. Die andauernde Unruhe, Aufregungen, langen und ermüdenden Märsche erschwerten die Erfüllung meiner eigentlichen Aufgabe — zu malen und zu zeichnen — außerordentlich und die Anfüllung meines Tagebuches mit interessanten Gefechtsbildern konnte keinen hinreichenden Ersatz für den Verlust an landschaftlichen Studien bilden, wie ich sie mir als Hauptzweck meiner Reise vorgesetzt hatte. Solange ich noch mit der französischen Mission marschirte, war mir genügend Gelegenheit geboten, nach Herzenslust alles irgendwie Interessante zu zeichnen; wir kamen meist schon um elf Uhr ins Lager und der ganze Nachmittag stand zu meiner freien Verfügung. Mit Chef Johannes dagegen waren wir vom frühesten Morgen bis Sonnenuntergang und darüber auf der Wanderung, so daß ich die Mittagsrasten zum Malen, die späten Abendstunden zu Entwürfen und Notizen benutzen mußte. Berücksichtigt man noch, daß ich jeden

*) In der Sprache der Eingeborenen heißt die Pflanze „mti ja mave“ d. h. Baum des Steines. Dieses Gewächs findet sich nur auf steinigem Boden vor, nie an der Küste. Die Schale der Knolle läßt sich wie Birkenrinde abziehen. Es kommt dann eine grüne Rinde zum Vorschein, unter welcher das weiße Holz sitzt. Schneidet man in dieses, so scheidet es in kurzer Zeit einen klebrigen Saft aus. Herr v. Wißleben hat mich zuerst auf die merkwürdige Pflanze aufmerksam gemacht und da sie nicht die Welwitschia mirabilis ist und in keinem ostafrikanischen botanischen Werke namentlich aufgeführt oder beschrieben wird, so müssen wir annehmen, daß wir hier vor einer neuen Entdeckung stehen.

Der Jipeſee.

Morgen um drei Uhr aufstand, um bis zum Abmarsch mit der Toilette und dem Packen fertig zu sein, so wird man gewiß zugeben, daß die geistigen und körperlichen Anforderungen dieser Reise das Maß des Gewöhnlichen weit überschritten.

Den 19. März früh 5¼ Uhr verließen wir das Lager am Jipesee. Anstatt, wie es die Karawanen gemeinhin zu thun pflegen, unter Vermeidung des Jipesees direkt nach Moschi, beziehungsweise Arusha zu marschiren, hatten wir schon in Pare Mdimu einen bisher noch von keinem Weißen betretenen Weg nach dem See eingeschlagen, um heute, gegen dessen Nordwestspitze vordringend, auf die v. der Decken'sche Route zu stoßen. Derselbe hatte diesen Weg entlang dem Nordwestufer des Sees, wo zahlreiche sich mit dem Pangani schließlich vereinigende Flußläufe Moräste und Sümpfe bilden, als nahezu unpassirbar bezeichnet. Chef Johannes schien daran nicht recht glauben zu wollen, aber die Erfahrungen jenes Tages reichten vollkommen hin, um die Wahrheit der v. der Decken'schen Angaben zu bestätigen.

Was mich betrifft, so zeigte sich der 19. März schon gleich im Beginn als ein höchst widerhaariger Geselle. Zunächst natürlich wieder in Gestalt meines Esels, den ich seiner Ungebärdigkeit halber meistens von Tombo, dem boy, führen ließ. Die Strapazen des Tages vorausseh end, wollte ich ihn schon zu Anfang des Marsches besteigen. Er lief indessen im eigensinnigen Verfolgen einer Massaieselin übermütig zwischen den Büschen einher und die viertelstündige Jagd auf ihn fand erst mit Hilfe einiger Soldaten ein Ende. Als ich ihn bestiegen hatte, lief das boshafte Tier mit mir schnurstracks in das dortige Geäste einer Mimose, wo ich mit blutenden Fingern, der Esel mit desgleichen Ohren, der Karabiner mit zerbrochenem Schaft sitzen blieben. Der Marsch nahm indessen seinen Fortgang und niemand störte mich in dem Bestreben, das kleine Unglück mit dem Mantel christlicher Geduld zu bedecken.

Nach etwa drei Stunden hatten wir die letzte, den freien Ausblick auf den Kilimandscharo hemmende Waldecke, einen Ausläufer des Uguenogebirges, umgangen. Wenn uns von nun ab die Aussicht auf das großartige Gebirgspanorama noch hie und da entzogen wurde, so geschah es nur während des Passirens der dichten Laubwälder oder wenn wir gerade um einen der vulkanischen Hügel herumzuschwenken hatten, welche in weitem Umkreise an den Abhängen des Kilimandscharo und in der ihn umgebenden Ebene hervortreten. Die Oberfläche dieser Hügel ist übersäet mit eruptivem Gestein, teilweise liegt sogar Eisenerz nackt zu Tage.

Wir gelangten bald in den tiefen Busch eines Galleriewaldes, schließlich in Sumpf und an den Rand des tiefen und reißenden Oberlaufs des Rufu (Pangani). Eine unbeschreiblich üppige Vegetation, insonderheit Binsen und Papyrus, die bis zur Höhe von zwanzig Fuß entwickelt waren, umgab letztere. Eng und vielfach gewunden, so daß der Vordermann jeden Moment den Blicken entschwand, führte ein Pfad hindurch; von den Massai mußte er vielfach benützt sein, da er sehr ausgetreten war.

Es war acht Uhr Vormittags, als wir das Ufer des Flusses erreichten, über den wir nun hinüber mußten, damit stand die Karawane zum erstenmale vor einem wirklich ernsthaften, echt afrikanischen Hindernis; keine Brücken waren vorhanden, die Faschinenmesser völlig unzureichend, um solche aus Baumstämmen herzustellen und mehr denn jemals zuvor empfanden wir den Mangel eines in Ostafrika so lohnende Aufgaben findenden Pionierkorps. Wir besaßen weder Äxte, noch Pickel, noch Schaufeln, mit deren Hilfe wir mindestens acht Stunden Zeit erspart hätten. In der Mitte war der Fluß über mannestief, und es galt nun, 120 Lasten von durchschnittlich je 60 Pfund trocken an das jenseitige Ufer zu bringen. Um dies zu bewerkstelligen, wurde eine Kette der hochgewachsensten und kräftigsten Sudanesen, selbstredend entkleidet, durch den Fluß gebildet. Jene beiden Soldaten, welche in die Mitte zu stehen kamen, wo ihnen das Wasser über den Kopf ging, traten jeweils in dem Augenblick auf ihre Posten, wenn die Last ihrem Vormann in die Hände gegeben war. Mit dem Kopf unter Wasser und die Arme gestreckt emporhaltend, reichten sie die Last so rasch als möglich dem nächsten Soldaten zu, um dann wieder auf seichterem Boden Luft zu schöpfen, bis ein neues Bündel herankam. Auf diese Weise war es, wenn auch unter enormen Zeitverlusten, möglich, unsere Koffer nahezu unversehrt hinüberzuschaffen. Wir selbst durchschwammen den Fluß in den Kleidern, da sofort wieder weiter marschirt werden mußte. Um bei solchen Gelegenheiten die Taschenuhren vor Nässe zu schützen, gibt es kein anderes Mittel als sie in den Mund zu nehmen; ich hatte aber das Unglück, mit den Füßen im Ufergestrüpp hängen zu bleiben und mit dem Kopf unter Wasser zu geraten. In diesem kritischen Augenblick entfiel mir ganz unbewußt meine wertvolle goldene Uhr, ein Familienerbstück, und trieb auf Nimmerwiedersehen im reißenden Flusse dahin.

Die Massaiweiber und Kinder wurden einmal tüchtig gebadet, was ihnen wohl noch selten im Leben passirt sein mag.

Auf den Fluß folgte Morast mit nassen Gräben. Über die nassen, nicht breiten Gräben konnten wir Brücken aus Papyrusstämmen schlagen,

In den Ipesümpfen.

deren acht nötig waren, so daß erst um 12½ Uhr das Übersetzen beendet war. Dr. Hans Meyer durchwanderte die Ipesümpfe an der gleichen Stelle und entwirft seinerseits folgende Schilderung: „Ich habe

manchen Fluß- und Sumpfübergang mitgemacht, in Java und in den Philippinen, in Japan und in Transvaal, aber gegen den Rufusumpf bei Ugueno sind sie alle Kinderspiel. Die Tawetamänner waren vor zwei Tagen herübergekommen und wir folgten ihren noch frischen Spuren. Unmittelbar hinter dem schmalen Streifen hoher Laubbäume zwängten wir uns vom Ufer aus in einen scheinbar undurchdringlichen Wald kolossaler Papyrusstauden hinein und sanken sofort bis an die Kniee in den schwarzgrauen Schlamm. Ein Stück weiter waren die Papyruse durch Flußpferde niedergetreten und dort hatte die Sonne den Schlamm so hart getrocknet, daß wir über die tiefen Spuren der Flußpferde von Rand zu Rand springen konnten. Dann folgte ein offener Wasserlauf, schwarz und bewegungslos wie der Styx. (Wir fanden diesen Wasserlauf, der Regenfälle wegen, reißend. D. Verf.) Aus Papyrusstämmen wurde eine schwanke Brücke zusammengeschichtet, die aber unter der Last der Träger sich tiefer und tiefer senkte, so daß die letzten Karawanenleute, bis an die Schultern einsinkend, sich durch das dunkle Wasser mit den Füßen tasten mußten. Stellenweise hatte sich der Schlamm zu kleinen Inseln mit Busch und Baumwuchs verdickt, aber wir kamen darum nicht leichter vorwärts; das knietiefe Stampfen durch den Morast, das Abhacken der Papyrusstämme, das Durchwaten durch die Wasserrinnen, das Forthelfen Ermüdeter und Gefährdeter dauerte $2^1/_2$ Stunden. Fast alle Lasten wurden naß. Mitunter erschreckte uns ein in nächster Nähe schnaubendes Flußpferd oder der penetrante Moschusgeruch eines verborgenen Krokodils. Fremdartig wie eine phantastische Scenerie aus vergangenen Erdperioden war unsere Umgebung, vor allem der Papyrus selbst mit seinen durchschnittlich vier Meter hohen armdicken Stämmen und $^1/_2$ Meter breiten Blattrosetten. Endlich fühlten wir wieder festen Boden unter den Füßen, das Papyrusdickicht ging in hohen Wasserwald über und nach weiteren hundert Metern konnten wir am jenseitigen Rand des schmalen Uferwaldes unter hohen Mimosen Lager schlagen." Dies war auch unser Lager am Mittag des 19. März. Dr. O. Baumann sagt von diesem Ipesumpf: „In der Regenzeit ist derselbe nicht passirbar. In der trockenen Zeit gab es früher zwei Übergänge, einen westlichen, der von Ugueno nach Dschagga führte, und einen östlichen nach Taveta. Gegenwärtig wird nur der westliche begangen und auch vor diesem möchte ich jeden Reisenden ernstlich warnen, da selbst der größte Umweg diesem Übergange vorzuziehen ist. Man hat sich stundenlang durch eine Wildnis von Papyrusschilf buchstäblich durchzukämpfen, die von etwa fünfzehn

langsam fließenden, aber meist sehr tiefen Gewässern durchzogen ist. Zwischen diesen herrscht Schlammsumpf und stellenweise fester Boden mit dichter Vegetation, Raphiapalmen und einzelnen Bäumen vor. Die tieferen Arme müssen bei Trägerkarawanen durch Baumäste und Papyruszweige überbrückt werden, wobei man von Mosquitos schwer zu leiden hat." Die Reittiere konnten den Weg absolut nicht gehen, so daß de la Frémoire mit sechzehn Mann den Auftrag erhielt, den Fluß entlang zu gehen, eine andere Stelle zum Übersetzen zu suchen und von da zur Landschaft Kahe zu marschiren. Frémoire hatte aber entschieden Unglück mit dieser Mission, denn nachdem er unter vielen Mühen die Tiere an einer andern Stelle durch das Wasser gebracht hatte, fand er erstens die Landschaft Kahe nicht, da weder er, noch seine Soldaten die Gegend kannten, und zweitens gingen sämtliche Esel bis auf einen mit einer plötzlich einhergaloppirenden Herde Zebras davon. Schließlich tauchte Frémoire am 22. März in der Station Moschi am Kilimandscharo auf, nachdem er seinen Weg über Kilema genommen hatte. Es mag manchem meiner Leser unglaublich erscheinen, ist hingegen Thatsache, daß die Expedition weder Karten, noch Kompaß noch irgendwelche andere Instrumente für Ortsbestimmung mit sich führte. Ebensowenig war ihr ein Arzt zugeteilt, was sich leicht als verhängnisvoll hätte erweisen können.

Wir hatten nun einen Fluß und acht Sümpfe, die so überschwänglich mit Vegetation überwuchert waren, daß kein Sonnenstrahl durchzudringen vermochte und wo trotzdem eine entsetzliche Hitze herrschte, passirt; jetzt hieß es in nassen Kleidern und Schuhen in tiefem Sande und in brennender Sonnenglut wieder durch Wüste wandern. Nur stellenweise boten die Dumpalmen einigen Schatten. Die Landschaft war hier von einer erschreckenden Trostlosigkeit und zwar unmittelbar, nachdem wir aus dem die Flußläufe umgebenden Dickicht herausgetreten waren; sie glich einer Brandstätte. Doch der Gedanke, daß wir heute noch in der ob ihrer Fruchtbarkeit und landschaftlichen Scenerie von den Schwarzen gerühmten Republik Kahe eintreffen sollten, erhielt uns alle bei gutem Mute. Gegen fünf Uhr erreichten wir denn auch schon den Rand eines großartigen Urwaldes. Laubbäume von ungeheurer Größe, überrankt von Lianen, bildeten ein undurchdringliches Dach hoch über unseren Häuptern und eine geheimnisvolle Dämmerung, hier und dort gesteigert bis zur Dunkelheit, beschäftigte die Einbildungskraft in außergewöhnlichem Maße. Der Boden war wie in unseren heimischen Buchenwäldern hoch

mit dürrem Laub bedeckt, viel Unterholz in lockeren Beständen vorhanden, der Marsch aber ungleich weniger behindert als in den Sümpfen am Jipesee, welche die Bezeichnung „ungangbar" vollkommen verdienen. Um halb sechs Uhr mußten wir einen Halt machen, weil die Massaiweiber zu sehr ermüdet waren. Die Rast dauerte indessen nur kurze Zeit.

Während wir einigermaßen planlos den Wald durchstreiften, war es mir längst klar geworden, daß unter den Führern große Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Lage von Kahe herrschten, denn sobald die Spitze auf einer Lichtung ankam, zeigte sich Simba, der Held, sehr kleinlaut und am Ende seiner Weisheit.

Die Dunkelheit brach allmählich herein, die Träger ermüdeten mehr und mehr, zumal wir neuerdings vier Flüsse durchwaten mußten und die Karawane zog sich derart in die Länge, daß man von der Spitze bis zur Nachhut eine gute Stunde hätte gehen dürfen. Die Missionare und ich waren schon seit mehreren Stunden außer Sicht der Tötenkompanie; es gab keinen beschrittenen Weg noch irgend welche Erkennungszeichen für nachmarschirende Leute. Auf einer Lichtung machten wir Halt und gaben drei Flintenschüsse ab, die nach einigen Minuten aus der Ferne erwiedert wurden, so daß uns wenigstens die Richtung wieder bekannt war. Um acht Uhr endlich trafen wir sehr erschöpft auf die Spitze, welche bereits die Zelte aufzurichten begonnen hatte. Die Expedition war gänzlich verirrt, trotz der vielen Flußübergänge ohne Wasser und ich für meinen Teil wenigstens verbrachte die Nacht ohne Schlaf, so sehr quälte mich der Durst.

* * *

Die Hindernisse, welche wir am 19. März gefunden und nur mit großer Anstrengung überwunden hatten, waren in dreifacher Hinsicht lehrreich. Erstens zeigten sie, daß man es sich mehr als einmal überlegen muß, ehe man Experimente in der Aufsuchung neuer Routen unternimmt, zweitens, daß man sich selbst dann hinreichend mit Wasser versehen soll, wenn man bestimmt glaubt, solches am nächsten Lagerplatz zu finden, drittens, daß es, mindestens für die östlichen Länderstriche Afrikas, nur eine einzige zweckmäßige Bekleidung gibt. Unzählige Male beneidete ich die Schwarzen um die geringe Sorge, welche ihnen die Dürftigkeit ihrer Toilette, die Widerstandsfähigkeit ihres Körpers gegen klimatische Unzuträglichkeiten verursachte. Weder belästigten die Sonnenstrahlen ihr bedecktes Haupt, noch Schlamm, Sand, kleine Dornen ihre nackten Füße; ohne sich einen Augenblick zu besinnen und nur mit einem einzigen Griffe

das Lendentuch aufrollend, durchwateten sie tiefe Flüsse und stiegen heiteren Mutes am jenseitigen Ufer wieder empor, während wir eine Viertelstunde lang mit Auskleiden, Abtrocknen und Anziehen zu thun hatten. Nachdem sich aber die Flußübergänge mehr und mehr häuften, war es ganz unmöglich, die Prozedur des Aus- und Ankleidens stets zu wiederholen, es hätte zu viel Aufenthalt verursacht. Aber es ist keineswegs ein angenehmes Gefühl, stundenlang in nassen Kleidern zu stecken, oder gar in solchen durch heißen, staubenden Sand zu marschiren, wieder trocken zu werden, wenn es der Sonne beliebt, darnach abermals durchs Wasser zu gehen und dieses Manöver so und so oft am Tage zu wiederholen. Dann muß man nicht selten, wenn man spät ins Quartier kommt und der Nachttau sich schon herabgesenkt hat, die nassen Gewänder in den Koffer packen, um sie vielleicht am übernächsten Tage zum Trocknen aufhängen zu können. Über dergleichen Einzelheiten vermöchte ich mich ausführlicher zu verbreiten, fürchte jedoch meine Leser damit zu langweilen. Aber nach alledem ist es kein großes Kunststück mehr, zu erraten, wie man sich auf solchen Touren kleiden soll, um die erwähnten Unbequemlichkeiten auf das geringste Maß herabzudrücken. Wolle ist ganz und gar zu verwerfen, denn die durch sie erzeugte Reizung der Haut ist unerträglich und hat meistens Ausschläge zur Folge; die kleinen Dornen, womit alle Gräser und Büsche besetzt sind, hängen sich in Unzahl an das Wollgewebe, Wolle endlich saugt das Wasser bei weitem stärker an als Baumwolle und wer in wollenem Anzuge einen Fluß durchschwimmt, wird noch einmal so lange auf das Trocknen warten müssen, als der in Baumwolle Gekleidete. Die Erkältungsgefahr, so sehr sie auch von vielen Seiten als durch Wollkleidung zu vermeiden hervorgehoben wird, besteht in Afrika überall und unter allen Umständen, man mag sich kleiden und in acht nehmen wie man will. Für Ostafrika taugen eben nur sehr kräftige Naturen und auch deren Widerstandsfähigkeit hat nach einer gewissen Reihe von Jahren, die in den einzelnen Fällen selbstredend große Verschiedenheiten aufweisen, ein Ende. Nachdem ich einmal meine Erfahrungen gemacht hatte, trug ich nur baumwollene Kleidung, marschirte sogar im Schlafanzuge, in leichten Segeltuchschuhen, die rasch wieder trocknen, aber nie ohne Gamaschen und ohne auf den sorgfältigsten Schutz vor den Sonnenstrahlen durch Helm und Halstuch bedacht zu sein. In dieser Verfassung fühlte ich mich am wohlsten, beschwerte im übrigen den Körper, mit Ausnahme der Feldflasche und eines Stockes aus Rhinozeroshaut, mit gar nichts, sondern ließ meinen Diener mit Jagdflinte, Regenmantel

und Revolver neben mir einhergehen. Haushälterisch mit seinen Kräften umzugehen ist die oberste Pflicht aller derjenigen, welche in Ostafrika auch nur einige Monate zuzubringen gedenken.

Am 20. März. Früh standen wir heute auf, um so rasch, als es gehen wollte, an Wasser zu kommen. Schon nach dreiviertelstündigem Marsche erreichten wir das Ende des Waldes und die wüste Steppe umgab uns wieder. In dichten Beständen, ja man kann sagen Waldungen und über große Flächen verbreitet, fanden wir hier die Dumpalmen, deren harte, apfelgroße Früchte in großen Mengen auf dem Boden umherlagen und von den durstigen Sudanesen gierig aufgegriffen wurden. Aber uns mundeten sie abscheulich und vermochten keineswegs unseren Durst zu stillen. Die Expedition bewegte sich zwar in vollkommener Ordnung, aber die Strapazen des vorhergegangenen Tages waren noch auf aller Mienen zu lesen. Sonst sangen die Zulus mit Vorliebe und so gut es ihre fremde Zunge vermochte, „Ich hatt' einen Kameraden", oder „Der Mai ist gekommen", Lieder, welche ihnen auf ihr eigenes Verlangen von Leutnant Prince beigebracht worden waren; die Sudanesen liebten gleichfalls gerne zu schwatzen und Witze zu reißen, die Uniamwesi hatten sonst fast unaufhörlich gesungen, und auch ich erging mich sehr häufig, da mich keine Straßenpolizei daran hindern konnte, in den gewagtesten Gesangs- und Pfeifstudien. Heute jedoch blieb man stumm. Alle beschäftigte zweifelsohne nur der eine Gedanke, endlich Wasser zu sehen. Gegen sieben Uhr gewahrten wir, die wir an der Spitze marschirten, einen Galleriewald, welcher sich schon aus der Ferne als ungewöhnlich ausgebreitet darstellte. Nach einer weiteren halben Stunde hatte ihn die Karawane erreicht und kurz darauf kamen wir im Busch an ein prächtiges, über Kieselgerölle rasch und klar dahinfließendes Gebirgswasser, einen Nebenfluß des Mtoni, welcher sich in den Pangani ergießt. Hier mußten wir abermals mit den Kleidern durch, jedoch die Freude, wieder Wasser zu haben, und überdies von so herrlicher Beschaffenheit, ließ uns lange darin verweilen und wir tranken aus der hohlen Hand, der Vorsehung dankend, daß sie uns von den Qualen des Durstes befreit hatte.

Es ist der Charakter dieser Gegend, daß auf breite Strecken sandiger Wüste eine Reihe schmaler, durch die zahlreichen, dem Kilimandscharo entspringenden Flußläufe gebildeter Vegetationsstreifen folgen. Hier ist kühler Schatten, Waldbäume von riesenhaftem Wuchse, Unterholz, reicher Humusboden und klares Wasser. Aber diese Vegetationsstreifen sind oft nur wenige hundert Meter breit. Noch im Walde stießen wir auf den so lange

Galleriewald auf dem Wege nach Kahe.

verlorenen Pfad und daß er nach Kahe führte, darüber war plötzlich niemand mehr im Zweifel. Hätten wir die von P. Leroy angegebene Route innegehalten, und wären von Pare Mdimu aus über Ngabolo, Pare Usangi, Mabua nach dem Flusse Mtoni und Arusha, der jetzt aufgelassenen deutschen Station am Kilimandscharo, gegangen, so würden wir zweifelsohne häufiger Wasser angetroffen haben, denn bei diesem fünftägigen Marsche bemerkt Leroy nur für Pare Usangi, daß dort das Wasser selten sei und erst in einer Schlucht aufgesucht werden müsse.

Gegen acht Uhr traten wir aus dem Galleriewald heraus. Der Kibo und Mawenzi standen in voller Klarheit, in reizender Umrahmung des Baumschlages im Vordergrunde vor unseren Augen. In kurzer Entfernung erblickten wir reiche Vegetation, ja einige unserer Gefährten wollten Kokospalmen inmitten derselben entdeckt haben. Es war die langgesuchte Landschaft Kahe, welche heute zum erstenmal von einer deutschen militärischen Expedition betreten werden sollte. Um $9^1/_4$ Uhr kamen wir an den Mtoni, ein rauschendes, sehr tiefes und etwa 15 Meter breites Gewässer, welches viel gelben Humus mit sich führte. Ein einziger sehr schlanker Baumstamm bildete die Brücke nach dem andern Ufer; es mußte mit großer Vorsicht darüber geschritten werden und die Karawane wurde dadurch sehr aufgehalten. Kaum war der Fluß passirt, so stießen wir auf ein neues ganz ungewohntes Hindernis, auf die äußerste Befestigungslinie der Landschaft Kahe. Diese Befestigungen bestehen aus einer ebenso sinnreichen als im höchsten Grade widerstandsfähigen Komposition resp. Verbindung von lebenden Hecken mit sowohl in der Querlage als auch in senkrechter Rammung angebrachten Baumstämmen und Pfählen. Bedenkt man, welch unübertreffliches Material zur Bildung einer lebenden Hecke vorhanden ist in Gestalt von übermäßig wuchernden Kakteen, Akazien, Schlingpflanzen und dergleichen, so vermag man sich leicht eine Vorstellung von einem solchen Schutzwall zu machen. Sehr enge Buschpfade führen an die wenigen, von bewaffneten Eingeborenen besetzten Eingänge, welche so niedrig sind, daß man auf den Knieen durch dieselben hindurch rutschen kann. Kein Träger konnte zugleich mit seiner Last einen derartigen Eingang passiren. Wir mußten in Zwischenräumen von etlichen hundert Metern vier dieser Tunnels durchkriechen und gewannen dabei den Eindruck, daß die Landschaft Kahe in ihrem gesamten Umfange von etwa zwanzig Quadratkilometern von solchen Befestigungen umgeben ist. Innerhalb der Wälle trafen wir wiederholt Gehöfte, aus gut gebauten kegelförmigen Hütten bestehend, an. Der Einwohner bemächtigte sich

grenzenloſes Erſtaunen und Aufregung, die Thorwachen brachten vor Verblüffung kein Wort hervor und ließen die deutſche Expedition mit entfalteten Bannern widerſtandslos hereinmarſchiren.

Um halb zwölf Uhr war die geſamte Mannſchaft auf einem großen,

Mädchen von Kahe.

von den herrlichſten Laubbäumen, Raphiapalmen und Bananen eingerahmten Raſenplatze verſammelt. Neugierig, jedoch beſcheiden und liebenswürdig umſtanden uns der Häuptling mit ſeinem großen Rate, Frauen, Mädchen und Jünglinge in paradieſiſcher Nacktheit. Wir waren überraſcht

von der Schönheit und Anmut der Mädchen, welche überaus reichen und geschmackvoll adaptirten Perlenschmuck und zwar merkwürdigerweise in den deutschen Farben trugen. Schnüre aus weißen Perlen fielen en bandoulière und sich auf dem Rücken kreuzend über die Schultern; die Hüften umgab ein vier Finger breiter Gürtel aus Stickperlen in hübschem schwarz-weiß-roten Muster verfertigt. Einige der Mädchen hatten sich mit weißer Farbe große Brillen um die Augen und Schnörkel auf die Wangen gemalt. Alle Weiber erschienen mit völlig rasirtem Schädel, aber ihre hübschen Gesichtszüge und üppig entwickelten Formen ließen über diesen Mangel hinwegsehen.

Der Jumbe Mangi brachte einen Ochsen zum Geschenk. Es mußten natürlich teils wegen Verpflegung der Soldaten und Träger, teils wegen Erkundigungen über die Aufenthaltsorte der Massai u. s. w. häufige Verhandlungen gepflogen werden; dabei war es fast komisch zu sehen, wie der Häuptling auch bei jeder geringfügigen an ihn gerichteten Frage sofort das ganze Gemeindekollegium zu einem Schauri unter einem großen Baume zusammenrief, wo sie dann lange unter lebhaften Gestikulationen beratschlagten. Der Häuptling war übrigens eine prächtige Erscheinung mit einem vom Negertypus gänzlich abweichenden Cäsarenprofil. Zu unserer nicht geringen Überraschung bewegten sich in Kahe mit größter Ungezwungenheit eine Anzahl mit Schild und Speer bewaffneter Elmurani und weideten in der Nähe eine große Herde Esel und Rinder. Anfänglich schienen sie von uns kaum Notiz zu nehmen, aber als die Expedition in immer stärkeren Abteilungen eintraf, nahmen sie Reißaus. Es waren unter ihnen bewundernswerte Gestalten von herkulischer, einen Bildhauer zur Begeisterung hinreißender Muskulatur. Gesicht und Brust, die vorderen Flächen der Arme und Schenkel waren mit roter, glänzender Farbe bemalt, sie trugen den gewöhnlichen Ohrenschmuck, jedoch keine Kriegsabzeichen. Ferner fanden wir im Dorfe selbst viele Massaiweiber und Kinder, mit Eisen- und Messingschmuck, nach Art unserer Gefangenen geziert. Dieses alles setzte uns in lebhafte Verwunderung, aber da der Häuptling Mangi auf das bestimmteste versicherte, daß diese Massai einem fremden, sehr entlegen wohnenden Stamme angehörten und hier nur ihr Weiderecht ausüben wollten, so beschloß Chef Johannes, sie nicht anzugreifen, zumal sich ihre Krieger nach dem Erscheinen der Expedition sogleich zur Flucht gewandt hatten.

Ich fand Kahe den Reizen eines englischen Parkes ebenbürtig; die Gruppirung und Stärke der Bäume, der saftig grüne Rasen, durchzogen

von breiten nach allen Richtungen laufenden Fußwegen, an Stelle des Unterholzes und der Farrenkräuter die hellgrünen Fächer und Wimpel hochaufgeschossener Bananen und des Maises, die in üppigen Formen entwickelten Baumkronen, überragt von der in deutlicher Schraffirung sich darstellenden schneebedeckten Kuppe des Kibo, — diese Bilder erfüllten uns mit wahrem Entzücken und wir konnten einmal wieder nach Herzenslust am Busen der Mutter Natur ausruhen, die sich so viele Tage höchst ungastlich gezeigt hatte. Johannes beschloß denn auch, den Marsch erst am folgenden Morgen fortzusetzen.

Wir wechselten sehr viele Händedrücke mit dem Häuptling, der zwar in seiner Republik augenscheinlich nicht viel zu befehlen hatte, aber im Laufe des Tages immer mehr auftaute und mit allerhand wohlschmeckenden Liebesgaben herausrückte. Kognak konnten wir ihm freilich nicht spendiren, dafür erhielten er und wer sonst sich darum meldete, schön bemalte venezianische Glas- und Porzellanperlen, von denen ich in Bagamoyo 35 Pfund eingekauft hatte.

Das Meru-Gebirge.

Vierzehntes Kapitel.

Abmarsch der Väter nach Kilema — Flußübergänge — Beschwerlicher Marsch nach Moschi — Das Fort — Der Kibo und Landschaftliches — Die Wadschagga — Übergabe der Station an v. Wißleben — Herr v. Eltz — Sultan Mandara — Moschis Klima — Schauri mit den Massaiführern — Heuschrecken.

Während der Nacht traten starke Gewitterregen ein und es regnete auch den ganzen Vormittag fast beständig, so daß Johannes vor halb elf Uhr das Lager nicht abbrechen wollte. In diesen Regionen hatte die kleine Regenperiode bereits begonnen.

Um zehn Uhr marschirten die Patres Rohmer und Blanchard mit ihren Missionsknaben und Trägern direkt nach Kilema ab, nachdem wir uns noch herzlich verabschiedet hatten. Beide

Herren litten indessen am Fieber. Von ihnen sah ich später nur Blanchard wieder, welcher von Kilema nach dem nahe gelegenen Moschi gekommen war, um über den Zustand der Mission günstiges zu berichten. Die Väter werden dort nicht allein unter deutscher Flagge ein Dorf gründen mit Hilfe von in ihrer Mission erzogenen Negern und vertragsmäßig in deutscher Sprache unterrichten, sondern auch Versuchs-Plantagen anlegen, um erst nach zweijähriger gründlicher Erfahrung aufmunternde Schritte nach dieser Richtung hin zu thun. Es wird sehr gut sein, wenn wir in

Gefährliche Passage in Kahe.

Deutschland die Ergebnisse dieser durchaus sachkundig und mit großen Opfern eingeleiteten Unternehmung abwarten, ehe dann am Kilimandscharo irgend welche Kolonisationsversuche gemacht werden.

Zu Beginn unseres Marsches mußten wir abermals zwei jener tunnelartigen Bomathore überwinden; dann kamen wir an einen Fluß, woselbst die vorausgegangenen Massaiweiber das Unglück gehabt hatten, mit dem Gangbrett einzubrechen und wir nun in sehr kunstvoller Weise an der schwankenden, aus dem Stamm der Raphiapalme gefertigten Geländerstange hinüberturnten, jeder nach seiner Façon. Weiterhin wanderte die

Expedition in grauenvoller Hitze durch die Kilimandscharo-Ebene; der Vortrupp sah dreißig Strauße, welche in einfältiger Verwirrung unter die Leute liefen, Zebras, Antilopen und Büffel. Der Marsch dauerte mit nur kurzer Unterbrechung und ohne daß wir vom frühen Morgen ab etwas zu uns genommen hätten, bis vier Uhr Nachmittag.

Um diese Zeit erreichte die Expedition, als am zweiunddreißigsten Tage nach dem Abmarsche von Pangani, ihr Endziel, die von Wißmann vor wenigen Monaten errichtete Militärstation Moschi, viertausend Fuß über dem Spiegel des Indischen Ozeans und Residenz des Wadschagga-Fürsten Mandara. Der letzte Teil unseres Weges gestaltete sich überaus beschwerlich, denn das Gelände stieg fast unvermittelt und steil aus der Ebene auf, war mit Felstrümmern und scharfkantigen Steinen übersäet und verlief gegen die Station hin in eine sehr tiefe Schlucht, an deren steilen Wänden der Pfad gefährlich und in häufigen Windungen entlang führte. Weil wochenlang in der Ebene zu gehen gewohnt, fiel den Soldaten und Trägern diese Strecke sehr sauer, obwohl sie doch alle das Ziel der weiten Wanderung und mehrere Rasttage vor sich sahen.

Das deutsche Fort Moschi ist mit sehr geringen Hilfsmitteln auf einem nach Ost, Süd und West steil und circa zweihundert Metern tief abfallenden Hügel erbaut. Auch gegen Norden setzt ein etwas weniger steiler Abhang, welcher in unmittelbarem Konnex mit dem Kilimandscharo-Massiv steht, an die Umzäunung an. Die äußere Umgebung wird von einer doppelten Pallisadenreihe, zwischen welcher aus der nächsten Umgebung herbeigetragene Steine in Brusthöhe aufgeschüttet sind, gebildet. Der Zugang ist im Südosten, nachdem man zwischen Felstrümmern etwa eine Viertelstunde lang mühsam emporgeklettert. Hier befindet sich die Hauptwache. Ein kleinerer, mit einer vierfachen Pfahleinzäunung geschützter Eingang ist auf der Nordwestseite, gerade gegenüber der Plantage und Residenz des Sultans Mandara, welche durch eine tiefeingerissene Schlucht vom Fort getrennt ist. Das letztere liegt bedeutend höher als Mandaras Dorf, wie es überhaupt, was sich ja bei militärischen Befestigungen von selbst versteht, die nächste Umgebung vollkommen beherrscht. Auf der Nordseite, im Angesichte des hier in herrlicher Klarheit seiner Felsengliederung, Schneefelder und Eiswände zu sehenden Kibo, hat Wißmann innerhalb des Fortgürtels einen Rundbau aus starkem Pfahl- und Astwerk konstruirt, dessen Parterreräume als Munitionskammern dienen und dessen flaches Dach von der deutschen Reichsflagge überschattet wird. Die Umzäunung ist zehn Fuß hoch und kann nur überblickt werden, indem

man an derselben emporklettert, so eng und fest stehen die Pfähle beisammen. Das Fort hat einen sehr geringen Umfang; es kann bequem nur ungefähr fünfundzwanzig Mann, zwei Offiziere, drei Unteroffiziere und deren Bedienung beherbergen. Die Gebäude sind nichts weiter als Lehmhütten mit Strohgiebeln, welche indessen, wie ich mich selbst überzeugte, auch sehr starke und andauernde Regengüsse pariren. Die Verlegung der deutschen Station von Arusha nach Moschi wurde teils aus politischen Gründen, teils weil im Lande Mandaras die Verproviantirung eine reichlichere ist, vorgenommen; es mögen dabei jedoch noch andere, mir nicht bekannt gewordene Rücksichten mitgewirkt haben.

Was nun die rein landschaftliche Situation von Moschi anbelangt, so ist sie über alle Vorstellung umfassend und großartig und ich gerate in ernste Verlegenheit, indem ich an die Schilderung derselben herantrete. Die pièce de résistance bildet natürlicherweise der die Höhe des Mont Blanc um viertausend Fuß überragende, in seinen Umrissen einen glockenförmigen Rundbogen von majestätischem Schwunge darstellende Gipfel des Kibo. Im oberen Drittel überzieht Eis und ewiger Schnee, gleich einer blütenweißen Haube und nur an ganz wenigen Stellen von Felszacken unterbrochen, diese einsame mitten in der Tropenwelt aufgebaute Höhe. Weiter nach unten fällt der Schneemantel durch immer kräftiger und schärfer sich einschiebende Kouloirs in reizvoller, höchst malerischer Gliederung gegen die Thalsohle ab. Die in der Entfernung dunkelblauen Felszacken und Schründe kontrastiren lebhaft mit den sie umgebenden Schneewehen. Mit dem Mawenzi, dessen beispiellose Zerklüftung auch Dr. Hans Meyer hervorhob, steht der Kibo in mäliger Schwingung durch einen Sattel in Verbindung. In der Mitte desselben sind zwei Erhebungen, die sogenannten Aschenhügel, sichtbar, welche — ein seltener Zufall — mit Schnee bedeckt waren. Die Entfernung zwischen den beiden Gipfeln beträgt in der Luftlinie gemessen acht Kilometer. Von der in einer Linie vom Roten Meere bis zur Merugruppe streichenden Reihe vulkanischer Erhebungen ist der Kilimandscharo der höchste, er mißt 6010 Meter*). Der Ostgipfel, Mawenzi genannt, erhebt sich heute nur noch bis zu 5355 Meter; seine den Kibo bei weitem übertreffende Zerklüftung läßt jedoch den Schluß zu, daß er früher höher gewesen ist, als dieser. Die Westseite des Kibo ist durch eine ungeheuere, teilweise von Gletscherbrücken

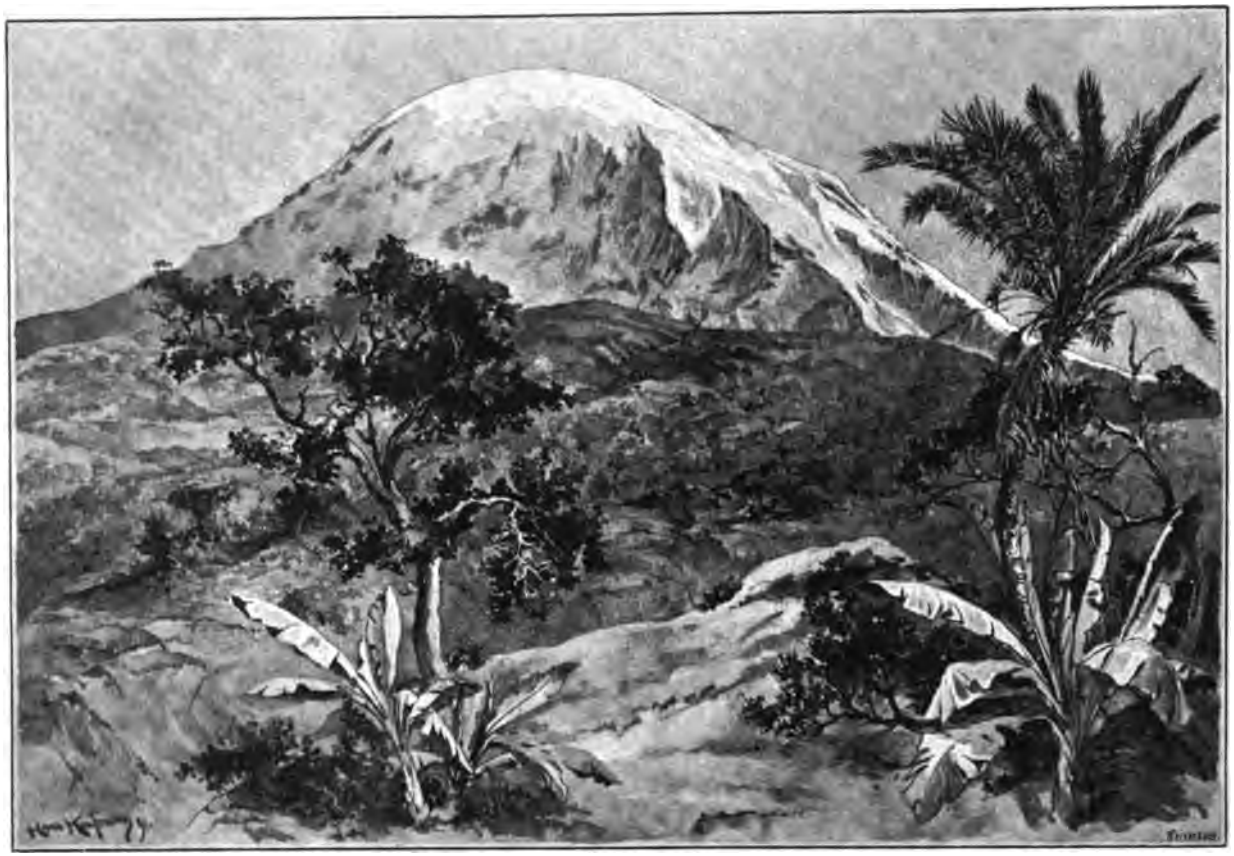
*) Der Kenia mißt 5600 Meter, der Ruwenzori nach beiläufiger Messung Stanleys 5650 Meter.

überspannte Kluft gespalten, an welche sich in westlicher Richtung der über 3500 Meter hohe Schirakamm anschließt, den man fast als selbständiges Gebirge betrachten kann. Auf dem Mawensi fehlen die Eisbildungen; an seinen furchtbar zerrissenen, von Vertikalspalten durchzogenen Steilwänden kann auch der Schnee nur in geringen Mengen haften bleiben. Der ganze Südabhang des Kilimandscharo bis weit in die Nyikasteppe hinein ist mit zerstreuten Eruptivbildungen von 20—150 Meter Höhe besetzt. In zahlreichen Stufen bauen sich die Abhänge des Gebirges aus ausgeworfenem Material und aus den übereinander geschichteten Lavaströmen auf. Der Nordabhang ist, weil vom Passatwinde nicht bestrichen, trocken, wasserlos und daher unfruchtbar. Für den Plantagenbau kommen also nur der Südwesten, Süden und Südosten in Frage. Auch hier reicht die Steppe sehr nahe an die Basis des Gebirges. Urgestein findet sich am Kilimandscharo nirgends; am Kibo ist das Grundgestein Nephelinbasanit, am Mawenzi Feldspatbasalt. Der Name „Kilimandscharo" ist nach Dr. H. Meyer eine Suahelibezeichnung und bedeutet „Berg des Geistes Scharo". Der Geist Scharo ist eine Art afrikanischer Rübezahl, der auch einen Berg in Bondei bewohnt und diesem gleichfalls den Namen „Kilimandscharo" gibt, an dessen Fuße die Plantage Lewa liegt und der auch als Landmarke den Schiffern dient. Die Wadschagga haben übrigens keinen zusammenfassenden Namen für das Gebirge, sondern sie bezeichnen den eisbedeckten Westgipfel mit „Kibo", d. i. „der Helle", den eisfreien Ostgipfel mit „Mawensi", „der Dunkle". — Die Besteigung des Kibo kann nicht auf einfachem Wege geschehen. Es gehört zu diesem Unternehmen eine sorgfältige und umfassende alpine Ausrüstung: Eispickel, Seil, Bergschuhe, Alpstock, ein warmes Zelt und ebensolche Decken. Sie nimmt drei Tage in Anspruch und es müssen zwei Höhenlager in 4000 und 5000 Meter bezogen werden. Da eine fast senkrechte, 70—80 Meter hohe Eiswand den Gipfel des Kibo umschließt, so vermögen nur geübte Alpinisten mit Erfolg an das Unternehmen heranzutreten. Bis heute ist dasselbe nur Dr. H. Meyer und seinem bewährten Alpenführer Purtscheller gelungen. Der schnee- und eisbedeckte Krater des Kibo hat einen Durchmesser von 2000 Meter und ist längst erloschen. —

Eine der interessantesten Erscheinungen am Kilimandscharo ist die Art und Weise, wie sich die Niederschläge bilden. Wenn nach Sonnenaufgang die Abhänge des Gebirges sich erwärmen und die erwärmten Luftschichten an Ausdehnung gewinnen, ziehen mit dem dadurch entstehenden Steigungswinde auch die von den Passatwinden herbeigeführten

Wasserdämpfe nach oben und verdichten sich in der unteren Urwaldregion zwischen 1800 und 2000 Meter zu beständig an Umfang wachsenden Haufenwolken. Der sich mehr und mehr erwärmende und verstärkende Bergwind trägt dieselben bis gegen Mittag in die Höhe des Aschenplateau in 4000 Meter, wodurch die beiden Gipfel den Blicken des in der Ebene weilenden Beobachters entzogen werden. Im Sommer jedoch streicht um die Gipfel der nördliche Kontinentalwind oder Antipassat und hält diese selbst frei von Gewölk, bis sich mit der steigenden Sonne auch in den höchsten Regionen wesentliche Temperaturverschiedenheiten zeigen. Demzufolge erstehen auf den Gipfeln leichte Nebelfahnen, die mit dem Kontinentalwind zwar abflattern und allmählich aufgelöst werden, auf den Eisfeldern des Kibo und den Felszacken des Mawensi jedoch stets neu gebildet werden und um Mittag auch die Gipfel vollständig einhüllen. Sind Nachmittag die Steigungswinde mit ihren Wolkenmassen bis zum Sattel vorgedrungen und umwehen sie die Spitzen, wodurch der Antipassat zum Stehen gebracht wird, dann erscheinen Kibo und Mawensi in unverrückbar feststehende Haufenwolken eingehüllt. Auf dem Sattelplateau zwischen Kibo und Mawensi treffen die Bergwinde von Süd und Nord gegen Mittag mit ihren Wolkenmassen zusammen, heben dieselben weit über die Gipfel empor und überliefern sie so dem Antipassat, welcher sie nach Süden treibt und zerteilt. Unter Abgabe von Niederschlägen und abnehmender Luftwärme und Bewegung lösen sich die Wolkenbildungen im Spätnachmittag langsam auf, und die Gipfel kommen wieder zum Vorschein. Da indessen in den oberen Bergregionen die Abkühlung viel rascher von statten geht, als in den unteren, so geschieht es, daß der nunmehr von oben herabwehende kühle Abendwind auf die unteren wärmeren Luftschichten stößt und in dieser tiefen Zone eine kompakte, langgestreckte Wolke bildet, welche ringförmig das ganze Gebirge umzieht. Von dieser Wolke umschlossen sieht man den Kilimandscharo in den frühen Morgenstunden sowie vor Einbruch der Nacht. Der nächtliche Fallwind verursacht in den tiefen Regionen schließlich ziemlich ergiebige Niederschläge und so kommt es, daß das Dschaggaland seine regelmäßigen Nachtregen erhält. Volle Klarheit tritt erst gegen Morgen ein und dauert selten länger denn bis sechs Uhr.

Lassen wir nun den Blick nach Südwesten schweifen, so treffen wir auf eine nicht minder interessante Berggruppe. Es ist der Meru mit seinen Ausläufern, 15 700 Fuß hoch, in den Konturen dem Vesuv gleichend, sechs Tagemärsche von Moschi entfernt. Dieser Gebirgsstock ist noch gar



Der Kibo von Moſchi geſehen.

aus. Obgleich ihnen die Natur sehr vieles bietet, beschäftigen sich die Wadschagga dennoch fleißig mit Ackerbau und Viehzucht, überall finden wir Gemüsegärten und diese sowie die Viehweide besorgen die Weiber. Verschanzungen und Wasserleitungen durchziehen nach allen Himmelsgegenden die Dschaggaländer, welche in vierzehn Landschaften eingeteilt den Kilimandscharo umgeben. Ehemals führten diese Landschaften fast beständig grausame Kriege gegeneinander, indessen haben seit einer kurzen Reihe von Jahren ruhigere Verhältnisse Platz gegriffen und die Anwesenheit der deutschen Flagge wird viel zur Sicherheit des Landes beitragen. Das Dschaggaland unterhält Beziehungen zu den Wapare, Waarusch a, Taveta und Massaistämmen; mittelbar über Arusch a sogar nach dem Seengebiete. Mag das Klima in Moschi selbst auch nicht besonders gesund sein, so sind doch andere Teile des Dschaggalandes zweifellos höchst angenehm, für die Ansiedelung in jeglicher Form geeignet und jetzt schon von handgreiflichem Werte für die deutsche Kolonisation. Hier sehen wir einmal ausnahmsweise eine Landschaft, die sich auch nach Verzicht Englands für uns brauchbar erweist.

Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß ich von dem heißesten Wunsche beseelt war, die Exkursionen in diesem so wenig erforschten Gebiete nach allen Richtungen hin auszudehnen, dadurch meine Kenntnisse zu erweitern und auf jenen Standpunkt zu erheben, der rein wissenschaftliche Aufgaben beherrscht. Ich war mit dem stillen, aber um so brennenderen Entschluß hieher gekommen, vom Kilimandscharo nach dem Viktoriasee, wohin nur vierzehn stramme Tagemärsche geführt hätten, zu gehen, aber die Umstände waren mächtiger als mein Wollen. Erstens waren die Massai gerade nach jener Gegend hin getrieben worden, zweitens erschien die Strecke nach dem See so dürftig mit Lebensmitteln bestellt, daß ich eine große Viehherde hätte mit mir führen müssen, drittens endlich bewies Chef Johannes absolut kein Interesse daran, eine Verbindung nach dem See einzuleiten, hatte für ein solches Projekt auch keine Soldaten übrig. Abermals aus eigenen Mitteln jedoch konnte ich unmöglich eine Expedition von dem Umfange organisiren, wie er für ein derartiges Unternehmen unumgänglich ist. Aus dem gleichen Grunde mußte ich von einer Besteigung des Kilimandscharo Abstand nehmen, denn nicht jedem Reisenden steht ein solch kostspieliger Apparat zur Verfügung, wie ihn Dr. Hans Meyer gegen diesen Bergriesen ins Feld zu führen vermochte und ohne welchen er nicht zu bezwingen ist.

Zur Zeit unserer Ankunft hatte Herr v. Eltz, ein Mann von liebens-

würdigem Charakter, reicher Afrikaerfahrung und bekannt als vorzüglicher Schütze, ehemals in Diensten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die Station Moschi als Chef inne. Beigegeben war ihm noch Unteroffizier Schubert, ein junger Münchner, welcher mich selbstverständlich als seinen engeren Landsmann mit herzlichster Freude begrüßte. Ich versprach ihm, nach der Rückkehr seine in München lebende Mutter zu besuchen und hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, diesen Herzenswunsch des Sohnes, der sehr gerne am Kilimandscharo weilt, binnen kurzem erfüllen zu können*). Ferner beherbergte Moschi den in den Gefechten gegen die Wakiboscho durch einen Beinschuß verwundeten Serganten Noak. Die Kugel war noch nicht entfernt, und das Befinden des Kranken nicht günstig genug, um ihn nach der Küste befördern zu können. Noak befand sich übrigens in guter Pflege unter der Aufsicht eines englischen Arztes, Namens Dr. Baxtor.

Unteroffizier Schubert.

Am 22. März, vormittags zehn Uhr, fand die feierliche Übergabe der Station Moschi an v. Witzleben statt, während v. Eltz mit uns nach der Küste gehen und in den Verwaltungsdienst eintreten sollte. (Inzwischen sind v. Eltz und de la Frémoire von Major v. Wißmann für das Seenunternehmen gewonnen worden.) Die Besatzung von Moschi besteht dermalen aus den vorerwähnten Offizieren resp. Unteroffizieren und zwanzig Sudanesen.

Nachmittags vier Uhr begab sich Chef Johannes mit v. Eltz, v. Witzleben und mir zum Sultan Mandara. Der Weg nach seiner Residenz führt quer über eine tiefe Schlucht, auf deren Grund ein armseliges Bächlein, woraus ganz Moschi seinen Wasserbedarf deckt, dahinfließt. Auf der Höhe des jenseitigen Geländes angekommen, betritt man nach Passiren einer schwachen Boma sogleich den Hofraum, in welchem der Kraal

*) Leider fiel dieser tapfere junge Mann in einem Gefecht gegen die Warombo am 2. September v. Js.

Mandaras steht. Es ist ein höchst anspruchsloser Parterrebau von etwa vierzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite, welcher sich von den umliegenden Hütten nur durch seine viereckige Form unterscheidet. Mandara baut sich aber jetzt dicht daneben ein kleines Haus europäischer Konstruktion, dessen Dachstuhl zur Zeit unserer Anwesenheit schon aufgerichtet war.

Wir fanden den Dschaggafürsten auf einer sehr großen, mit wollenen Decken belegten Kitanda, von seinen zwei Lieblingsweibern umgeben, ruhend. Ein paar gut dressirte hübsche Jagdhunde begrüßten uns schweifwedelnd beim Eintritt.

Übergabe der Station Moschi an Chef v. Witzleben.

Auf den ersten Blick erkennt man in Mandara den bedeutenden Menschen. Sein Alter schätzten wir auf fünfzig Jahre, Baron v. der Decken sah ihn als zwanzigjährigen Jüngling im Herbst 1862. Die Züge sind intelligent, die Gestalt von imponirender Größe. Er spricht ruhig, fast leise, aber rasch und bewies während unserer Unterredung, welche in Kisuaheli geführt wurde, viel Schlagfertigkeit. Herr v. Eltz, der jahrelang mit ihm intim verkehrte, rühmt denn auch seinen großen Verstand und politischen Scharfsinn; Fragen politischer Natur behandelt er sehr geschickt und da er den Deutschen aufrichtig zugethan ist, so kann man ihm auf diesem Gebiete Vertrauen schenken. Ich weiß wohl, daß dieses Urteil

über Mandara in direktem Gegensatze zu der Schilderung steht, welche Dr. Hans Meyer von ihm gegeben, indessen unsere Eindrücke konnten zu keinem andern Resultate führen. v. Eltz hob besonders den Umstand hervor, daß er nun schon so viele Geschenke von Mandara empfangen habe, ohne sich anders als durch Versprechungen revanchiren zu können, und daß trotzdem sein Benehmen ein immer gleichmäßig liebenswürdiges geblieben sei. Der Sultan empfing uns freundlich, obwohl ihm die Gicht

Sultan Mandara von Moschi.

sichtbar Schmerzen verursachte. Johannes stellte ihm den neuen Stationschef vor, während v. Eltz sich verabschiedete. Die Massais waren bereits bei ihm gewesen, und hatten um Rückgabe ihrer Weiber gebeten. Johannes sagte, er würde gerne einwilligen, wenn sie Elfenbein bringen, aus der Gegend von Kisuani, Pare Mukujuni, Jipesee verschwinden und nach Sogonoi gehen wollte. Solange die beiden Chefs sich mit Mandara unterhielten, zeichnete ich ihn in mein Skizzenbuch, woran er keinen Anstoß nahm. Der Sultan sprach noch den Wunsch aus, zu den Gewehren,

welche ihm von unserem Kaiser gespendet worden waren, neue Patronen zu empfangen. An der Wand erblickte ich den aus gleicher Hand geschenkten Regulator, welcher indessen am Kilimandscharo ein thatenloses Dasein führte. Nachdem noch unsere Gefechte mit den Massai des Langen und Breiten erörtert worden waren, nahmen wir von Mandara herzlichen Abschied.

Massai-Anführer
wegen der Auslieferung der Weiber unterhandelnd.

Da die Räumlichkeiten der Station beschränkt waren, so schlugen wir unsere Zelte im Hofraume auf. Eine fast ununterbrochene Reihe von Gewittern entlud sich während unseres zweitägigen Aufenthaltes in Moschi; man sagte uns, daß hier am Kilimandscharo Regen ohne Gewittererscheinung eine Seltenheit sei. Der Boden des Hofraumes war nicht gepflastert, sondern nur mit gestampftem Lehm belegt; sobald es regnete, verwandelte er sich in einen unergründlichen Sumpf, das Regenwasser lief strömend unter den Zelten hindurch und tagsüber hatten wir immer ein Bleigewicht von Schmutz an den Fußsohlen. Wir gewannen daher nicht die Überzeugung, daß Moschi ein besonders gesunder Aufenthalt sei, fühlten uns vielmehr dort höchst unbehaglich und stets dem Fieber nahe. Mit großer Lebhaftigkeit legte sich v. Eltz für das herrliche Klima Moschis ins Zeug, aber Dr. Steuber in Pangani, welcher fachwissenschaftliche Untersuchungen angestellt hatte, mochte die

Ansicht des Herrn v. Eltz entschieden nicht teilen. So viel steht jedenfalls fest, daß die Wasserverhältnisse in unserer deutschen Station vieles zu wünschen übrig lassen und damit bleibt eine der ersten Vorbedingungen für gesundes Klima unerfüllt.

Am 23. März morgens acht Uhr kamen zwei Massai, wovon der eine ein Heerführer war, zum Schauri; Chef Johannes setzte ihnen die Gründe auseinander, weshalb wir mit ihnen Krieg führten. Den Umständen angemessen trugen sie sehr verdrießliche Mienen zur Schau, versprachen aber Frieden zu halten, das Gebiet zu verlassen, nach Sogonoi zu gehen und Elfenbein zum Austausch gegen die Weiber zu bringen. Die letzteren bleiben vorläufig auf der Station, die Kinder aber werden der englischen und französischen Mission übergeben und P. Blanchard war bereits hier, um sich seinen Part auszusuchen. Es wäre eitel Plauderei, aus den momentanen wenn auch scheinbar nachdrücklichen Erfolgen, welche wir gegen die Massai errungen hatten, irgend welche bestimmte Schlüsse hinsichtlich ihres zukünftigen Verhaltens zu ziehen. Es war die Aufgabe der Expedition, den Handelsweg nach dem Kilimandscharo endlich freizulegen und dauernd zu sichern; aber angesichts der Unübersichtlichkeit der Streitkräfte der Massai, die entsprechend ihrer Lebensweise in einem großen Territorium zerstreut und mit wechselnden Quartieren hausen, angesichts der Möglichkeit, daß sich mehrere Stämme zusammen verbünden und vielleicht irgendwoher heimliche Unterstützung finden, wäre es mindestens sanguinisch, heute behaupten zu wollen, daß die Karawanenstraße nach dem Kilimandscharo nun für jedermann ohne Gefahr zugänglich sei.

Im Laufe des Vormittags zog eine enorme Masse Heuschrecken, welche, ohne Übertreibung, den Himmel verdunkelten, über die Station in brausendem Fluge hinweg. Es waren noch nicht völlig entwickelte Tiere; sie flogen so rasch, daß nur wenige von ihnen zur Erde niederkamen. Ihre Richtung war genau von Süd nach Nord.

Am Jipesee.

Fünfzehntes Kapitel.

Abmarsch nach Taveta — Unerwartete Wendung — Wir gehen südlich durch den Busch nach den Sümpfen des Jipesees — Antreffen von sieben Rhinozerossen — Jagd auf dieselben — Eintritt der Regenzeit — Pare Serenda — Der gerade Weg ist nicht immer der beste — Auf den alten Schlachtfeldern — Ankunft in Kisuani — Simbodja und Muanamata schliessen Blutsfreundschaft.

Allmählich bereiteten wir uns zum Rückmarsche vor, die Soldaten der Expedition erhielten je hundert Patronen und Verpflegung für sechs Tage, letztere ebenso die Träger. Mandara sandte drei einfache Lasten und zwei Doppellasten Elfenbein unter Begleitung von einigen seiner Krieger, welche nicht nur das Elfenbein verkaufen, sondern sich auch unsere Stationen an der Küste ansehen sollten. Um ein Uhr wurde das Signal zum Abmarsch gegeben. Auf dem Wartturm wurden drei Kanonenschüsse gelöst, mit entfalteten Bannern, in fröhlichster Stimmung und in rascherem Tempo als jemals zuvor, weil es der Küste entgegen ging, setzte sich die Karawane in Bewegung. Nur

v. Eltz, der der langen Märsche entwöhnt war, vermochte der Situation keine guten Seiten abzugewinnen, raisonnirte viel und schien sehr erfreut, als wir um $5^3/_4$ Uhr am ersten Fluß, unter hohen Bäumen ziemlich zusammengedrängt, das Lager bezogen.

Wir hatten die Richtung nach Taveta, wo der englische Resident, also der Vertreter der Imperial British East Africa Company wohnt, eingeschlagen, weil derselbe gegen Herrn v. Eltz den Wunsch ausgesprochen hatte, uns zu sehen. Anderseits hatte sich Chef Johannes schon in Masinde vom Reichskommissär die Erlaubnis ausgewirkt, eventuell den Rückweg über Taveta nehmen zu dürfen. Es erschien ihm aber auch die Chance verlockend, den Massai am Südende des Jipesees in den Rücken fallen zu können, sollten dieselben ihren Versprechungen nicht nachkommen.

Um den Marsch nach Taveta fortzusetzen, brachen wir am 24. März um $5^1/_4$ Uhr die Zelte ab. Es waren verschiedene Gräben zu passiren, wodurch die geschlossene Marschordnung beeinträchtigt wurde; daher ließ Chef Johannes die Karawane gegen acht Uhr auflaufen. Von den Abhängen des Kilimandscharo, welche fast ausschließlich mit schattenspendenden Laubbäumen bewachsen sind, also eine merkliche Verminderung tropischer Vegetation aufweisen, gelangten wir schon nach diesen wenigen Stunden Marsch wieder in die deprimirende Umgebung der Dumpalmen und Dornengebüsche.

Die Expedition bewegte sich nur noch zwei Stunden von Taveta entfernt, als uns schwarze Eilboten des englischen Residenten entgegen kamen, welche einen Brief folgenden Inhalts überreichten: „I have been instructed by the Administration of the Imperial British East Afrika Company to protest against any German military display in our territory or in disputed territory. If you are merely passing down the coast as an ordinary caravan and you require food it will give me much pleasure to be honoured by a visit from you.“ „Seitens der Verwaltung der kaiserlich Britischen Ostafrika-Kompanie bin ich beauftragt, gegen jede Entfaltung deutscher Militärmacht in unserem oder in streitigem Gebiet zu protestiren. Wenn Sie nur als gewöhnliche Karawane nach der Küste reisen, und Nahrungsmittel bedürfen, so wird es mir viel Vergnügen machen, der Ehre Ihres Besuches teilhaftig zu werden.“

Chef Johannes hatte dem Residenten tags vorher geschrieben, in seiner Eigenschaft als Führer einer Karawane von 160 Soldaten und 150 Trägern, daß er komme, ihm die Empfehlungen des Majors v. Wißmann zu überbringen und um die Erlaubnis bitte, das englische Gebiet

durchschreiten zu dürfen. Trotzdem der Engländer aus freien Stücken den Wunsch geäußert hatte, uns zu sehen, so scheinen ihm später doch Bedenken darüber aufgestiegen zu sein, daß sich eine so stramme und starke Expedition wie die unsrige seinen eingeborenen Schützlingen zeige. Er fürchtete vielleicht, daß die Schwarzen Vergleiche anstellen würden, welche mindestens vorläufig nur zu ungunsten des britischen Ansehens ausfallen konnten. Anders vermochten wir uns diesen plötzlichen Witterungswechsel nicht zu erklären. Chef Johannes rief die Offiziere und auch mich zum Schauri zusammen. Da wir uns für keine gewöhnliche Karawane halten konnten, der Engländer bereits vorher gewußt hat, daß Herr v. Elß mit wenigstens hundert Mann kommen würde und erst hernach die Einladung ergangen war, so beschlossen wir, nicht nach Taveta zu gehen, sondern in unserem Gebiete zu bleiben. Proviant hatten wir ja für sechs Tage. Dem Engländer ließ Johannes „Salaam" sagen und ihm mitteilen, daß wir nach dem Ugueno-Gebirge marschiren würden.

Chef Johannes hat mich zwar s. Z. ersucht, von diesen Vorgängen nichts in meinen Berichten zu erwähnen. Sein darüber referirendes dienstliches Tagebuch wurde aber, kurz nachdem ich den afrikanischen Boden verlassen hatte, dem Berichterstatter des „Berliner Tageblatt" anscheinend ohne irgend welchen Vorbehalt seitens Chef Johannes eingehändigt und so kam es, daß das Berliner Blatt über Ereignisse innerhalb unserer Expedition berichten konnte, welche ich als offizieller Referent zu verschweigen gebeten worden war. Diese Sachlage entbindet mich selbstverständlich von dem Johannes gegebenen Versprechen.

Gleich nachdem die Episode mit dem Briefe des englischen Residenten vorüber war, begegnete uns der englische Missionar Mr. Steggal aus Moschi, welcher von Taveta kam. Da er seinerzeit von Wißmann darüber belehrt werden mußte, daß es den christlichen Kulturbestrebungen in Afrika kaum förderlich sein dürfte, unter den Schwarzen ohne Hosen einherzuwandeln, so trug er diesmal einen kompletten Anzug, darüber den gerollten Mantel, Feldflasche und Schnappsack, fühlte sich aber augenscheinlich unbehaglich darin.

Den Weg nach Taveta verlassend, schwenkten wir mit rechts um nach Süden ab, mitten durch den Busch, wo es gar keinen Weg gab. Eine Reihe steiler, dürftig bewachsener Hügel, die wir am Jipesee nur von ferne gesehen hatten, vermehrten die Unübersichtlichkeit des Terrains. Aber was in der Folge noch schlimmer erschien, war der Umstand, daß wir nun abermals jene entsetzlichen Sümpfe durchqueren mußten, welche

allen Teilnehmern der Expedition seit dem 19. März noch in frischester Erinnerung geblieben. Hätten wir die Nachricht von dem Engländer früher bekommen, so würden wir schon vorher abgebogen und einen passenderen Weg gegangen sein. Im weiteren endlich entging uns der Vorteil, eventuell am Südende des Jipesees gelegene Massaikraals überrumpeln zu können.

Die Vorsehung entschädigte uns indessen durch das Antreffen einer ungeheueren Menge von Großwild, insbesondere Büffel und Zebras; innerhalb weniger Stunden kreuzten sieben Rhinozerosse die Karawane, darunter ein Weibchen mit Jungen, welches Johannes, de la Frémoire und ich bis zur Atemlosigkeit verfolgten, ohne es durch einen wohlgezielten Blattschuß zur Strecke bringen zu können. Wegen ihres reizbaren Temperamentes sind diese großen, nur scheinbar unbeholfenen Tiere mehr zu fürchten als Elephanten, Büffel oder Flußpferde. Wenn sich ein Nashorn umwendet, nachdem es durch eine leichte Wunde erzürnt worden, so ist selten ein Entrinnen möglich und sein gemächlicher Trab übertrifft an Geschwindigkeit selbst vorzüglich laufende Menschen. Obwohl wir mit möglichster Schnelligkeit den beiden ohne Umsehen voraus trabenden Ungetümen über die Büsche hinweg nachsetzten, vermochten wir doch nicht nahe genug zu kommen, um einen Treffer abzufeuern. Alle diese großen Tiere erlegt man am leichtesten durch einen Schuß auf das Kniegelenk oder das Schulterblatt. Die Rhinozerosse wechseln die Farbe je nach dem Sumpfe, in welchem sie sich wälzen; so erscheint das eine Tier gleichmäßig schwarz, das andere, namentlich wenn es längere Zeit auf dem trockenen Sandboden zugebracht hat, rötlich oder ins gelbliche spielend.

Um 1¼ Uhr langten wir am Ausfluß des Jipesees an, an derselben Stelle, wo am 19. März der unvergeßliche Übergang über den tiefen Sumpf stattgefunden hatte. Diesmal dauerte die unangenehme Prozedur wiederum volle fünf Stunden, aber wir ließen unsere Kleider von den Trägern an das andere Ufer bringen und ergötzten uns eine geraume Weile in den raschen Fluten, auf solche Weise der Situation die beste Seite abgewinnend. Nahe dem Flusse, dort wo die üppige Sumpfflora die Wüste berührt, wurde für diesen Tag das Lager bezogen. Während der Nacht regnete es unter heftigem Donner und Blitz in Strömen. Wir ließen uns indessen die gute Laune nicht verkürzen, sondern nahmen fröhlich plaudernd den Thee im Zelte ein. Ein weniger beneidenswertes Los fiel den armen Soldaten und Trägern zu, welche fast jeden Schutzes gegen den Regen entbehrten und in dieser Verfassung bis zum folgenden

Morgen ausharren mußten. Ich gestattete Seliman dem Koch, Ali meinem Führer und zweien der Träger, in meinem Zelte die Nacht zuzubringen, um an den folgenden Regentagen abwechselnd auch die übrigen meiner Leute dieses Vorteils teilhaftig werden zu lassen. Als ich aber in der Nacht einmal Licht machte, bemerkte ich, daß sich eine ganze Anzahl der Träger heimlich eingeschlichen hatte und mein Zelt derart vollgepfropft war, daß ich es der Ausdünstung wegen nicht mehr zu ertragen vermochte. Ich verwies daher sämtlichen Leuten den Aufenthalt in meinem Zelt, auch Ali und Seliman, weil sie das Hereinkommen der übrigen begünstigt hatten.

Für einen sehr großen Teil unseres ostafrikanischen Schutzgebietes, hauptsächlich aber für die Straße nach dem Kilimandscharo bedeutet der Eintritt d. h. die volle Entwickelung der Regenzeit das fast gänzliche Stocken des Verkehrs nach dem Innern. Ebenso natürlich für die Verbindung nach der Küste. Daß schon jetzt die Regen mit solcher Häufigkeit und Dauer niedergingen, erfüllte uns mit einiger Sorge. Denn wenn wir auch ein Abgeschnittenwerden nicht unmittelbar zu fürchten hatten, so konnten uns doch reißende Gewässer und unpassirbare Sümpfe zwingen, anstatt im Thale auf dem unwegsamen Kamm der Gebirge den Weg nach der Küste zu suchen. Dort wo wir auf der Ausreise nur Sandboden und dürre Grasstoppeln angetroffen hatten, waren nun weite Flächen mit saftigem, hochaufgeschossenem Grase bestanden, aber schwärzlicher Morast bedeckte die Pfade und unterbrach auch häufig auf breiteren Strecken die jungfräuliche Vegetation. Die Regenzeit bricht nicht plötzlich herein, sondern wird durch vereinzelte meist von Gewittererscheinungen begleitete Niederschläge eingeleitet. Diese Zeit, welche noch keine eigentlichen Marschhindernisse schafft, ist für Expeditionen die angenehmste. Leider jedoch von kurzer Dauer. Der Himmel ist nicht selten den ganzen Tag über bedeckt und die Tropensonne wird dadurch, wenn dies mehrere Tage andauert, in einer Weise abgeschwächt, wie man das nicht für möglich halten sollte. Dann ist die Luft empfindlich kühl, man kann recht gut einen Regenmantel aus Gummistoff vertragen und hüllt sich des Nachts in zwei wollene Decken ein. Die sonstige Schlaffheit des Körpers, nicht minder des Denkvermögens weicht einer nur in Europa gekannten Muskel- und Nervenspannkraft. Das ist für strapazirte Afrikareisende eine schöne, aber wie gesagt nur kurze Zeit der Erholung. Und solcher Tage waren uns einige beschieden. Es kam dabei nicht in Betracht, daß wir manchmal mit den Schuhen im Schlamm stecken blieben, daß der Regenmantel nicht immer zur Hand war, wenn uns ein Guß überraschte

und die Pfade im allgemeinen noch beschwerlicher als vordem erschienen, die Aufrichtung der Kräfte hielt alledem ein überlegenes Gegengewicht. Nicht selten, wenn der Gewitterwind das dürre Laub durch die Bäume trieb, mußte ich mich gewaltsam daran erinnern, daß wir nicht in der lieben Heimat, sondern fern im Innern Afrikas weilten.

Den 25. März. Um 5¼ Uhr marschirten wir nach Pare Serenda ab. Um dahin zu gelangen, muß auf mehrstündigem Umwege ein bewaldeter Ausläufer des Ugueno-Gebirges umgangen werden. Unser ganzes Sinnen und Trachten konzentrirte sich verzeihlicher Weise auf den Gedanken einer möglichst baldigen Rückkehr nach der Küste. So betrachteten wir schon von ferne mit wenig günstigen Blicken diese Waldecke und keinem kam es überraschend, als Frémoire den Vorschlag machte, doch kurzerhand den Weg quer über das Gebirge zu nehmen. Der Anschein gab ihm völlig recht, indem er sich von solchem Unternehmen keine erheblichen Schwierigkeiten versprach, nur Johannes, durch frühere Erfahrungen mißtrauisch geworden, erhob etliche Einwände, die wir aber nicht gelten lassen wollten. Als die Karawane so recht mitten im Busch war und an ein Zurückgehen nicht mehr gedacht werden konnte, als wir an einem halben Dutzend bisher unsichtbarer Schluchten auf- und abgesucht hatten, um einen Übergang für die Träger zu finden, als die Soldaten ihre Yatagane an dem dichten, den Weg versperrenden Gezweige schartig gehauen hatten und drei Stunden Zeitverlust verzeichnet werden konnten, da sahen wir wohl ein, daß der gerade Weg doch nicht immer der beste ist. Nachdem der ominöse Bergrücken überwunden war, wurde ein Halt gemacht, da man von verschiedenen Seiten Viehgebrüll gehört haben wollte. Johannes sandte einen Zug Sudanesen in der Richtung nach dem Jipesee; er kam indessen nach einer halben Stunde mit der Meldung zurück, daß weder von Vieh, noch von Massai etwas zu sehen sei. Ankunft in Pare Serenda um halb 1 Uhr. Es wurde den Leuten erlaubt, Zuckerrohr zu schlagen und der Jumbe Mguero bestellt, um ihn dafür zu entschädigen.

Schon hier erhielten wir die Nachricht, daß die Massai über den Pangani-Fluß gegangen seien. Kurz nachdem wir um drei Uhr abmarschirt waren, kamen wir an den von uns seinerzeit in Brand gesetzten Massaikraals vorüber. Nur ganz wenige Hütten waren stehen geblieben, die übrigen bildeten eine stellenweise über einen Fuß hohe Aschenschichte, auf welcher angekohlte Häute, zerbrochene Geräte und Viehkadaver umherlagen. Eine große Anzahl Geier, die uns schon von weitem aufgefallen waren, umkreiste diese Stätten der Verwüstung.

Um fünf Uhr gelangten wir nach Pare Muleni, demselben Platz, wo wir nach den heißen Kämpfen des 17. März das Nachtlager bezogen hatten. Die Wapares zeigten sich heute bedeutend zutraulicher; sie hatten ihre bebauten Felder schon weit in die Ebene vorgeschoben, nachdem sie sich jetzt vor den Massais sicher wußten. In der Nacht fiel wiederum starker Regen.

Am 26. März passirten wir bei bedecktem Himmel und in flottem Tempo Pare Mukujuni und Maji Kununua. Auch hier behaupteten die Leute, daß alle Massai sich über den Fluß zurückgezogen. Da die Witterung so günstig war, so marschirten wir noch etwas weiter als bis zum herkömmlichen Lagerplatz und schlugen die Zelte in der Ebene auf. In der Nacht fiel abermals Regen. Wir glaubten am folgenden Morgen sein Ende abwarten zu können, mußten uns indessen doch bequemen, den nassen Segen des Himmels den ganzen Tag über uns ergehen zu lassen. Um halb elf Uhr ließ Johannes die Expedition sammeln. Es war nämlich von den Wapare behauptet worden, daß hier rechtsab vom Wege in einer Schlucht Massai säßen, und Johannes formirte nun eine Abteilung von neunzig Mann und ging mit diesen sowie v. Eltz und Prince nach der bezeichneten Richtung ab, während de la Frémoire die übrigen Zulus, ich einen Zug Sudanesen direkt nach Kisuani führen sollten. Alles vollzog sich in vollkommenster Ordnung, wir langten um sieben Uhr dortselbst an, fanden dort die zurückgelassenen Soldaten und Reittiere, aber nach einer Stunde kamen auch Johannes, Eltz und Prince naß bis auf die Haut, ohne einen einzigen Massai gesehen zu haben. Dies verdroß namentlich Herrn v. Eltz auf das schwerste, da er sich doch auch gerne noch ein bißchen mit den Massai herumgeschlagen und Beute gemacht hätte, um die er uns einigermaßen beneidete.

Muanamata war von der andern Seite des Gebirges gekommen, um uns seinen Gruß zu bringen, schenkte ein Schaf und eine Ziege und that ungemein erfreut über die Erfolge der Expedition. Die Massai hatten ihm früher alles Vieh gestohlen und seinen Sohn erschlagen. Er wollte sich sofort nach der Regenzeit im oder am Fuße des Ugueno-Gebirges bei Maguera anbauen, was für die deutschen Interessen von großem Vorteil wäre, weil dann die Karawanenstraße dort vorbeigehen, also in unserem Gebiete bleiben und nicht über englisches Territorium führen würde. Von Kisuani aus schrieb Johannes nach Moschi, daß Muanamata von der Station unterstützt werden solle, da die Wapare seinem Vorhaben möglicherweise Hindernisse bereiten könnten. Später fand ein Schauri

zwischen Simbodja und Muanamata statt. Beide klagten sich gegenseitig des Diebstahls ihrer Sklaven an, wie sie sich überhaupt seit Jahren vice versa berauben. Johannes las ihnen eine schneidige Epistel über Sklavenraub und verbot ihnen, untereinander Krieg zu führen, da das Land jetzt uns gehöre und nur wir in demselben über Krieg und Frieden zu entscheiden hätten. Nach längerer Verhandlung ließ Simbodja die achtzehn geraubten Weiber, Männer und Kinder aufmarschiren, welcher Akt mit der feierlich vollzogenen Blutsfreundschaft zwischen den beiden Gegnern besiegelt wurde.

Landſchaft am Pangani.

Sechzehntes Kapitel.

Briefe aus der Heimat — Eine Giraffe erlegt — Ankunft in Maſinde — Korogwe — Wieder in Lewa — Dreiundzwanzigſtündiger Marſch nach Pongwe — Meine Ankunft in Pangani — Einzug der Maſſai-Kilimandſcharo-Expedition — Entbehrungsvolle Überfahrt nach Sanſibar und Marſch durch die Inſel — Ankunft im Poſthotel zu Sanſibar.

Am Vormittag des 30. März, als wir rüſtig vorwärts ſchreitend, ſchon Kihungwe hinter uns hatten, geſchah ein Ereignis, welches die deutſchen Teilnehmer der Expedition in die freudigſte Aufregung verſetzte. Im Walde kamen uns drei Boten entgegen und brachten in umfangreichen Felleiſen verſchnürt Briefe und Zeitungen aus der Heimat. Für mich war nichts dabei, der Sachlage gemäß konnte es wohl auch nicht ſein,

da man mich zu Hause noch weit im Innern vermutete. Trotzdem quälte mich die Empfindung eines Kindes, welches bei einer Weihnachtsbescherung leer ausgegangen ist. Erst wenn man so recht weit von seinem Vaterlande und den Seinigen entfernt lebt, kommt man zur vollen Erkenntnis, daß vielgestaltige, unzerreißbare Fäden uns mit jenen beständig verknüpft halten.

Ehe wir gegen Abend das Lager in der Ebene bezogen, jagten Johannes und v. Eltz eine kolossale Giraffe auf. Es war höchst interessant zu beobachten, wie das große Tier, auf dem Rande einer Terrainfalte sorglos einherschreitend, sich einer Silhouette gleich vom gelb leuchtenden Abendhimmel abhob. Schon nach einer Viertelstunde lag die Giraffe, deren ungeheure Dimensionen Erstaunen erregten, von einem Kopfschuß getroffen, auf der Strecke. Ohne des schönen Felles zu achten — die Konservirung wäre auch zu zeitraubend gewesen — zerschnitten die Soldaten das Fleisch, um es an den Lagerfeuern zu braten.

Am 31. März waren wir nur noch drei Stunden von Masinde entfernt. Abermals kam uns heute ein Bote entgegen, jedoch nicht mit froher Botschaft, sondern mit der Nachricht, daß in Masinde die Pocken herrschten und die Karawane das Dorf nicht betreten dürfe. Vom persönlichen Standpunkt aus betrachtet, muß ich gestehen, daß mir diese neue Wendung nicht ganz unwillkommen war; würde doch dann Johannes, anstatt wie er es vor hatte, auf diesem äußersten Posten der Civilisation einen Rasttag zu halten, sogleich weiter marschiren und Lager in dem reizenden Naturparke von Mombo beziehen.

Gegen Mittag langten wir an den schattigen Ufern des Masinde-Baches an. Während die Truppen und Träger unberührt von dem Verkehr mit den Eingeborenen Siesta pflogen, begaben sich die Offiziere und ich nach dem Fort. Dort sah es ziemlich trübe aus; das Kommando hatte nur ein Unteroffizier, weil ja Premierleutnant Sulzer vom Fieber ergriffen nach der Küste gebracht worden war; von der Besatzung war der größte Teil krank und fast gar keine Provisionen mehr vorhanden. So fehlte es thatsächlich am Notwendigsten. Nachdem wir schon seit geraumer Zeit weder Salz, Zucker, Kognak, noch Streichhölzer besaßen, hofften wir bestimmt, das eine oder das andere in Masinde ergänzen zu können, aber dort hatten sie selbst nichts zu beißen. Chef Johannes übergab nun die Station dem Befehle von Leutnant Prince. Unter den obwaltenden Verhältnissen war dieses freilich für letzteren kein verlockendes Avancement, aber er vertraute seinem guten Stern, der ihn hoffentlich recht bald an ein günstigeres Plätzchen führen würde. Wir waren auch,

indem der Marsch nachmittags fortgesetzt wurde, noch keine zehn Kilometer weit gekommen, als thatsächlich ein Sergeant mit Askaribegleitung heranrückte, welcher vom Reichskommissariat in Bagamoyo Ordre hatte, die Station Masinde zu übernehmen.

Rasch folgten nun die Ereignisse aufeinander. Der 1. April sah die Expedition in Korogwe, am Beginn der Plantagenzone; Mimosen, Stachelkakteen werden seltener, an ihre Stelle tritt hohes, fettes Schilfgras und in die Vegetation mischen sich immer häufiger Bananen und Kokospalmen, deren nahrhafte Früchte wir mit Wonne genossen. Das Terrain hingegen gestaltet sich, je näher man der Küste kommt, desto beschwerlicher; die Pfade sind hohl, enge und steil, mit tiefem Sand und Gerölle bedeckt. Gleich nach dem Abmarsch von Mombo, als ich mich eben im blütenweißen frischen Tropenanzug auf den Esel gesetzt hatte, stolperte derselbe und warf mich mitten in den Fluß. Der eigentliche Sünder war v. Elz' Esel, welcher von der steilen Uferböschung abgerutscht war und meinen Sancho ins Wanken gebracht hatte. Die Ankunft in Mauri erfolgte um halb sechs Uhr abends; dort fand ich zu meiner unermeßlichen Freude Briefe aus der Heimat vor.

Am folgenden Tage drang das Gerücht zu uns, daß am 5. April der deutsche Dampfer, mit welchem ich die Reise nach Mozambique und Delagoabay fortsetzen wollte, in Sansibar eintreffen würde. Um dieses Schiff zu erreichen und einen so raschen und günstigen Anschluß nicht zu versäumen, mußte ich meine Marschleistungen um ein Bedeutendes erhöhen. Am 2. April mittags ein Uhr, nachdem ich schon seit dem frühen Morgen marschirt war, trennte ich mich daher in Mruasi von der Expedition und setzte meinen Weg nach der Küste allein fort. Ich hatte nur vier meiner besten Leute, jedoch weder Zelt noch Bett noch Provisionen mitgenommen, weil ich in Lewa Quartier und in dem nahen Tschogwe ein Boot zu finden hoffte, mit welchem ich den Pangani hinabfahren könnte. Mir schlossen sich noch vier Uniamwesi, einen ungeheueren Elephantenzahn tragend, an. Schon um sechs Uhr abends traf die kleine Karawane auf der Plantage Lewa, unrühmlichen Angedenkens, ein. Schröder stand am Wege. Wir waren schon seit unserer ersten Begegnung keine besonders guten Freunde gewesen, aber zu einem offenen Konflikt war es zwischen uns noch nicht gekommen. Inzwischen aber mußte Wißmann oder einer seiner Offiziere auf Grund meiner Berichte über Lewa ihm Vorstellungen gemacht haben, denn Schröder empfing mich keineswegs liebenswürdig. Solches erkennend, verzichtete ich selbstredend sofort auf den Aufenthalt in Lewa. Hierüber

geriet Schröder in großen Zorn und um sich den Anschein zu geben, als ob er mich weggeschickt hätte, rief er seine Askaris herbei und ließ meine Leute aus dem Stationsbereich vertreiben, so daß die an der Sache völlig Unschuldigen nicht in der Lage waren, sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen. Um den peinlichen Eindruck zu verstärken, erschien auch Kurt Töppen dort wieder auf der Bildfläche.

Indem ich die Gastfreundschaft Lewas ausschlug, sprach ich ein großes Wort gelassen aus. Meine Leute waren mit nur kurzer Mittagsrast seit dreiviertel fünf Uhr auf den Beinen, hungrig und durstig und ich war nicht besser daran. In dieser Verfassung sollten wir noch sieben und eine halbe Stunde zurücklegen, in einem Terrain, welches wegen seiner steilen Pfade und des gänzlichen Mangels an Wasser gefürchtet ist. Denn der Pangani liegt weit im Süden, und durch den unwegsamen Busch uns dahin durchzuschlagen war unmöglich. Ich schickte Mrihi, noch ehe der Marsch fortgesetzt wurde, um in der Nähe von Lewa nach Wasser zu fahnden, aber der Versuch mißglückte. Wir marschirten nun die ganze Nacht hindurch und langten früh halb fünf Uhr in total erschöpftem Zustande, nachdem wir fast dreiundzwanzig Stunden ununterbrochen gegangen waren und seit dem vorhergehenden Mittag nicht einmal einen Schluck Wasser gefunden hatten, in Pongwe am Pangani an.

Selim ben Nasr, welcher in Pongwe eine Plantage besitzt und sich mir auf der Hinreise schon sehr freundlich gezeigt hatte, ließ eine Kitanda, wollene Decken und ein Kissen herausbringen, damit ich mich ausruhe. Ich nahm nur ein wenig Wasser zu mir und erwachte erst nach fünfstündigem erquickendem Schlafe dadurch, daß mir jemand auf die Schulter klopfte. Dieser jemand stand vor mir in Gestalt eines strammen salutirenden Unteroffiziers der Schutztruppe. Ich traute meinen Ohren kaum, als er mir meldete, daß das Stationsboot von Pangani unten am Flusse bereit liege, um mir den Rest des beschwerlichen Marsches nach der Küste zu ersparen. Diese in meiner Lage so hochwillkommene Fügung des Schicksals hatte ich der liebenswürdigen Vorsorge des Herrn v. Perbandt zu verdanken, welcher durch Eilboten von meinem Herannahen bereits unterrichtet war. Die Zeit der Abfahrt war in mein Belieben gestellt; man wird es indessen begreiflich finden, daß ich in jenem Augenblick kein Freund von langem Besinnen war. Nach einer Viertelstunde schon war ich mit meinem Gepäck und Ali, welchen der letzte Marsch am meisten mitgenommen hatte, einparkirt. Freilich gingen während unserer vierstündigen Fahrt auf dem Pangani starke Regengüsse fast ohne Unter-

brechung nieder, aber sie waren nicht imstande, die freudigen Empfindungen zu dämpfen, welche mir dieses sanfte und glückliche Ausklingen der mühseligen und zum Teil gefahrvollen Expedition bereitete. In meinem Wahne, daß nun alles zu Ende sei und mir nichts sonderlich Unangenehmes mehr zustoßen könnte, ahnte ich damals nicht, daß das „dicke Ende" sich erst später zeigen würde. Abends vier Uhr erreichten wir die Station und mit aufrichtigem Danke erkenne ich es an, wie sehr sowohl die Offiziere, als auch die Beamten des Usagarahauses zu Pangani*) bemüht waren, meinen Aufenthalt zu einem angenehmen und bequemen zu gestalten. Hier, wie überhaupt in den verschiedenen Phasen der Expedition, verfolgte mich komischer Weise nun auch wieder die Prophezeiung, daß mich sicher das Fieber ereilen würde, denn noch niemand habe eine Expedition mitgemacht, ohne hernach davon ergriffen zu werden. Ebendasselbe wurde mir gesagt, als ich von Sansibar nach der Küste ging, wie als wir nach dem Innern aufbrachen, indessen hat es sich gezeigt, daß mein widerstandsfähiger Körper all diese Prophezeiungen zu schanden werden ließ. Die Regel ist allerdings, daß Afrika jene, welche sich ihm, vertrauend auf ihr Glück und physische Kraft, hingeben, höchst ungern in tadelloser Verfassung wieder von dannen ziehen läßt; das Ende erscheint gewöhnlich in Form eines Empfehlungsschreibens an ein europäisches Krankenhaus. Es besteht auch ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen dem komfortablen Leben in einer Station an der Küste und einer von Entbehrungen, Aufregungen und Gefahren begleiteten Expedition in das Innere. Dort kann man bei mäßiger Lebensweise eine lange Reihe von Jahren ohne merklichen Schaden zubringen, hier schon nach wenigen Monaten aufgerieben sein. Daher rührt auch das häufige Gehen und Kommen unserer Offiziere und Mannschaften und das wird sich nicht eher ändern, als bis sicherere Zustände Platz gegriffen und die vielen Feldzüge aufhören. Zu leugnen ist freilich nicht, daß in puncto Mäßigkeit, namentlich was den Verbrauch von Bier und Champagner betrifft, in den Küstenstationen noch ein Erkleckliches zu leisten übrig bleibt.

Die nächsten Tage verliefen für mich in stiller Beschaulichkeit. Mit zum Teil sehr ansehnlichen Gaben belohnte ich die Leute, welche während der ganzen Dauer der an Strapazen so reichen Reise unentwegt zu mir gestanden waren.

*) Usagarahaus ist die übliche Bezeichnung für die Stationshäuser der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft", deren Depeschenchiffre auch „Usagara" heißt. Die Abbildung des Usagarahauses zu Pangani wurde schon oben S. 47 gegeben.

Am 4. April vormittags vollzog sich unter großem Gepränge und angesichts einer tausendköpfigen, im Festgewande erschienenen Volksmenge der offizielle Einzug der Massai-Expedition in das Fort Pangani. Die Gassen der Stadt sowie die Zugänge zur Station bildeten wahre Tunnels von Palmenzweigen, über welchen eine bunte Menge Wimpel lustig flatterte. Auf dem Fort war die Reichsmarineflagge geheißt. Ebenso wie bei dem Einzuge Wißmanns in Masinde verkündeten auch hier die Gesänge der Araber und Hindu den Anmarsch der Expedition. An der Spitze derselben, geschmückt mit einer Massaimaske aus schwarzen Straußfedern, in der Rechten einen Kriegsspeer haltend, schritt, im Vollbewußtsein seines Wertes, Simba, der Führer und Dolmetsch. Hinter ihm die Fahnenunteroffiziere, sodann de la Frémoire mit der Sudanesen-Kompanie, Chef Johannes in unnahbarer Haltung, desgleichen v. Elz, welcher zur Feier des Tages hohe Stulpenstiefel angelegt hatte, des weiteren Prince mit den Zulus und zum Schlusse die Trägerkolonnen. Herr v. Perbandt, obwohl leidend, hatte sich im Hofe der Station mit seinen Offizieren zum Empfange eingefunden. In dieser feierlichen Viertelstunde bedauerte ich herzlich, der Expedition vorausgeeilt zu sein, anstatt mich als tapferen Besieger der Massai von der Bevölkerung Panganis anstaunen lassen können!

Simba im Massaischmuck.

Am 7. April morgens fünf Uhr segelte eine kleine arabische Dhau, bis zum Rande mit Krummholz beladen, befehligt von dem biederen Sansibariten Mahosa Malia Bana, von der Mündung des Panganiflusses in das offene Meer hinaus. Auf dieser Dhau hatte ich mit meinen Habseligkeiten Quartier bezogen, um nach Sansibar überzusetzen. Gleich von Beginn der Fahrt an machte uns der im Aufnehmen begriffene Südwestmonsun viel zu schaffen und anders als durch beständiges Laviren war

an die Insel Sansibar gar nicht heranzukommen. In Pangani hatten „Sachverständige" gemeint, daß wir in längstens fünf Stunden drüben sein würden. Es war gut, daß ich diesem günstigen Prognostikon mißtraute und Lebensmittel mitnahm, die im Notfalle für einen Tag ausreichen konnten. Ohne wesentliche Fortschritte gemacht zu haben, jedoch immerhin bereits in Sicht der Insel, warf der Kapitän mit Einbruch der Nacht Anker, da er keine Ablösungsmannschaften hatte. Während der Nacht regnete es zu wiederholten Malen, aber ich vermochte mich und das Gepäck durch Wachstuchdecken vortrefflich dagegen zu schützen. Was mir Sorge machte, war vielmehr der schlechte Wille des Dhauführers und wie diese Fahrt unter solch ungünstigen Umständen schließlich enden würde. Gegen Sonnenaufgang zogen die Schwarzen das dreieckige Segel wieder empor, was eine gute halbe Stunde in Anspruch nahm und dann gondelten wir wieder los. Es waren noch zwei andere Dhaus mit uns zu gleicher Zeit von Pangani ausgesegelt, die viel größere Fortschritte machten und in der Richtung gegen Sansibar schon fast außer Sicht erschienen. Dies ärgerte mich, weil mein Kapitän, wenn er nur wollte, recht gut ebenso weit hätte sein können. Aber der hatte einen Christen an Bord und besonders brauchte man sich darum nicht anzustrengen. Zum Frühstück gab es heute auch nichts, und darüber, wo ich mittags speisen sollte, waren noch keine näheren Bestimmungen getroffen. Inzwischen verstärkte sich der Gegenwind mehr und mehr und sehr rasch schwand damit die Hoffnung, wenigstens heute Abend in Sansibar einzulaufen. Wenn das Schiff unter dem Winde lag, so sausten wir pfeilschnell dahin, ohne in der Zielrichtung nennenswertes zuzugewinnen. Mit meinen Plänen war ich schon längst fertig, noch ehe Malia Bana es vermuten konnte. Als wir nahe unter die Nordwestspitze der Insel Sansibar gekommen waren, rückte ich in energischem Anlaufe dem Kapitän mit meinen Vorschlägen auf den Leib. Ich verlangte von ihm, daß er mich hier an Land setze und ich wollte ihm trotzdem den ausbedungenen Fahrpreis nach Sansibar bezahlen. Denn für mich galt es jetzt vor allem, aus einer Lage, in welcher ich mit aller Energie nichts zu meinem Vorteil herausschlagen konnte, zu entrinnen. Einmal festen Boden unter den Füßen, gab es Mittel und Wege vorwärts zu kommen, und hinsichtlich dessen war ich von größtem Vertrauen erfüllt. Malia Bana war mein Vorschlag keineswegs unangenehm, er hielt auf das Land zu und nach kurzer Zeit stand ich mit meinen sieben Sachen, zwar mutterseelenallein, aber *frei*, auf dem weißen Dünensande, acht Marschstunden von der Stadt Sansibar

entfernt. Zunächst barg ich mein Gepäck und die erbeuteten Massaiwaffen unter den Büschen am Meeresufer derart, daß mich die Schwarzen auf dem Schiffe nicht beobachten konnten. Sodann schritt ich auf das Geradewohl landeinwärts mit dem Gedanken, daß mir mein gutes Glück wohl bald einen Menschen zuführen würde, den ich mit der Eigentümlichkeit meiner Lage erfolgreich beunruhigen könnte.

Gegen das Innere der Insel vorschreitend, gelangte ich sehr bald auf einen begangenen Fußpfad, der zwischen den Palmen hindurch nach einem kleinen Landsitze führte. Dort mußte man mich schon bemerkt haben, denn ein freundlich blickender Hindu kam mir entgegen mit der Frage, ob ich in irgend einer Hinsicht seines Beistandes bedürfe. Da mir die Niederlassung einen begüterten Besitzer zu haben schien und Pferd und Wagen auf den Plantagen in Sansibar nichts Seltenes sind, so äußerte ich den Wunsch, gegen gute Bezahlung nach der Stadt gefahren zu werden, denn meine Kräfte erschienen mir nicht hinreichend, um heute noch eine achtstündige Wanderung unternehmen zu können. Pferde indessen gab es nach der Versicherung des Hindu in dieser Gegend nicht, dagegen erbot er sich, binnen einer halben Stunde fünf Träger aufzutreiben, die meine Lasten noch heute nach Sansibar befördern sollten. Diese frohe Aussicht erfüllte mich mit Dankbarkeit und neuem Mut. Die Leute kamen wirklich kurz darauf anmarschirt, aber mir bangte einigermaßen, als ich die gut ausgefütterten, ersichtlich keiner besondern Anstrengung fähigen Gestalten betrachtete. Ob sie den langen Marsch aushalten würden? Mit möglichster Loyalität wurden die einzelnen Lasten verteilt und so weit schien jeder mit seiner Bürde zufrieden. Ich setzte mich, um die Leute in einem geregelten Marschtempo zu erhalten, an die Spitze.

In der aufregenden Sorge um die Erlangung von Trägern hatte ich den Umstand ganz übersehen, daß ich ja seit dem verflossenen Abend keine Nahrung zu mir genommen. Jetzt gönnte mir das eintönige Dahinmarschiren Muße, meine intimeren Empfindungen zu kontrolliren und da erwies sich nun der Hunger als der ungestümste aller Petenten. Nachdem wir daher ungefähr eine Stunde gegangen waren, sandte ich einen der Begleiter, Kokosnüsse zu kaufen, während wir übrigen unter einem schattigen Mango seiner Rückkehr harrten. Der Mann kam indessen nicht wieder. So sandte ich nach ihm einen zweiten, schließlich den dritten und vierten, jene zu holen. Vom letzten Träger mich zu trennen, schien doch nicht geraten, um nicht abermals auf dem wildfremden Stückchen Erde allein dazusitzen. Abderrahman stieg in den Büschen umher und rief nach allen

Richtungen, aber keine Antwort erfolgte. Plötzlich war auch er meinen Blicken entschwunden, auf mein Rufen antwortete nur der säuselnde Seewind und das Rauschen der zusammenschlagenden Palmenzweige. — Es war so unsäglich schön hier auf der einsamen, mit den erhabensten Reizen der Natur ausgestatteten Insel, daß mein Unmut über das Verschwinden der Träger gar nicht aufzukommen vermochte. Ich verglich diese paradiesische Umgebung mit der überwältigend trostlosen Öde der Massaisteppe, die verschwenderische Fruchtbarkeit Sansibars, das sorglose Wohlleben seiner Bewohner mit jenen Wüsten und dem gottverlassenen Dasein der wilden Massai, welches nichts anderes ist als ein unendliches Rauben, Zerstören und Morden. Jetzt, so nahe allen Genüssen einer tausendjährigen Kultur, fühlte ich schon ihre stärkende Kraft und war nicht unglücklich in einer Lage, die manch anderm als eine verzweifelte erschienen wäre.

Drei Viertelstunden saß ich so meinen Gedanken hingegeben und ohne sonderliche Kümmernis, als plötzlich alle fünf Mannen herangeeilt kamen mit nicht weniger als sechzehn Kokosnüssen. Was sollte ich mit so vielen beginnen? Genügt doch eine einzige, um den Magen vom Morgen bis zum Abend in sanfter Stimmung zu erhalten! Wahrscheinlich sollte das eine Entschuldigung abgeben für das lange Ausbleiben. Ich sagte nicht viel, aber mein veränderter schneidiger Ton belehrte die Leute, daß derartige Pausen, während welcher sie in irgend einer Spelunke Branntwein nehmen mochten, nicht nach meinem Sinne waren. Von jetzt ab gönnte ich den Trägern keinen Augenblick mehr Rast. Die Regenzeit war bereits über Sansibar gekommen, in weitausgebreiteten Sümpfen quackten die Frösche tausendstimmig, Bächlein waren zu reißenden Gewässern geworden, durch welche ich mich jedoch jedesmal tragen ließ, und erst gegen Abend gelangte die kleine Expedition auf höher gelegenes, trockenes Terrain, auf gute breite Sandwege. Die zumeist reichen Arabern gehörigen Nelkenpflanzungen, welche nicht eingefriedigt, sondern von jedermann offenen Fahrstraßen durchschnitten sind, wurden häufiger und bildeten endlich unermeßliche, kaum unterscheidbare Komplexe. Der Nelkenbaum, in Wuchs und Blattform, auch der Rinde dem Lorbeer ähnlich, wird nach altfranzösischer Art zugeschnitten und in Reihen gepflanzt, deren Perspektive da und dort eine geradezu großartige ist. Die Nelkenplantagen erfüllen mit ihrem herrlichen Duft weithin die Atmosphäre; obwohl er ungemein intensiv ist, übt er doch keine schädliche Wirkung auf die Kopfnerven aus.

Zu verschiedenen Malen versuchten die an lange Märsche keineswegs gewöhnten Träger, Halte zu veranstalten, worin sie von den Eingeborenen

unterstützt wurden, aber ich zeigte ihnen meine drüben in Afrika geschulten Zähne, eingedenk ihres Davonlaufens, und dann ergaben sie sich unter einigen herzhaften Seufzern in ihr Schicksal. Sah ich doch schon von ferne die Türme von Sansibar durch die Wipfel schimmern, die auf der Rhede liegenden Schiffe Willkommengrüße winken — wie sollte ich da nicht meine Schritte beflügeln! Freilich, mit dem Beflügeln hatte es plötzlich ein jähes Ende, denn ein quer im Wege stehender Stier, den ich auf die Seite drängen wollte, versetzte mir einen so heftigen Stoß in die Seite, daß ich eine Viertelstunde lang starke Schmerzen fühlte.

Die Dämmerung senkte sich auf die Insel hernieder. Jetzt mischten sich in die immer dichter auftretenden Gruppen der Eingeborenen einzelne Equipagen der Konsuln und Würdenträger, elegante Reiter und Spaziergänger, welche neugierigen Blickes dieses Detachement der Massaiexpedition betrachteten. Viele Eingeborene begrüßten irrtümlicherweise in mir den Bana Mkuba, nämlich Wißmann, vor welchem sie einen immensen Respekt hegen, und noch ehe wir die Stadtmauern erreicht hatten, war die Kolonne durch eine stattliche Schar Freiwilliger verstärkt.

Die Sansibariten schwelgten bereits im fröhlichen, lärmenden Feierabend, die elektrischen Lampen des Pharus warfen ihr hundertfältiges Licht über die in schwärzlichem Dämmer hingelagerte Meeresfläche, über die Korallenriffe und Dampferkolosse, als ich die Stufen des Posthotel hinanstieg und, empfangen von deutschem Gruß und Handschlag, das letzte „dicke Ende“ der Massai-Kilimandscharo-Expedition überwunden hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Der „Reichstag“ grüßt ſtumm die Rhede von Sanſibar — Einſchiffung auf demſelben — Lindi — Mozambique — Delagoabay — Dar-es-Salaam — Wieder in Sanſibar — Heimkehr.

Am 11. April 1891 geſchah es, daß der deutſche Poſtdampfer „Reichstag“ die Bevölkerung Sanſibars in nicht geringem Grade verblüffte. Er paſſirte, ohne ſich um die der europäiſchen Briefbeutel harrenden Dampfbarkaſſen zu kümmern, in ſchneidigem Kurs die Rhede und die einzige Höflichkeit, welche er der ſtaunenden und bald darauf heftig raiſonirenden Menge erwies, beſtand in einer ſtummen Flaggenhiſſung. Es war dies eines jener zu dieſer Zeit häufigen Anzeichen von ſelbſtändiger, auf die eigenen Bedürfniſſe zunächſt achtenden Initiative der Reichsregierung, welche ihren Schwerpunkt auf dem Feſtland etablirte und damit der Kaufmannſchaft Sanſibars, ja man darf behaupten, ſeinem Weltrange einen unheilbaren Stoß verſetzte. In dieſer Hinſicht beſteht keine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Deutſchen und Engländern. Aber ſofern wir überhaupt an dem, wenn auch langſamen Ausbau der oſtafrikaniſchen Kolonien feſthalten wollen, ſo bedeutete ein Verbleiben des Gouvernements in dem von engliſchen Intereſſen dicht umwebten Sanſibar ungefähr dasſelbe,

wie wenn ein Konkurrent gezwungen werden sollte, im Kontor des andern zu arbeiten. An der Küste, auf unserem eigenen Territorium, vermögen wir allein ohne Störung zu schaffen und so ist es für beide Teile besser. Von Europa kommend, laufen unsere Schiffe also zunächst Dar-es-Salaam und dann erst Sansibar an, um sich nach viertägigem Aufenthalt nach Lindi, Mozambique und Delagoabay*) zu begeben. Selbst wenn in Dar-es-Salaam die nötigsten Einrichtungen getroffen sind, so wird dennoch der allergrößte Teil afrikanischer Frachtgüter in Sansibar eingenommen werden, noch auf lange Zeit hinaus, bis die Erschließung des deutschen Schutzgebietes größere Fortschritte gemacht und die Konsumfähigkeit desselben zugenommen hat. Gegenwärtig beanspruchen die Bedürfnisse des Gouvernementplatzes den meisten Raum in den Woermann-Dampfern, indes wird das nicht lange dauern. In Lindi handelt es sich hauptsächlich darum, die Reichsflagge zu zeigen, viel mehr ist dort nicht zu holen, besonders seitdem die nahen Portugiesen es verstanden haben, durch günstigere Zollauflagen die aus dem Innern verkehrenden Karawanen auf ihr Gebiet und von Lindi abzuziehen, welches heute einen äußerst ruhigen Eindruck macht. Auch Mozambique und Delagoabay, letzteres von Westen her von britischen Schiffen umworben, bieten uns wenig Ausbeute. Auf ersterem Platze konkurriren je ein deutsches, englisches, holländisches und portugiesisches Haus, alle vier mit ziemlich gleichen Kräften, um den Vorrang auf dem Weltmarkte. Größere Wichtigkeit besitzt für die deutschen Interessen Quilimane wegen seiner Verbindungen mit dem Tanganjika und Nyassa; es wird von unseren Küstendampfern angelaufen, welche fast stets mit voller Ladung verkehren.

Auch mir bereitete der so mir nichts dir nichts durch Sansibar segelnde „Reichstag" eine empfindliche Enttäuschung, denn ich hatte nach einigen den Stempel der unfreiwilligen Muße tragenden Tagen in Sansibar gehofft, mit einem vollwichtigen Billet erster Klasse Sansibar-Delagoabay-Neapel abdampfen zu können. Nun hieß es wieder eine halbe Woche warten. Ich packte Palette und Pinsel aus und versuchte meine üble Laune in den glühenden Tinten tropischer Landschaften zu vergessen.

Endlich am 14. April kam der ersehnte Augenblick heran, in welchem ich den perfiden Festlandsgeruch vertauschen durfte gegen die frische Seebrise, die magere Kost und dürftige Einrichtung eines Sansibar-Hotels gegen die Abundantia eines europäischen Passagierdampfers. Zweiundvierzig Tage auf See, welch herrliche Perspektive! Allerdings nur für

*) Neuerdings wird auch Port Natal angelaufen.

jenen, den das Meer nicht in der Magengegend beunruhigt, aber die verehrten Leser werden schon bemerkt haben, daß ich nicht so leicht „umzubringen" bin. Am allerwenigsten hatte ich Ursache, eine lange Seefahrt zu scheuen.

Am Abend des folgenden Tages lenkte Kapitän Elson mit der ihm eigenen und hier auch notwendigen Vorsicht seinen „Reichstag" in Front der Station Lindi, die recht harmlos und malerisch, umgeben von Palmenwaldungen und grünen Hügelketten vor unseren Augen lag. Man kann mit dem Postdampfer nur bis auf zwei Seemeilen heran; die kleine Barkasse fährt darum eine halbe Stunde, bis sie das Land erreicht. Die Offiziere, an der Spitze Herr v. Eberstein und Bezirkshauptmann Ramsay, kamen im Stationsboot an Bord. Für diese von der Welt abgeschlossenen

Lindi.

Landsleute ist die Ankunft des Reichspostdampfers immer ein Freudenfest. Lindi lernte ich als die einzige Station kennen, welche einen befriedigenden Gesundheitszustand aufzuweisen hatte; seit langem war dort niemand krank gewesen. Mit unseren Niederlassungen sitzen wir Deutsche gerade an der ungesundesten Strecke Ostafrikas; nur die südlichsten und nördlichsten Plätze, also Mikindani, Lindi und Tanga haben ein merklich günstigeres Klima als die zwischenliegenden Stationen. Die meisten Kranken besitzen Pangani, Saadani, Bagamoyo und Dar-es-Salaam. Es scheint, daß die hier vorgelagerten Inseln Mafia, Sansibar und Pemba die Windverhältnisse und damit das Küstenklima nachteilig beeinflussen, insbesondere den erfrischenden Südwestmonsun, welcher mit Beginn der Regenzeit eintritt, nicht zur vollen Entwickelung kommen lassen. Denn die italienische Küstenstrecke mit dem Haupthafen Makdischu ist gesund, der Monsun weht dort aber auch mit aller Kraft.

Von Lindi nach Mozambique ist nur eine Tagereise. Lange bevor

man zur Einfahrt, welcher ein Riff mit Leuchtturm vorgelagert ist, beigedreht, gewahrt man längs der Küste sehr seltsame, pyramidenähnliche Gebilde, auch von steiler, konischer Gestalt, welche vulkanischen Ursprungs sind. Aufmerksame Beobachter konstatiren ferner eine erfreuliche Temperaturabnahme. Aus der Anfang April noch ziemlich glatten Meeresfläche tauchen häufig Wale auf und gönnen uns das interessante Schauspiel des fontänenartigen Auswerfens von Wasser aus den Nasenlöchern.

Auf einer von zahlreichen Untiefen umgebenen, flachen, mit geringer Vegetation bewachsenen Insel liegt die Stadt Mozambique. Sie ist uralt und entstammt jenem goldenen portugiesischen Zeitalter, in welchem ein Vasco de Gama als kühner, erobernder Seemann seinen unvergänglichen

Mozambique.

Ruhm begründete. Die Meereswogen nach drei Seiten hin beherrschend, springt das aus europäischen Quadern fast ebenso massiv als die Festung Ulm erbaute Fort dem Ankommenden zunächst in die Augen; ein Flaggenmast von seltener Höhe, drohende Kanonenschlünde auf den Glacis vervollständigen den imposanten Eindruck. Nicht nur von ferne, sondern, was man nach den landläufigen Begriffen über portugiesische Wirtschaft kaum für möglich halten sollte, ebenso im Innern überzeugten wir uns staunend von einer geradezu musterhaften Ordnung und Reinlichkeit; der saubere, in bunter Abwechslung erscheinende Anstrich der Gebäude, die stets peinlich gekehrten, mit klaren Schriftzügen bezeichneten Straßen, die Numerirung nicht nur der Häuser, sondern auch der Hütten im Negerviertel, die sonntägliche Ruhe allenthalben, das anständige Benehmen und die saubere Kleidung der Truppen — dies alles hatten wir nicht zu finden erwartet, sondern eher das Gegenteil. Es fehlt auch nicht an architek-

tonischen Denkmälern, teils maurischen, teils des Rokokostiles und namentlich interessant sind die Kirche und ein Grabmal auf der Esplanade. Hinsichtlich des letztern vermochte uns leider niemand Auskunft zu geben, wem das verwitterte Wappen und die nicht mehr zu entziffernde Inschrift gilt. Feierliche beschauliche Ruhe herrscht das ganze Jahr hindurch über der Stadt und selbst die durch die Anwesenheit einiger fremder Kriegsschiffe markirten englisch-portugiesischen Grenzstreitigkeiten vermochten nicht viel daran zu ändern. Im Portugiesen steckt schon ein gut Teil muhamedanischen Fatalismus.

Nur unser guter liebenswürdiger Kapitän Elson, der, nebenbei bemerkt, wegen meines großen Appetits nichts an mir zu verdienen meinte (freilich, ein solch ausgehungerter Afrikareisender!), geriet außer Fassung, als der „Reichstag", chikanirt von Wind, Strömung, Riffen und zweien brutal die Ausfahrt blockirenden Engländern, vier Stunden lang hin und her manövrirt werden mußte, bis er sich endlich zur Abfahrt bequemte. Das war zum „Aus der Haut fahren" für jeden, der ein fühlend Herz hinter der Weste hatte. Dann segelte unser Schifflein wieder fröhlich hinaus auf das offene Weltmeer, die südlichen Breitegrade in rascher Folge durchmessend, bis es von Madagaskar frei kam und unter dem 26. Grad die erste heurige Bekanntschaft mit dem nordwärts reisenden Südwestmonsun machte. Denn die madagassischen Höhenzüge zwingen ihn hier in eine nördliche Richtung. Vom 18. bis 22. April befanden wir uns auf hoher See; die Witterungsverhältnisse waren günstig, aber weit und breit nichts Bemerkenswertes zu sehen.

Am Nachmittag des 22. umschifften wir Rubin Point, eine von grünen Wiesen, niedlichen Wellblechhäusern und Flaggenmasten bedeckte Landzunge, deren intensiv roter Abfall nach der Seeseite einen lieblichen Kontrast zu den hellgrünen Fluten bildet. Auf der Innenseite dieser Landzunge gruppirt sich das Städtchen Lurenço Marquez oder gemeinhin Delagoabay genannt. Es verdankt seinen Ursprung der Entdeckung der südafrikanischen Goldfelder und ist mit Natal durch einen Schienenstrang verbunden. Gleichwie hier unter dem 27. Breitengrade die tropische Natur ganz bedeutende Konzessionen an die gemäßigte Zone machen muß, die Mangrove und Kokospalme z. B. verschwunden sind und nur niederes Buschwerk die Hügel überzieht, so erscheinen hier auch die Menschen in ihrer Lebensweise und Kleidung nicht mehr tropisch-afrikanisch, sondern in von Europa wenig verschiedenen Gewohnheiten lebend. Delagoabay macht einen höchst unfertigen, unsympathischen Eindruck, es ist eigentlich ein

großer Bauplatz, vieles erst im Entstehen begriffen und seine künftige, jedenfalls elegante und solide Ausgestaltung läßt sich einstweilen nur ahnen. Jedermann denkt in erster Linie an das Geldverdienen, der nervus rerum rollt hier in Unsummen auf und nieder und das Entstehen wie Vergehen von Reichtümern geschieht so, wie wir es aus amerikanischen oder australischen Beispielen zur Genüge kennen. Im Hinblick auf die noch ungeregelte Wasserversorgung, mangelnde Drainagen, den Schmutz und die Sorglosigkeit der Kaffern sind die Gesundheitsverhältnisse keineswegs die besten; fast alle Europäer leiden oder haben schon am Fieber

Portugiesisches Kriegsschiff.

gelitten und müssen das nahegelegene Natal zur Erholung aufsuchen. Aber uns thaten die wenigen Tage, an welchen wir der kühlen Temperatur wegen — denn hier unten war Winters Anfang — in heimatlicher Kleidung gehen konnten, sehr wohl und alle bedauerten nur, daß wir schon nach kurzer Zeit in die heißen Tropen zurückkehren mußten.

Am 1. Mai lag der „Reichstag" wieder vor Dar-es-Salaam. Hier sah ich die Offiziere der Massaiexpedition wieder; sie hatten nach Beendigung derselben sämtlich das Fieber bekommen. Chef Leue, jetzt Bezirkshauptmann dort, zeigte mir die großen Fortschritte, welche der Ausbau der Station inzwischen gemacht. In stattlicher Reihe bilden nunmehr das Gouvernementsgebäude, Stationshaus und die Kasernen Front gegen den

von ſchlanken Palmen umkränzten Golf; die Unterkunft der Schutztruppe läßt nichts mehr zu wünſchen übrig; wir beſitzen neben vielen anderen Einrichtungen in Dar-es-Salaam eine Maſchinenwerkſtätte, Schreinerei u. ſ. w., um für alle Fälle vorbereitet zu ſein. Nur Herr v. Soden bewohnte noch Räume in der evangeliſchen Miſſion, da das Regierungsgebäude noch nicht vollendet war. Aber mit der Einfahrt in den Hafen hapert es gewaltig; die ſchwerfälligen Handelsdampfer können ſich auf dem kleinen Raum nicht drehen und ziehen es meiſtens vor, auf der Rhede zu ankern. Von dieſer aus erblickt man am Ufer die weißglänzende Steinpyramide an der Stelle, wo Stabsarzt Wolff auf unerklärliche Weiſe in den Fluten verſchwand.

v. Bülow. Offizier in der Schutztruppe.

In Sanſibar harrten des Reichspoſtdampfers viele Paſſagiere und große Ladung. Es kamen zur Heimreiſe an Bord die Offiziere v. Bülow, Sulzer, v. Perbandt, Langemack, ſodann Miſſionar Greiner mit Frau, Nicholl, der britiſche Agent am Tanganjika- und Nyaſſaſee, Eraldo Dabbene, ein italieniſcher Gelehrter, welcher mit Emin Paſcha vier Jahre im Darfur gelebt und nun auf allen Reiſen von ſeiner mutigen Gattin begleitet wird. Aber faſt alle Genannten waren krank, namentlich v. Bülow und Sulzer. Von den Genannten erwähne ich zunächſt des Herrn v. Bülow als eines unſerer tapferſten und verdienteſten Offiziere der Schutztruppe. Er begleitete Emin nach Tabora und bis nahe an den Viktoriaſee, zahlreiche Gefechte glücklich durchführend. Einen verwundeten Unteroffizier mit Todesverachtung aus dem Handgemenge herauszutragen, wird ihm ſo leicht niemand nachmachen. v. Bülows hervorragendſte Eigenſchaften ſind rückſichtsloſe Wahrheitsliebe, Umſicht, Tapferkeit und Afrikapraxis neben ſeltener Körperkraft. Premierleutnant Sulzer betrachten wir nicht minder als einen unſerer opferfreudigſten Pioniere im dunkeln Weltteil; in den Kämpfen gegen den Dſchaggafürſten

Sinna zeichnete er sich durch große Kaltblütigkeit aus, welche überhaupt seine bemerkenswerteste Eigenschaft ist. Als Stationschef von Masinde erkrankte er leider heftig am Tropenfieber und befindet sich gegenwärtig zum Kuraufenthalte in Deutschland. Über Herrn v. Perbandt habe ich mich in diesem Buche wiederholt anerkennend und dankbar geäußert; seine militärische Qualifikation wird am besten durch den Umstand illustrirt, daß Wißmann ihm den Oberbefehl über die Seetruppe übertragen. Marineleutnant Langemack kehrt nach kurzem Aufenthalt in den Tropen wegen eines Lungenleidens in die Heimat zurück. Dort suchen auch Erholung Missionar Greiner, welcher eine Abessynierin zur Frau besitzt, viele Jahre in Schoa thätig war und nun der evangelischen Mission in Dar-es-Salaam angehört. Mr. Nicholl vertritt seit vielen Jahren die britischen Interessen im Seengebiete. Als Wißmann vom Kassai nach dem Tanganjika kam, begleitete ihn Nicholl 500 Meilen weit und nahm den Forscher gastfreundlich bei sich auf. Gleiches wollte er auch Emin Pascha auf dessen Zuge nach dem See erweisen, fand jedoch kein Entgegenkommen, worüber er sich bitter äußerte.

Leutnant Sulzer.

In letzter Abschiedsstunde sah ich noch den Sohn meines Nachbars in Bayreuth, Deckoffizier Illich, nnd an Gesprächsstoff fehlte es da selbstredend nicht. Illich wird von allen Offizieren der Schutztruppe wegen seines Mutes und seiner Brauchbarkeit hoch geschätzt; in ersterer Hinsicht nennt man ihn gleich nach Wißmann und Bülow.

Am 7. Mai berührte der „Reichstag" Tanga, am 13. abends Aden. Kurz vor der Einfahrt in den Golf von Suez geschah es, daß der metallene Mantel der Luftpumpe zersprang, wodurch wir zu achtstündigem Stilleliegen gezwungen wurden. Nachdem der Dampfer gestoppt und die Bugwellen sich gelegt hatten, versammelten sich nicht weniger denn vier große Haie mit ihren Trabanten um das Schiff, denen später noch zwei nachfolgten. Wir befestigten auf dem Achterdeck sogleich die Haifischleine am Flaschenzuge, der Bootsmann brachte eine gehörige Portion Speck und die Zughaken. Nun muß ich vorausschicken, daß der Hai, weil seine

Augen nach unten liegen und er daher schlecht sieht, von den Trabanten — dies sind schwarz und blau gestreifte, etwa ein Fuß lange Fische — zum Futter dergestalt geführt wird, daß zwei oder drei derselben ihm immer dicht vor der Schnauze voranschwimmen, so daß es fast aussieht, als ob die kleinen Tiere das Ungetüm durch magnetische Kraft hinter sich her zögen. Mit dem ersten Hai hatten wir kein besonderes Glück; er biß zwar sogleich an — wobei das Tier sich stets auf den Rücken legt —, aber beim Heraufziehen wurde zu heftig von uns an der Leine gerissen, so daß der Fisch wieder abfiel. Nichtsdestoweniger bekamen wir dasselbe Tier später auf Deck, ja wir fingen sogar einen Hai, welcher unseren ersten Haken bereits verschluckt und trotzdem wieder angebissen hatte. Diese

Tanga.

Haie waren über alle Begriffe keck. Sobald der Fisch an Bord war, hieß es sich vorsehen, um nicht von dem heftig schlagenden Schwanze eins abzukriegen. Allmählich erlangten wir Praxis in dem Geschäft und formten eine Seilschlinge, in welche das Tier, sobald es das Geländer passirte, unfehlbar hineinschlüpfen mußte, und welche seine Bewegungen fesselte. Sodann wurde der Hai unter großem Jubel über Deck auf Mittschiff gezogen, erschlagen und von den Matrosen kunstgerecht zerteilt. Das Fleisch der jüngern Tiere ist eßbar. Auf diese Weise fingen wir sechs Haie, von welchen indessen zwei wieder über Bord gingen.

Sonntag den 24. Mai abends sechs Uhr fiel der Anker im Golf von Neapel. Ein mit fröhlichen Kindern besetztes Ruderboot glitt zur Seite und aus demselben erklang in süßen weichen Akkorden wieder dieselbe hinreißende Melodie, die „Funiculata", welche mir einst am Fuße des Vesuv das Herz bewegte. Der Eismantel, mit welchem ich es im

Trotz gegen die afrikanischen Unbilden monatelang umgeben hatte, löste sich und in heißem Gebet dankte ich Gott, daß er mich dem Vaterlande und den Meinigen wohlbehalten wiedergegeben.

Über dem Vesuv lagen schwere Rauchwolken. Ich wollte ihm Grüße von seinem Vetter, dem Kilimandscharo bringen, aber er blies mich so grob an, daß ich meine Visitenkartentasche schleunigst zuklappte. Ein andermal das Vergnügen! Einige Wochen später erbrach er sich heftig uud das geschieht ihm schon recht, weshalb war er so unhöflich. Die pure Eifersucht!

Im Frühlingsgrün und Sonnenglanz prangten die Höhen des Brennerpasses; huh, wie kalt war es hier im Januar auf der Ausreise und wie ganz anders jetzt! Frohes Touristenleben auf allen Stationen, überall freundliche Farben, der Sommer in vollem Einzuge begriffen.

Nur noch wenige Stunden Geduld und dann sah ich, gesund an Leib und Seele, die oberfränkische Heimat, Gattin und Kind wieder, von denen ich im fernen Afrika so oft geträumt und die trotz aller Wechselfälle der Reise mein beständiges Sehnen geblieben waren.

Anhang.

I. Vergleichender Überblick über die Bodenverhältnisse und den landschaftlichen Charakter des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, mit besonderer Rücksicht auf die nordöstlichen Gebietsteile.

Ob ich schon nicht daran zweifle, daß sich der geneigte Leser an der Hand meiner Erzählungen eine ziemlich klare Vorstellung von der Beschaffenheit unseres Deutsch-Ostafrika angeeignet haben wird, so möchte es doch für manchen derselben vielleicht willkommen sein, auf den natürlichen und landschaftlichen Charakter des deutsch-ostafrikanischen Kolonialgebiets nochmals einen zusammenfassenden Rückblick zu werfen, wir hoffen, indem wir das in unserem Reisebericht nach dieser Seite hin zerstreut Gegebene übersichtlicher zusammenfassen, zugleich einen Beitrag zu liefern zur Entscheidung der so viel erörterten Frage über den Wert oder Unwert unseres ostafrikanischen Kolonialbesitzes.

Unsere 800 000 Quadrat-Kilometer umfassende Interessensphäre ist ein ungeheuerer Steppenozean, aus welchem einzelne Gebirgsgruppen und Oasen fast unvermittelt gleich Inseln hervorragen. Außerhalb des Rahmens dieses Gesamtbildes fällt nur die sogenannte Plantagenzone an der Küste und die nächste Umgebung der großen Seen: Viktoria Nyansa, Tanganjika und Njassa. Fünf Achtel des gesamten Flächenraumes sind unkultivirbar, die restlichen drei Achtel nur bedingungsweise und in sehr verschiedenem Maße zur Kolonisation geeignet. — Die wesentlichste Ursache dieses unerfreulichen Mißverhältnisses ist weniger im geologischen Aufbau des Geländes als vielmehr in meteorologischen Einflüssen zu suchen. Bekanntlich steht Ostafrika auf Grund seiner geographischen Lage unter der Einwirkung des Südwest- und Nordostmonsuns. Ersterer weht, große Massen von Feuchtigkeit mit sich führend, von Mai bis Oktober, letzterer, zumeist als trockener Kontinentalwind auftretend, von Oktober bis März. Da es nun Deutsch-Ostafrika an bedeutenden Flußläufen, welche vermöge ihrer Wassermenge einen erheblichen Einfluß auf Klima und Bodenkultur auszuüben vermöchten, mangelt, so ist es die mit den Monsunen oder Passatwinden ziehende Feuchtigkeit allein, welche den Vegetationscharakter und damit auch die Kulturfähigkeit der Kolonie bestimmt. Aus letzterer Thatsache resultirt mit

Naturnotwendigkeit, daß diejenigen Gebiete, welche insbesondere vom Südwestmonsun bestrichen werden, bei weitem günstigere Kulturverhältnisse aufweisen, als die nur dem trockenen Landwinde zugänglichen Strecken. — Ja an manchen Stellen, wie z. B. im Paregebirge und am Kilimandscharo, zeigt sich dieser Gegensatz zu solcher Schroffheit entwickelt, daß die dem Südwestpassat zugekehrten Abhänge der Berge, woselbst sich die Feuchtigkeit zu regelmäßigen Steigungsregen verdichtet, in hohem Masse wasserreich und anbaufähig sind, während die entgegengesetzte Seite des Gebirges verödet erscheint.

Nun ist es leider Thatsache, daß die auf solche Weise durch die meteorologische Einwirkung begünstigten Kulturgebiete nur einen kleinen Bruchteil unseres ostafrikanischen Besitzes bilden. Major v. Wißmann, welchen wir gewiß nicht zu den Skeptikern in der Kolonialpolitik rechnen dürfen, schätzt den Umfang derselben auf nur ein Achtel des Gesamtflächenraumes. Das ergibt immerhin eine zur Tropenkultur geeignete Fläche von rund 100000 Quadrat-Kilometern, also ein Gebiet, welches der Größe Bayerns und Württembergs zusammengenommen entspricht.

Spielen nun die Passatwinde und in deren Gefolge die Niederschläge dortselbst eine so wichtige Rolle, so muß auch das ihnen zumeist ausgesetzte Gelände den für uns wertvollsten Kulturbesitz darstellen. Denselben haben wir nun in Gestalt der bereits erwähnten Plantagenzone inne. Sie präsentirt sich als ein der Küstengliederung ununterbrochen folgender, durchschnittlich 100 Kilometer breiter Streifen Landes, dessen Oberfläche leichtgewellte Hügel und Berggüge von nicht über 500 Meter Höhe trägt und dessen Meereshöhe in der Ebene in allmählicher Folge bis zu ca. 800 Meter nach dem Innern ansteigt. Das ganze Steppengebiet, einschließlich der Kilimandscharo-Niederung, hält dieses Niveau so ziemlich ein und aus demselben steigen insular die einzelnen, scharf voneinander getrennten Gebirgsgruppen empor.

Die Grenze der Plantagenzone wurde bestimmt durch jenen Mangel an nachhaltiger Feuchtigkeit des Bodens, welchem auch auf künstlichem Wege, d. h. mittels artesischer Brunnen, wohl kaum abzuhelfen sein wird. Denn dort, wo die wasserlose Steppe die Plantagenzone berührt und wo Humusbildungen gänzlich fehlen, versagt augenscheinlich der segensreiche Einfluß des Passatwindes, der den größten Teil seiner Feuchtigkeit schon abgegeben hat und im Hinblick auf das Fehlen ausgiebiger Wasserläufe liegen in Deutsch-Ostafrika ungeheuere Gebiete brach, welche bei Vorhandensein von Wasser in fruchtbare Landschaften verwandelt werden könnten. Um in eklatanter Weise zu zeigen, von welcher Tragweite das ungehinderte Eindringen der Monsune in das Innere des Landes ist, führe ich als Beispiel den weit über die Grenze der Plantagenzone hinausreichenden Bezirk Usegua an. Bergzüge von wesentlicher Erhebung lagern hier nicht vor, das Land steht dem Monsun also völlig offen, kein irgendwie nennenswerter Wasserlauf durchströmt es, aber die von dem Seewinde abgegebene Feuchtigkeit, welche sich allmählich zu einem ergiebigen Tau verdichtet, reicht hin, um eine intensive Bodenkultur zu ermöglichen: Usegua ist die Kornkammer Deutsch-Ostafrikas und exportirt sogar seinen Weizen. Dort aber, wo zahlreiche und bedeutende Bodenerhebungen den Passatwind vielfach brechen, ablenken und somit schwächen, liegen die Verhältnisse bei weitem nicht so günstig. So z. B. charakterisirt sich das zwar nahe der Küste gelegene, der vollen Monsungewalt indes

nur in einzelnen Teilen zugängliche Usambara-Gebirge durch schroffe Kulturgegensätze. Unfruchtbare Steppen, ebensolche Lateritschüttungen an den Berghängen wechseln oft unvermittelt mit landschaftlichen Scenerien von unbeschreiblicher Pracht, mit ausgedehnten Kulturstrecken und wiederum mit Sümpfen. Steigungsregen befruchten neben den periodischen, mit dem Stand der Sonne fortschreitenden Zenithalregen die eine Seite des Gebirges und bilden Wasserläufe, während auf der andern der Anbau entweder gering oder unmöglich ist, weil sich hinreichende Niederschläge nicht einstellen.

Die Plantagenzone verkörpert in sich den kulturell gleichwie landschaftlich wertvollsten und schönsten Teil Deutsch-Ostafrikas. Die Flüsse treten hier in ihre Mündungsgebiete ein und können vermöge ihrer Zugänglichkeit allenthalben für den Anbau von Kulturgewächsen ausgebeutet werden. Innerhalb dieses Rayons sind sämtliche Plantagenunternehmungen gelegen und bei der geringen Entfernung von den Küstenhäfen ist eine Gefährdung des Absatzes ihrer Produkte durch allzu hohe Transportkosten nicht zu befürchten. Der Anbau von Handelsgewächsen umfaßt in erster Linie Tabak, sodann Vanille, Gewürz, Nelken und Palmkerne. Mit Cacao, Thee und Kaffee sind Versuche in größerem Maßstabe bislang nicht gemacht worden. Die Araber und Eingeborenen widmen sich vorzugsweise der Zucht der Kokospalme, dem Anbau von Weizen, Mais, Zuckerrohr, Bananen, Hirse, Erbsen und Bohnen, jedoch über ihren eigenen Bedarf hinaus kultiviren sie nur die Kokospalme und den Weizen.

Die Plantagenzone bildet sozusagen die Schmuckfassade unserer Kolonie, da besonders die Küste ungemein reich ist an den herrlichsten und mannigfaltigsten Repräsentanten der ostafrikanischen Pflanzenwelt. An den Flußufern, soweit dieselben noch von Seewasser bespült sind, tritt uns zunächst die Mangrove mit ihren kandelaberförmig ausgebreiteten Luftwurzeln als fast undurchdringliches Dickicht entgegen. In malerischer Abwechslung gruppiren sich weiterhin der riesenhafte Baobab oder Affenbrodbaum, welcher durch Altersexemplare bis zu 4000 Jahren vertreten ist, ferner der sattgrüne Mango von idealem Wuchs und Blätterschmuck, die Mangostine, die hochstämmige Platane, der oft mit dem Baobab verwechselte Kalabassenbaum, der Pandanus, der der Aralia ähnliche Melonenbaum, die wilde Feige, die Raphiapalme und als wildwucherndes Unterholz der Ricinus und eine Zwergbuche. Fast sämtliche Gräser tragen Dornen, teilweise mit Widerhaken versehen, stehen überaus dicht, gerade so wie auf einem zu stark übersäeten Rasen, und diese Gräser im Verein mit den weiter im Innern, außerhalb der Plantagenzone, in ganz fabelhafter Anhäufung ineinander verwachsenen Draceen, Kautschuklianen, Schwertkakteen und Dornbüschen bilden das wesentlichste und kaum ausrottbare Verkehrshindernis in Ostafrika. Stundenlang geht man zwischen diesen nur auf Mannesbreite getrennten Dickichten gleichwie zwischen hohen Mauern, beständig aufgehalten von niederhängenden Dornenästen, unfähig sich zu verteidigen und oft den heimtückischen Pfeilen seitlich streifender Eingeborener ausgesetzt. Das ist der vielgenannte afrikanische Busch oder Pori.

Haben wir die Plantagenzone durchmessen, so gelangen wir in die von einzelnen Gebirgsgruppen unterbrochene, zum allergrößten Teil wegen Wassermangels unfruchtbare Steppenregion. Die namhaftesten und für Kolonisationszwecke hauptsächlich in Betracht kommenden Bodenerhebungen in derselben sind: Das Usambara- und Paregebirge, die Usagaraberge, die Kilimandscharo- und die Merugruppe. Das Usambaragebirge zeigt die stark verwitterten, malerischen, da und dort mit Laterit-

und Humusschichten überschütteten Formationen des Jurakalksteins. Seine Kammhöhe reicht nicht viel über 2000 Meter hinaus; wo nur ein Pflänzchen haften kann, steht bis zu den höchsten Kuppen hinauf dichte, von Laubwald, Raphiapalmen, wilder Baumwolle, Oleander und Dornbüschen gebildete Vegetation. Mais- und Zuckerrohrplantagen der Eingeborenen sind dazwischen eingestreut, oft auf den steilsten Abhängen, und die Bergfeuer lodern beständig, Tag und Nacht, den Boden für neue Plantagen von Gestrüpp zu befreien.

Im Nordwesten von Usambara, nachdem wir bereits Gegenden von zum Teil ausgeprägtestem Steppencharakter durchwandert haben, stoßen wir auf das insulare, schroff in die Ebene abfallende Gebirge von Süd-, Mittel- und Nord-Pare, letzteres auch Ugueno genannt. Es ist ein von Quarzen und namentlich von wertvollen Eisenerzen stark durchsetztes Gneis- und Schiefergebirge. Die Kammhöhe beträgt 1200 Meter, im Norden aber finden sich Erhebungen bis zu 2000 Metern. Die Ostabhänge, weil vom Monsun bestrichen, sind überaus reich mit Vegetation und Kulturen der Wapare bestanden, Gebirgswasser besonders im Süden häufig. Sie erreichen auch die Ebene, bilden den Mkumasi, welcher sich in den Pangani ergießt und finden in den 60 Fuß breiten und 200 Fuß tief abstürzenden Thorntonfällen bei Gonja ihre hervorragendsten Vertreter. Der Westabfall ist überaus schroff, kein Gewässer erreicht die Ebene resp. den Pangani und der Anbau ist daher äußerst gering. Auf dem Kamme des Paregebirges breitet sich leichtgewelltes Hügelland, mit nicht besonders dichtem, aus hochstämmigen Laubbäumen, besonders aber Baumeriken gebildetem Urwalde bestanden, aus.

Unterstützt durch weitverzweigte, sinnreiche Bewässerungsanlagen, die der Ebene gewaltige Mengen von Wasser entziehen, bauen die Wapare Tabak, Mais, Zuckerrohr, Bananen und Hülsenfrüchte. Am Ostabhange des Paregebirges sind mehrere, für Kolonisation nicht ungeeignete Oasen eingestreut.

Was nun die eigentliche, in Äquatorialostafrika den breitesten Raum einnehmende Steppe betrifft, so müssen wir uns hierbei von der üblichen Vorstellung des Flachlandes trennen. Denn sowohl der geologische als auch der vegetative Steppencharakter beschränkt sich in Ostafrika nicht nur auf die Ebene, sondern klettert auch an den Berghängen so weit empor, als nicht Wasserläufe und Humusschichten seinem Vordringen ein Ziel setzen. Dieser Steppencharakter ist sehr wechselnd, worauf ich in meiner Erzählung mehrfach hinweise. Aber weitaus von größter Ausbreitung ist die sogenannte Njikasteppe. Hier ist der Boden mit rotem eisenhaltigen Lateritsande bedeckt, eben, wie wenn die Straßenwalze darüber gegangen wäre. Die dornige aber in den Umrissen malerische Mimose, teils in Buschform, teils zu stattlichen Bäumen entwickelt, schmückt in unzähligen Exemplaren die im übrigen eintönige Landschaft. Wir begegnen zahlreichen Kakteen, Zwergaloen, Kautschuklianen und zu unserer Überraschung auch der Haselnußstaude. Derselbe Steppencharakter überzieht noch in der Höhe von etlichen 100 Fuß die Gebirgsabhänge. Seltsam nun kontrastiren hierzu die einzelnen Flußläufen folgenden, stellenweise zu überraschend reicher Vegetation entwickelten sogenannten Gallerie- oder Wasserwälder. Soweit nämlich die Feuchtigkeit zu beiden Seiten der Flüsse den Boden durchdringt, ist die Möglichkeit zum Gedeihen eines üppigen Pflanzenwuchses, oft bis zu mehreren 100 Metern Breite, gegeben, je nach Wasserfülle. Die sandige Steppe nun schneidet mit diesen

Galleriewäldern scharf ab. Jenseits, d. h. nördlich des Paregebirges, gelangen wir in die von zahlreichen Flußläufen durchsetzte sogenannte Kilimandscharo-Niederung. Obzwar ihr hervorstechendster Typus sich in ungeheuern Papyrussümpfen und finsteren Urwäldern verkörpert, so fehlt es dazwischen gleichwohl nicht an wasserarmen, trostlosen Steppen, woselbst der Dornbusch und die Dumpalme auf staubendem Sandboden ein kümmerliches Dasein fristen.

Die Kilimandscharo-Niederung umfaßt auch die fruchtbaren, zur Kolonisation augenscheinlich vortrefflich geeigneten, von einer friedlichen Bevölkerung bewohnten Landschaften Kahe und Arusha. Dieser eigentümliche, durch fast unglaublich klingende Gegensätze illustrirte Charakter der weiteren Umgebung des Kilimandscharo erklärt sich übrigens leicht aus dem Vorhandensein vieler Gewässer, welche seinem Südabhange entspringen und eine Gegend durchfließen, die im allgemeinen den Wüstentypus trägt.

Der Kilimandscharo selbst nun bildet ein bis zu der stattlichen Höhe von 6010 Metern ansteigendes, durch seine isolirte Lage inmitten des ostafrikanischen Steppengebietes sehr in die Augen fallendes Gebirgswasser vulkanischen Ursprungs. Zu seinen Füßen breiten sich vierzehn von Königen regierte Landschaften aus. Dieselben sind von größter Fruchtbarkeit und es ist anzunehmen, daß sie einstmals die Hauptrolle in der deutsch-ostafrikanischen Kolonisation spielen werden.

Die Vegetation ist an der Basis des Gebirges zwar tropisch, aber selbstverständlich geht dieser Charakter mit den fortschreitenden Höhenlagen mehr und mehr verloren und in 2000 Meter Höhe stoßen wir bereits auf gigantische, größtenteils von Laubbäumen gebildete Urwälder. Weiter hinauf sehen wir eine reizende Alpenflora sich entwickeln und niedere Kiefern (die einzigen Nadelhölzer, welche mir in Ostafrika zu Gesicht gekommen sind) sowie zahlreiche Moose und Flechten machen nahe der Schneegrenze in 4500 Meter Höhe den Beschluß.

Am Südabhange des Kilimandscharo geht die von den Passatwinden herbeigeführte Feuchtigkeit allmählich als befruchtender Steigungsregen nieder, während die Nordabhänge, welchen die Seewinde nicht beikommen können, unfruchtbar und wasserlos sind. Jenseits nun dehnt sich mit geringen Unterbrechungen die weite, nur von den wilden Massai zeitweilig durchstreifte Nyikasteppe aus und erst in unmittelbarer Nähe des Viktoria-Nyanza erfreuen das Auge des Reisenden wiederum freundlichere Bilder: bebaute Felder und menschliche Wohnstätten. Hier begegnen wir auch wieder der majestätischen Kokospalme, welche nur an der Meeresküste und an den Ufern der großen afrikanischen Binnenseen gedeihen will.

II. Grundzüge einer rationellen Expeditionsführung und Ausrüstung.

Nirgends in Afrika ist das Reisen beschwerlicher, primitiver und kostspieliger als in unsern Schutzgebieten, nirgends auch, abgesehen vielleicht von den Sahara- und östlichen Sudanländern, bereitet die Haltung der Eingeborenen Karawanen mit weiten Zielen so viele Hindernisse. Wir sind noch nicht so weit — und Jahre werden darüber hingehen, bis wir es sind — daß Handelskarawanen unangefochten auf den drei großen Routen nach dem Nyassa, Tanganjika und Viktoria Nyanza reisen werden; in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Routen hausen nicht nur nach Gefallen die räuberischen Magwangwara, die Wahehe, Mafiti und Wagogo, sondern die mächtigsten unter ihnen, die Wahehe, haben uns neuerdings sogar eine empfindliche, auch in ihren Folgen weittragende Schlappe beigebracht. Mußte nicht Herrn v. Wißmanns Seenunternehmen auf viele Monate hinaus verschoben werden, weil es infolge der Niederlage des Zelewski'schen Korps an Schutztruppen gebrach? Auch die Kilimandscharo-Route darf noch keineswegs als gesichert angesehen werden.

In einzelnen Teilen des Schutzgebietes ferner, besonders in Usambara, sind die politischen Zustände verworren, die Eingeborenen in beständiger Fehde begriffen, welche die Hilfsquellen des Landes vermindert und uns zu öfterem Einschreiten zwingt. Rechnet man hierzu die Schwierigkeit der Beschaffung von Lebensmitteln, hauptsächlich des Wassers, die Ungangbarkeit der Wege während der großen Regenzeit, so entsteht für den Expeditionsführer die Pflicht, seinen Plan mit reiflicher Überlegung zu entwerfen: Erst wägen, dann wagen.

Betrachten wir zunächst eine ostafrikanische Expedition im Stadium der Vorbereitung, so kommt in erster Linie die Persönlichkeit des Führers in Frage. Die hervorragendsten Afrikareisenden, ihre Charaktereigenschaften und Handlungsweise als Expeditionschefs liefern uns eine Menge Anhaltspunkte darüber, welche Bedingungen zunächst den Erfolg sichern, sie zeigen aber auch, daß man auf verschiedenen Wegen, welche neben dem Grade der wissenschaftlichen und allgemeinen Bildung vorzugsweise von Charaktereigenschaften hergeleitet werden müssen, zum Ziele gelangen kann. Wie verschieden erscheint uns die Expeditionsleitung Livingstones von jener des Dr. Peters, jener Emin Paschas von Stanley'scher Führung! Dort ein völliges Aufgehen in den Eigentümlichkeiten und Lebensgewohnheiten der Schwarzen, welche durch erfahrene Meisterhand geführt eine rührende Treue bekunden und nie geahnte vorzügliche Eigenschaften entfalten, hier urwüchsige Energie gepaart mit tiefer Verachtung des Afrikanertums, welcher ja eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist, die jedoch in sich zu viele Härten birgt, als daß wir sie für alle Fälle als nachahmungswert empfehlen möchten. Welch ein Gegensatz auch zwischen dem oberflächlich gebildeten, egoistischen aber schreibgewandten Gewaltmenschen Stanley und dem wissenschaftlich gebildeten, das Afrikanertum in seinen Besonderheiten völlig beherrschenden Gelehrten Emin! Alle Genannten haben, wer wollte sich dem verschließen, Großes erreicht, dieser durch Milde, jener durch rücksichtslose Strenge, der eine durch Gewalt, der andere durch mühevolles Studium der Menschen.

Gibt es nun zwischen diesen Extremen keinen Mittelweg und ist er nicht von anderen versucht und mit Erfolg betreten worden? Sicher dürfen wir diese Frage bejahen, obgleich, was man auf den ersten Blick nicht für möglich halten sollte, gerade der Mittelweg die meisten Schwierigkeiten bietet. Das hauptsächlichste Hindernis meine ich in der durch die beständige Einwirkung klimatischer Beschwerden und materieller Entbehrungen herbeigeführten Reizbarkeit des Nervensystems erblicken zu sollen, welche sich nach längerem Aufenthalt in Ostafrika mit Sicherheit einstellt und ebensosehr zu Härte und Zornesausbrüchen hinreißt, als auch entmutigend und die Thatkraft schwächend wirkt. Viel, sehr viel Unrecht, welches sich Expeditionsführer gegen Schwarze zu schulden kommen ließen, darf auf überreizte Nerven zurückgeführt werden und bedauerlicherweise ist in Ostafrika an Leidenden dieser Gattung kein Mangel. Die sich zum Teil in seltsamen Widersprüchen bewegende Haltung der Schwarzen, ihr kindisches, scheinbar unschuldvolles Wesen gepaart mit niederen Instinkten, Aberglauben, auch Grausamkeit, tragen nicht minder dazu bei, das ihnen gegenüber zu beobachtende Auftreten zu erschweren, denn bislang ist es nicht gelungen, dasselbe in feste Grenzen zu legen.

Wir besitzen aber glücklicherweise einen Expeditionsführer, welcher zum Vorbilde dienen kann und der sich bis in die neueste Zeit die erforderlichen Eigenschaften zu bewahren wußte. Das ist Major v. Wißmann. Keiner der Afrikareisenden und Expeditionschefs der Gegenwart vereinigt wie dieser Energie und wohlangebrachte Strenge mit so viel Herzensgüte und Gewandtheit im Umgange mit den Eingeborenen. Das Gewicht seiner ostafrikanischen, nicht durch rohe Gewalt, sondern durch Kenntnisse und Charaktervorzüge begründeten Autorität ist ein großes und unbestrittenes. Auf intimem Fuße mit den Schwächen und Vorzügen der schwarzen Rasse, ihre Sprachidiome beherrschend, im Besitze einer ungewöhnlichen Landeskenntnis, ein strenger Meister über sich selbst, trotz praktisch nüchterner Behandlung afrikanischer Dinge die civilisatorischen Ideale nie aus den Augen verlierend, so konnte diesem Manne der Erfolg nicht ausbleiben und er gelangte notwendigerweise zu jenen Ergebnissen, die ihm und seinem Vaterlande zu so hoher Ehre gereichen.

v. Wißmann ist aber auch — und damit komme ich zu einem weiteren wichtigen Punkte der Vorbereitung — von den fähigsten eingeborenen Führern umgeben. Man wird immer nach den besten Führern trachten, das ist klar; indessen müssen die besondern Umstände die Wahl entscheiden, denn angenommen, das Reiseziel sei der Kilimandscharo, so muß, abgesehen von einigen allgemeinen Gesichtspunkten, ein mittelmäßiger, aber beständig auf dieser Route reisender Führer einem hervorragenderen, welcher hingegen die Strecke nur ein- oder zweimal begangen hat, vorzuziehen sein. Für sehr entfernte Ziele, wie z. B. die Seengebiete, empfiehlt es sich, die Führer von Fall zu Fall, d. h. von einem Stamm bis zum benachbarten, noch neben einem von der Küste aus mitgenommenen Oberführer zu engagieren und sich derselben nötigenfalls durch Bewachung und Fesselung zu versichern, da von ihnen unter Umständen das Schicksal der Expedition abhängen kann.

Die Auswahl der Träger, deren Herbeischaffung arabische und indische Großkaufleute in geschäftsmäßiger Weise betreiben, soll derart geschehen, daß zunächst auf Stammesangehörige aus dem Hinterland, hauptsächlich Uniamwesi, und erst in zweiter

Linie auf Sansibariten und Suaheli Rücksicht genommen wird. Es ist selbstverständlich, daß man auf körperliche Tüchtigkeit und Charaktereigenschaften der Träger um so höheren Wert zu legen hat, je weiter das Reiseziel hinausliegt und je ernstere Interessen auf dem Spiele stehen. Führt der Weg durch feindliches Gebiet oder ist auch nur die Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden, so trachte man, Leute zu erhalten, welche sich in Gefechten schon bewährt haben. Solche sind sehr leicht herauszufinden.

Der Führer muß, da es sich um den Transport oft der heterogensten Gegenstände handelt, eine möglichst unparteiische Verteilung der Lasten bewirken. Enthalten diese durch Gestalt und Gewicht besonders unhandliche Objekte, so muß mit dem Tragen unter den Leuten täglich gewechselt werden. Sie mögen dann und wann auch als Strafmittel dienen, nie dürfen sie dagegen zum Gegenstand besonderer Forderungen seitens der Träger gemacht werden. Keine Last soll 30 Kilogramm übersteigen. Um den auch unter den günstigsten Umständen eintretenden Ausfall an Trägern zu decken, ist es geboten, eine gewisse Überzahl, die eventuell bis zu einem Drittel der Gesamtträgertruppe ausgedehnt wird, ohne Last frei mitlaufen zu lassen und diesen sogenannten Träger-Askaris einstweilen nur Gewehre und Munition einzuhändigen, sie aber zum Wachdienst und anderen nützlichen Beschäftigungen heranzuziehen. Unser Verhalten gegen die Träger sei menschenfreundlich, vertrauend, wo das Vertrauen noch nicht getäuscht worden, hilfreich, wo sich der eine oder der andere in Not befindet. An den kontraktlichen Bestimmungen halte man dagegen unweigerlich fest, ersticke den Versuch zu Übergriffen und Ausschreitungen schon im Keime, bestrafe streng, aber nicht grausam, selten mit Prügel, die häufig und mit Härte angewandt, zur Verschlagenheit und Rachsucht reizen. Die Prügelstrafe trete nur dann ein, wenn jedes andere Strafmittel — und deren gibt es eine ganze Menge — versagt hat. Man prügle aber nicht, wie ich das leider beobachtete, den Koch, weil er das Essen nicht schmackhaft genug zubereitete oder den Träger, weil ihn die Ermattung zu Boden gedrückt, sondern man verfahre mit den Schwarzen menschlich, eingedenk dessen, daß auch wir mit Fehlern und Schwächen behaftet sind. Es gibt kein besseres Mittel, sich Achtung, Liebe und Folgsamkeit der Schwarzen zu erwerben, als das eigene tadellose Verhalten, Mäßigkeit in allen Dingen, exemplarischer Mut in gefährlichen Lagen, schweigendes Ertragen körperlicher Leiden, soweit das in unserer Macht steht, und dann werden wir über die Leute noch viel mehr Gewalt erlangen — vom civilisatorischen Gewinn nicht zu reden — als jener Führer, der beharrlich die Nilpferdpeitsche über ihren Köpfen schwingt. Mein Leibdiener war ausnehmend faul, ich konnte ihn zu nichts gebrauchen und daher bereitete er mir unendliche Ärgernisse. Andere in meiner Lage würden den Burschen wohl gehörig mit Prügeln traktiert haben, doch hegte ich vor diesem geistlosen Büttelamt so großen Abscheu, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte. Ich enthob nun Tombo seiner Funktionen als Leibdiener, bestellte hierzu einen meiner brauchbarsten Träger und diese Maßregelung, welche direkt Tombos Eitelkeit traf, nahm er sich so zu Herzen, daß ihn fortan alle Fröhlichkeit floh. Meine übrigen Leute aber erkannten an diesem Beispiele, daß ich weit davon entfernt war, mir alles von ihnen bieten zu lassen.

Eine der Hauptsorgen der Expeditionsleiter bildet die Verproviantierung und

die Beschaffung geeigneter Tauschmittel. Vor Antritt der Reise muß man möglichst genau über die derzeitigen Hilfsquellen, die Tauschbedürfnisse, namentlich aber über die Wasserverhältnisse der zu durchziehenden Länder orientiert sein und die Verproviantierung nicht allein, sondern auch die Wahl der Route und die Dauer der einzelnen Märsche darnach einrichten. Andernfalls setzt man unbesonnener Weise das Schicksal der Karawane auf das Spiel. Von allen nach einem gewissen Ziele strebenden Routen wähle der Führer, sofern ihm eine Wahl überhaupt gelassen ist, diejenige, welche am meisten Wasser, in zweiter Linie erst jene, welche die meisten Lebensmittel bietet. Denn in Ostafrika gibt es Gegenden, wo keineswegs die Anwesenheit des Wassers gleichzeitig die Nahrungsfrage löst, wie das wasserarme aber doch getreidebauende Usegua und das wasserreiche aber verarmte Luengerathal beweisen. Ist man durch wasserarme Gegenden zu ziehen gezwungen, so beschleunigt man den Marsch nach Möglichkeit, denn die Leiden des Durstes sind entsetzlich und weit schmerzlicher als der Hunger.

Es gehört Praxis dazu, annähernd schätzen zu können, welche Proviantquantitäten, wie viele und welche Tauschartikel beschafft werden müssen, um eine bestimmte Anzahl Menschen auf so und so viel Monate hinaus vor Entbehrungen sicher zu stellen. Man kann überhaupt darin nur annäherungsweise vorgehen, da der Bestand an Lebensmitteln nicht nur, sondern auch die Haltung der Eingeborenen auf der in Aussicht genommenen Route häufigem Wechsel unterworfen sind. Anderseits indessen würde man durch zu reichliche Mitnahme von Lasten die Expedition unnötig vergrößern und verteuern.

Nachdem nun die Führer und Träger gestellt, die Tauschmittel und Proviant, bestehend einesteils aus Glasperlen, Eisen- und Messingdraht, amerikanischen Baumwollstoffen, roten Zeugen, Spiegeln, Messern und dergleichen, auch Geschenken für die Häuptlinge, andernteils aus Fleisch- und Gemüsekonserven, kondensierter Milch, Thee, Kaffee, Chokolade, sehr viel Streichhölzern und Lichtern beisammen sind, eine umfangreiche Apotheke zur Hand ist, die besonders Mittel gegen Fieber, Dysenterie, Verstopfung, auch Verbandszeug enthält, so setzt sich die Kolonne in Marsch.

Die Marschordnung in der gemischten, d. h. militärisch begleiteten Expedition ist unter normalen Verhältnissen folgende: Als Spitze die eingeborenen Führer mit einer kleinen Abteilung Askaris, die Leibjungen die Esel treibend, die Träger mit den Zeltlasten und die Köche, da die beiden letzteren immer zuerst im Lager eintreffen, die Zelte aufrichten und Wasser an das Feuer setzen müssen. Sodann eine stärkere Abteilung (Zug, Kompagnie) Soldaten unter Vorantritt der Flagge, welche bei wichtigen Einmärschen entfaltet wird, und eines Europäers, gewöhnlich des Expeditionsleiters. Dieser darf seinen Posten an der Spitze jedoch erst dann einnehmen, nachdem er als letzter das Lager verlassen und sich vom Abmarsch aller überzeugt hat. Nun folgt eine, von einzelnen Askaris unterbrochene Trägerkolonne; jene haben die Aufgabe, austretende Träger zu beaufsichtigen, sie zum Ausharren zu ermuntern — jedoch nicht durch Prügel — und sie in geregeltem Marschtempo zu erhalten. Die Mitte bilden abermals Soldaten, dieser folgt die zweite Trägerkolonne und den Abschluß bildet die Nachhut, geleitet von einem Europäer oder schwarzen Offizier. Alles geht im Gänsemarsch der engen Pfade wegen, Spitze und Nachhut marschieren im Hinblick auf das größtenteils unübersichtliche Terrain im engen Anschluß an die

Hauptkolonne. Seitenpatrouillen gehen nur dort, wo man mit ihnen beständig in Verbindung bleiben kann und der Marsch des Ganzen durch sie nicht aufgehalten wird. Großen Wert hat der Führer auf ein aufgeschlossenes Marschieren zu legen. Nachdem die Kolonne eine halbe Stunde gegangen ist, soll sie „auflaufen" d. h. sich sammeln, teils um jenen Trägern, welche unter der Unbequemlichkeit einer Last leiden, Zeit zur Rangierung zu gönnen, teils um zu konstatieren, daß die gewohnte Ordnung und Einteilung innegehalten wird. Den Trägern und Soldaten muß das Singen und Unterhalten, soweit es den Fortschritt der Karawane nicht stört oder besondere Umstände es nicht verbieten, gestattet werden. Seitenpfade, welche geeignet wären, die nachfolgende Karawane von der Hauptroute ab- und irre zu führen, verstellt man mittelst abgebrochener auf den Kreuzungspunkt niedergelegter Zweige. Nachdem um 5 Uhr morgens der Aufbruch erfolgte, wird nach etwa dreistündigem Marsch die erste Rast veranstaltet, jedoch nicht länger als höchstens eine halbe Stunde, damit die Träger den Übergang von der Ruhe zum Weitermarsch nicht allzu schmerzlich empfinden. Um Mittag läßt man die Expedition vollständig sammeln und lagert auf einer geeigneten, möglichst schattigen Stelle $1^1/_2$ bis 2 Stunden, um eine frugale Mahlzeit einzunehmen. Handelskarawanen beschließen nach achtstündigem Marsche ihre Tagesleistung, militärische Expeditionen dehnen den Marsch bis zu 14 Stunden und darüber aus, je nach Bedarf. Unsere Expedition nach dem Kilimandscharo und zurück marschirte durchschnittlich 10 Stunden.

Die Träger sollen die Gehöfte und Dörfer nur unter Aufsicht betreten, um Streitigkeiten mit den Einwohnern und Ausschreitungen zu verhüten. Im Verkehre mit den Häuptlingen und Eingeborenen sei der Führer bestimmt, aber freundlich, zeige keine überlegene Anmaßung oder gar Verachtung ohne begründeten Anlaß hierzu. Besteht hinreichender Grund zur Annahme, daß Feindseligkeiten gegen die Expedition geplant werden, dann komme man denselben durch eine energische, aber die notwendigen Grenzen nicht überschreitende Offensive zuvor und die Eingeborenen werden auf lange Zeit hinaus eine heilsame Lehre daraus ziehen. Im deutschen Schutzgebiete haben die Eingeborenen nicht das Recht Steuern zu erheben und allen dahin zielenden Anzapfungen muß Widerstand, eventuell mit Waffengewalt, entgegengesetzt werden.

Nach dem Eintreffen im Lager wird dasselbe in kürzester Frist durch Aufhäufung von Dornenästen und dergleichen befestigt und nur ein einziger Ausgang frei gelassen, woselbst ein Posten aufgestellt wird, welcher die Ein- und Austretenden kontrollirt. Befindet man sich in Feindesland, so werden im Umkreise von 20—30 Metern vom Lager entfernt einzelne Feuer entzündet, welche die nächste Umgebung erhellen, und Wachen im Busche verteilt. Dieselben müssen von Stunde zu Stunde revidirt werden. Auf diese Weise bleibt die Expedition vor plötzlichen Überfällen bewahrt. Die Expedition ist leider nicht immer in der Lage, durch günstige Geländeverhältnisse unterstützte und ausreichende Vorkehrungen gegen einen Überfall zu treffen und trotz aller Vorsicht mag eine Katastrophe über sie hereinbrechen. Unter allen Umständen jedoch wird der Führer nur dann seiner Pflicht voll genügt haben, wenn er kritischen Situationen in seiner Person die Spitze bietet und durch dieses Beispiel den Mut der weißen Begleiter wie der Mannschaften und Träger auf der erforderlichen Höhe erhält. Eine solche Haltung thut Wunder. —

Die Träger, nachdem sie die erste Müdigkeit überwunden und sich gesättigt

haben, lieben es, uneingedenk der Strapazen, welche der nächste Tag ihnen bringen mag, bis spät in die Nacht hinein zu schwatzen. Dies darf der Führer nicht dulden, sondern Ruhe muß herrschen, sobald die Lampen in den Zelten verlöscht sind. Das Signal zum Aufbruch muß eine halbe Stunde vor dem Verlassen des Lagers gegeben werden, damit die Träger ihre Lasten in dauerhafter Weise verschnüren können. Auch das Abbrechen und Packen der Zelte nimmt etwa eine Viertelstunde in Anspruch. Sind diese Vorbereitungen beendet, so gibt ein zweites Signal das Zeichen zum Abmarsch, nachdem noch die Einteilung der einzelnen Kolonnen bekannt gegeben worden.

Marschirt die Expedition in notorisch feindseligem Gebiete andauernd durch dichten Busch und kann sich Seitendeckung in demselben nicht fortbewegen, so schadet es nicht, dann und wann Schüsse in das Dickicht zu senden, vielleicht auch eine Salve, sofern man glaubt, vom Feinde begleitet zu werden. In Feindesland muß die Spitze, um dem ersten Anprall erfolgreich begegnen zu können, erhebliche Verstärkung erfahren. Bei eintretendem ernsterem Kampfe darf die Trägerkolonne nicht unmittelbar nachfolgen, sondern ist unter zuverlässiger starker Aufsicht so lange zurückzuhalten, bis das Gefecht entschieden ist. Denn aus disziplinarischen Gründen empfiehlt es sich nicht, den Trägern gute Präzisionswaffen in die Hände zu geben. Ein Rückzug auf feindlichem Gebiete sollte, wenn irgend thunlich, auf einer andern Route erfolgen. Erreicht die Karawane ein tiefes und breites Gewässer, welches den Leuten jedoch das Durchwaten noch gestattet, so bilden die kräftigsten Soldaten und Träger behufs Hinüberbeförderung der Kolli geschlossene Kette durch das mittelst einiger Schüsse zuerst von den Krokodilen gesäuberte Wasser. Die Reittiere befördert man in der Weise an das jenseitige Ufer, daß zunächst das Ende einer Leine hinübergebracht wird, an welcher darauf das Tier schwimmend und gezogen das Ufer erreicht. Machen starke Strömung und große Tiefen das Durchwaten unmöglich, dann muß ein anderer Übergangsplatz gesucht werden und ist diese Suche erfolglos, so wird der Führer trotz großen Zeitverlustes den Versuch machen, eine Brücke zu schlagen. Fehlt endlich hierzu das Material, dann versucht man durch die besten Schwimmer eine Leine an das andere Ufer zu bringen, oder noch besser an einer der allenthalben zahlreichen Strominseln zu befestigen. Freilich darf man in diesem Falle froh sein, wenn die Menschen sämtlich ungefährdet hinübergelangen, die Lasten dagegen werden fast durchweg den Einflüssen des Wassers preisgegeben sein. Darum für wertvollere Ausrüstung, insbesondere Instrumente, Karten, Zeichnungen, Tagebücher ꝛc. erste Bedingung eiserne, mit Kautschukumrandung wasserdicht verschlossene Koffer.

Keine Expedition sollte ohne Kompaß, Feldstecher, gute Karten, Apotheke und last not least ohne einen Arzt reisen — lauter unentbehrliche Dinge.

Mag nun eine Karawane noch so vortrefflich ausgerüstet sein, so werden doch mit der Zeit noch Tage kommen, an welchen sich gemeinsame, mitunter recht schwer zu tragende Leiden einstellen, sei es infolge von Krankheiten, ungünstiger Witterung, Nahrungs- und Wassermangel, sei es durch Schicksalsschläge anderer Art. In solchen schweren und fast unausbleiblichen Tagen wird es sich zeigen, ob der Führer es verstanden hat, seine Untergebenen nicht nur mit Peitsche und Revolver in Schach zu halten, sondern auch die Herzen an sich zu fesseln. Denn ist ihm das

Letztere nicht gelungen, so wird, wenn die Karawane großen Duldungen unterworfen ist, schmählicher Verrat und offene Meuterei ihn bedrohen und gelingt es ihm, darüber Herr zu werden, so kann es nur geschehen, indem er den bisherigen Härten neue und grausamere hinzufügt.

Aus dem in großen Zügen Dargelegten ergibt sich, welche Verantwortung dem Leiter einer Expedition zufällt und welche Ansprüche an dessen Fähigkeit gestellt werden müssen, damit er sich seiner Pflichten in humaner und erfolgreicher Weise entledige.

Indem ich mich zum Schlusse dem Kapitel „Ausrüstung" zuwende, erscheint es mir angesichts der reichen, insbesondere das hygienische Gebiet trefflich behandelnden Litteratur, welche erfahrene Forschungsreisende und Ärzte diesem Gegenstande gewidmet haben, überflüssig, meinerseits eine ausführliche Darstellung davon zu geben. Aber nur die mir am wichtigsten scheinenden Punkte hervorhebend, möchte ich den Begriff „Ausrüstung" im weitesten Sinne verstanden wissen. Das Verständnis für zweckmäßige *Kleidung* in den Tropen ist heute in so weite Kreise gedrungen und es wird demselben durch die Thätigkeit der Kolonialvereine und verwandter Institute so viel Vorschub geleistet, daß es fast Eulen nach Athen tragen hieße, wollte ich darüber des Langen und Breiten schreiben. Daß Wollkleidung für Afrika nicht geeignet ist, habe ich schon oben S. 141 angedeutet. Ich beschränke mich daher auf die Wiedergabe sporadischer, auf meine persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen gegründeter Direktiven über vernunftgemäßes Verhalten im Tropen- bezw. ostafrikanischen Klima.

Eine Abhärtung im Tropenklima gibt es nicht, wer dieselbe versucht, begeht Selbstmord; was dagegen jeden, mag er noch so große Widerstandsfähigkeit mitbringen, drüben erwartet, ist *Abnützung*, die sich je nach Lebensweise und Schicksalen langsamer oder rascher vollzieht, immerhin jedoch unausbleiblich ist. Vermag man sie nun auch nicht aufzuheben, so kann ihr doch unter gewissen Voraussetzungen stark entgegengewirkt werden und zwar durch folgende Mittel:

Möglichste Fernhaltung von Gemütsbewegungen und Aufregungen. Niemand, dessen Sinn an Familienbande in der Heimat geknüpft ist, gehe anders als nur zu *flüchtigem* Aufenthalte nach Ostafrika. Die klimatischen Beschwerden üben schon an und für sich und ununterbrochen einen solch schädigenden Einfluß auf das Nervensystem aus, daß Geist und Körper binnen kurzem aufgerieben sein würden, wenn noch Aufregungen anderer Art, wie z. B. Heimweh, die Sorge um die Familie daheim, am Ende gar pekuniäre Sorgen hinzutreten. Sanguinische Temperamente erfreuen sich darum in den Tropen der längsten Lebensdauer.

Aus dreierlei Gründen vermeide man das *Trinken über den Durst*: Erstens um Leber und Nieren zu schonen, zweitens um in der Lage zu sein, den auf Märschen im Innern oft unvermeidlichen Wassermangel überstehen zu können, drittens um jene hohen Temperaturen des Blutes zu vermeiden, welche so leicht Fieber erzeugen. Standhaft widerstehe man allen Versuchungen zu Kneipereien, übe sich vielmehr in der *Enthaltsamkeit* von geistigen Getränken, die gleich dem Kognak nur zur Unschädlichmachung schlechten Wassers dienen sollten und beschränke sich auf geringe Quantitäten Bier oder reinen Rotwein. Champagner soll ganz vermieden werden, um seine vorzügliche Wirkung gegen Dysenterie nicht zu schmälern.

Man beginne niemals mit Morphium! Dasselbe spielt leider eine große Rolle in Ostafrika und der Morphinisten gibt es dort leider genug. Gegen Schlaflosigkeit ist das beste Mittel viel körperliche Bewegung: Reiten, Jagen, Criquet, Fußball u. s. w.

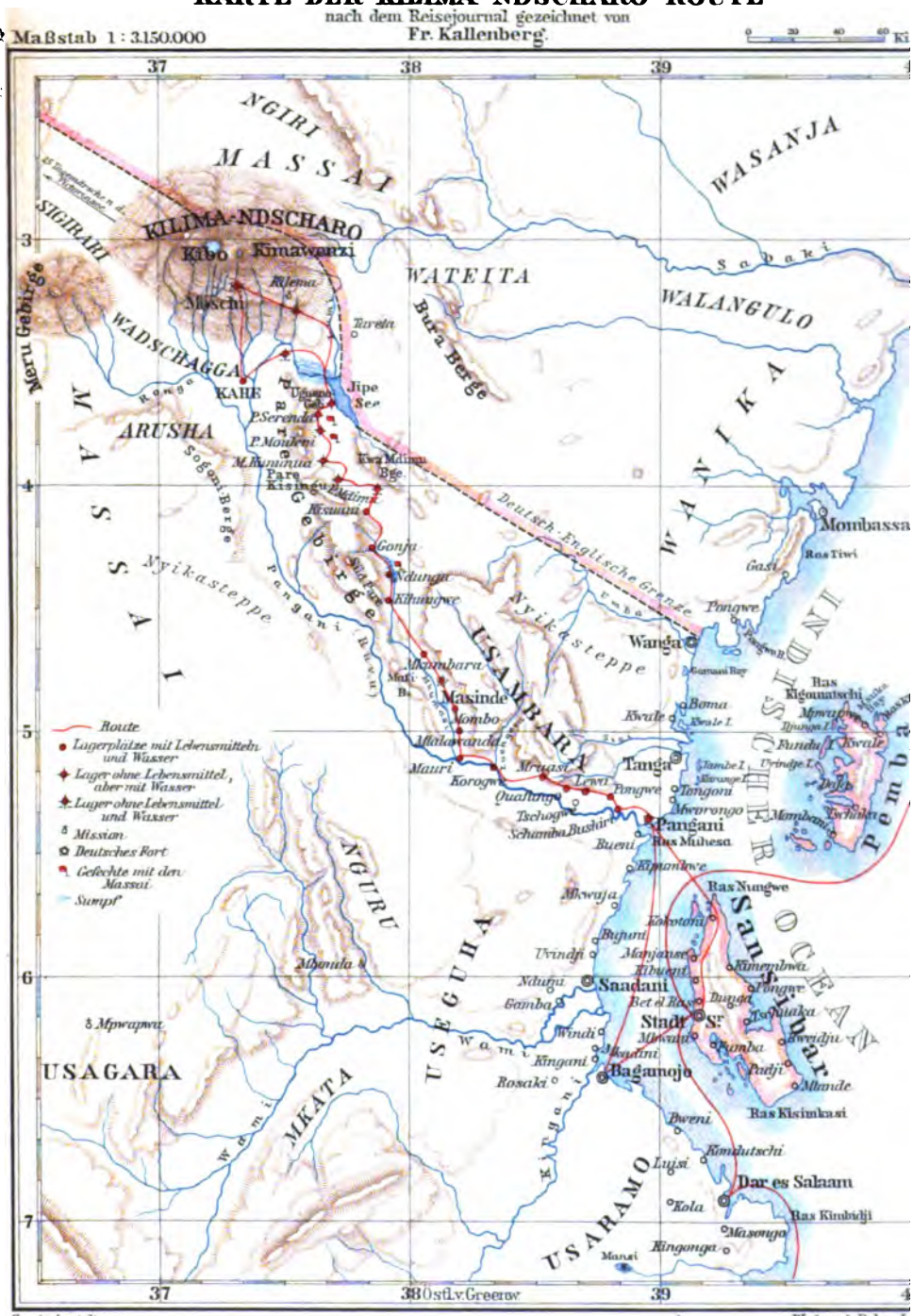
Eine Acclimatisirung in Ostafrika ist ausgeschlossen: dieselbe erscheint nicht einmal möglich in den höheren Lagen des Pare- und Kilimandscharogebirges. Man setze sich nie auch nur eine Minute lang den Sonnenstrahlen aus; die Sonne ist zu fürchten von Aufgang bis Untergang. Nie unter freiem Himmel schlafen. Ein Zelt mit Sonnensegel kann nicht entbehrt werden. Eine Nacht unter freiem Himmel und das Fieber stellt sich ein. So viel und so kräftig wie möglich essen, Fleisch nur gebraten. Niemals ohne dringende Not durch das Wasser gehen, sich vielmehr, wo irgend angängig, tragen lassen oder einen Übergang suchen. Nasse Füße erzeugen Fieber. Auf den Märschen trage man leichte, einfachsohlige Schuhe aus Segeltuch; keine schweren Jagdstiefel oder Stiefeletten, dagegen Gamaschen aus grauem festem Tuch, bis zum Knie reichend. Diese sind solchen aus Segelleinwand, die in der Nässe steif wird, vorzuziehen. Unentbehrlich ist ein Regenmantel aus imprägnirtem Stoff oder leichtem Kautschuk, ferner eine oder zwei Wachstuchdecken von vier Metern im Quadrat. Für persönliches Gepäck nur starke, wasserdichte Blechkoffer; Lederkoffer sind unbrauchbar. Sämtliche Ausrüstungsgegenstände für Ostafrika sind in Hamburg käuflich, größtenteils auch in Sansibar und Bagamoyo und dort keineswegs teurer, sogar in mancher Hinsicht zweckmäßiger zu beschaffen als in Deutschland. Eine Ausnahme bilden nur die Waffen. Jagdmunition darf im Bahnkoupee nicht mitgeführt werden, auch an den Grenzen würden Schwierigkeiten zu gewärtigen sein. Man übergebe dieselbe daher deklarirt dem ersten Offizier auf dem Dampfer, resp. adressire sie an die „Deutsche Ostafrika-Linie". Gute Schußwaffen sind in Ostafrika ein seltener und gesuchter Artikel; namentlich fehlt es beständig an Jagdmunition. Nur Revolver mit selbstthätiger Hahnspannung sind zu gebrauchen: der Mauser'sche Armeerevolver ohne diese ist zu schwerfällig.

Der Verfasser.

KARTE DER KILIMA-NDSCHARO-ROUTE

nach dem Reisejournal gezeichnet von

Fr. Kallenberg.



Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, L

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

NM

DT 440 .K28
Auf dem Kriegsptad gegen die M
Stanford University Libraries
3 6105 041 533 055

K28

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

FEB 25 1972